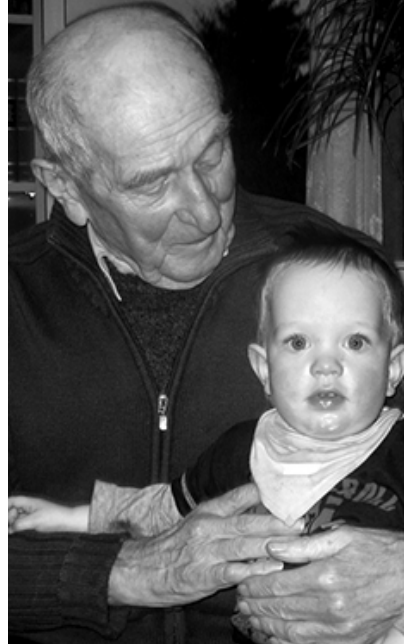
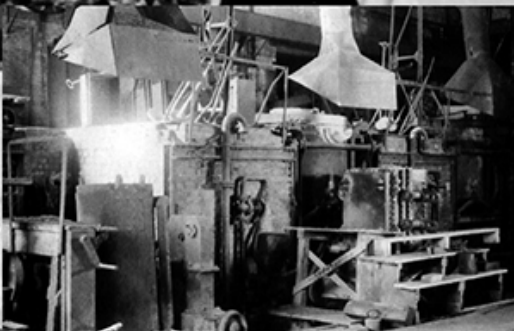




# DER JUNGE VOM KNACK

## EIN LEBEN IN VIER DEUTSCHEN STAATEN

## RUDI KUPFER



# **Der Junge vom Knack**

**Ein Leben in vier deutschen Staaten**

**von**

**Rudi Kupfer**

**Herausgegeben von Neidthard Kupfer**



Dieses Buch ist unter der **Creative Commons Lizenz Attribution-NoDerivatives 4.0 International** (Namensnennung-Keine Bearbeitung 4.0 International) veröffentlicht. **Sie dürfen:**

- **Teilen** - das Material in jedwedem Format oder Medium vervielfältigen und weiterverbreiten und zwar für beliebige Zwecke, sogar kommerziell.

**Unter folgenden Bedingungen:**

- **Namensnennung** - Sie müssen angemessene Urheber- und Rechteangaben machen, einen Link zur Lizenz beifügen und angeben, ob Änderungen vorgenommen wurden.
- **Keine Bearbeitungen** - Wenn Sie das Material remixen, verändern oder darauf anderweitig direkt aufbauen, dürfen Sie die bearbeitete Fassung des Materials nicht verbreiten.

Internationale Version:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/>

Deutsche Version:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nd/4.0/deed.de>

**Zitation:**

*Kupfer, Rudi; Kupfer, Neidthard (Hrsg.): Der Junge vom Knack - Ein Leben in vier deutschen Staaten. Selbstverlag, Berlin 2026. URL: <https://www.deutsche-vergangenheit.de/> Lizenz: Creative Commons Attribution-NoDerivatives 4.0 International CC BY 4.0*

Erstauflage 31. Oktober 2014

Vierte, korrigierte Auflage, 30. Juli 2026

Herausgegeben von Neidthard Kupfer

Neidthard Kupfer

Donastr. 1

12043 Berlin

E-Mail: [mail@zeitkommentar.de](mailto:mail@zeitkommentar.de)

Mobil: +4915125504397

# Inhaltsverzeichnis

|                                                     |     |
|-----------------------------------------------------|-----|
| Die Familie                                         | 5   |
| Meine Kindheit                                      | 10  |
| Die Lehrzeit                                        | 22  |
| Reichsarbeitsdienst                                 | 43  |
| Kriegsdienst und Fronteinsatz                       | 51  |
| Die Kriegsgefangenschaft                            | 86  |
| Entlassung und Heimreise                            | 113 |
| Erinnerungen meiner Frau Renate                     | 120 |
| Mein neues Leben beginnt                            | 131 |
| Mein Arbeitsleben im Erzgebirge bis 1972            | 149 |
| Die Zeit als Leiter des Bereichs Forschung          | 193 |
| Rückblick: Das Scheitern der DDR                    | 234 |
| Der Ruhestand                                       | 241 |
| <i>Anhang: Rede zur Trauerfeier am 3. Juni 2011</i> | 250 |

# Die Familie

Die Familie meines Vaters und meiner Mutter kann ich bis zu meinen Urgroßeltern zurückverfolgen. Von meinen Großeltern habe ich jedoch nur meine Großmutter mütterlicherseits richtig kennengelernt. Ich habe sie oft, wenn sie uns für ein paar Tage besuchen wollte, von meiner Tante in Mühlbeck abgeholt und wieder zurückgebracht. Das waren jeweils etwa acht bis zehn Kilometer zu laufen, meine Großmutter hat den Weg auch mit 80 Jahren noch gut geschafft.

Mein Vater stammte aus Dabrun, einem kleinen Ort in der Nähe von Wittenberg. Er war intelligent und lebensklug und für die ihm mögliche Schulbildung recht gebildet. Wenn ihm eine seinen Fähigkeiten entsprechende Ausbildung möglich gewesen wäre, hätte er in seinem Leben viel erreichen können. Auf dem Gebiet des Rechnens, wie zu unserer Zeit das Fach Mathematik bezeichnet wurde, half er uns oft bei unseren Schulaufgaben. Er wurde, so viel ich weiß, 1910 zum Militärdienst eingezogen und nahm am Ersten Weltkrieg von 1914 vom ersten bis zum letzten Tag teil. Er erreichte während dieser Zeit als Oberfeldwebel das Ende der Unteroffizierslaufbahn, war zum Schluss als Offiziersstellvertreter eingesetzt und erhielt das Eiserne Kreuz Erster Klasse. Nach diesem Krieg arbeitete er zunächst im Braunkohlebergbau und ab etwa 1923 im Aluminiumwerk der Elektrochemischen Werke Bitterfeld, die seit 1925 zur I.G. Farbenindustrie AG gehörten. Er war als Ofenmann in der Schmelzflusselektrolyse<sup>1</sup> tätig, bei der aus Aluminiumoxid und Kryolith metallisches Aluminium hergestellt wurde, und arbeitete dort bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges - er wurde 1945 mit dem Kriegsverdienstkreuz ausgezeichnet.

Ich kenne meinen Vater als sehr arbeitsam und fleißig, neben seiner körperlich außerordentlich schweren Arbeit im Betrieb war er mit vielen Nebenarbeiten zu Hause beschäftigt. So reparierte er für uns und auch für andere Leute die Schuhe und andere Lederwaren wie Taschen. Im Sommer fertigte er Wäschestützen und -pfähle an, die er verkaufte, um nebenbei noch ein wenig Geld zum Unterhalt unserer Familie zu verdienen, dazu kam die Bewirtschaftung von zwei recht großen Gärten.

Meine Mutter wurde in Mühlbeck, einem kleinen Dorf in der Nähe von Bitterfeld, geboren und lebte auch dort bis zum Ende des Ersten Weltkrieges. Sie arbeitete in ihrer Jugend in der Papiermühle bei Bitterfeld. Sie war eine gütige und intelligente Frau und eine sehr gute Mutter. Trotz der vielen und schweren Arbeit, die meine Mutter zu verrichten hatte, habe ich sie meist gut gelaunt und oft fröhlich singend in Erinnerung. Ich hatte fünf Geschwister, drei Schwestern - Ilse, Gerda und Inge - und zwei Brüder - Willi und Horst. Den ältesten Bruder Willi habe ich nie wirklich kennengelernt und kann nur berichten, was ich von meiner Mutter weiß. Er erkrankte als Kleinkind an Meningitis, die bleibende Hirnschäden und eine Entwicklungsstörung mit geistigen Beeinträchtigungen hinterließ. Meine Mutter führte die schwere Erkrankung auf eine unsachgemäße Impfung zurück.



**Mein Vater während seiner Militärzeit vor dem  
1. Weltkrieg zwischen 1910 und 1914**



**Das Bild zeigt links sitzend meine Mutter als junge Frau, neben ihr steht ihre Schwester.**

Es muss wohl so oder ähnlich gewesen sein, denn sie erhielt von den Nazis das Mutterkreuz der 2. Stufe in Silber und das wurde nur vergeben, wenn eine sogenannte Erbgesundheit vorhanden war - meine Mutter musste deswegen vorher zur ärztlichen Untersuchung. Ich kannte lediglich ein Bild von ihm, solange ich denken kann, lebte er in einem Heim für geistig behinderte Kinder, in den Neinstedter Anstalten bei Thale im Harz.

Er wurde auf Verlangen von Nachbarn in das Heim eingeliefert und blieb dort, bis er etwa 1939 nach Leipzig verlegt wurde. Meine Mutter besuchte Willi mehrmals, sie war immer sehr traurig, wenn sie zurückkam. Nach einem dieser Besuche weinte meine Mutter und sagte:

*"Die machen bestimmt Versuche mit den Kindern, Willi hat an beiden Armen Einstiche von Injektionen."*

1940 wurde Willi im Zuge der Euthanasie-Aktion "T4" in die Anstalt Bernburg verlegt, 1941 erhielten wir die Nachricht, dass er an Herzschwäche gestorben sei und eingeäschert wurde, man schickte uns eine Urne mit Asche zu.<sup>2</sup> Meine Mutter behauptete damals, dass Willi getötet wurde. Wir schrieben es ihrem Schmerz zu und glaubten nicht, dass so etwas von der Regierung geduldet würde. Erst nach dem Krieg wurde uns von den Behörden die grausame Wahrheit bestätigt, dass ein Teil der Landes-Heil- und Pflegeanstalt in Bernburg in jenen Jahren eine Tötungsanstalt war und behinderte Menschen - auch Willi - systematisch getötet wurden, allein in Bernburg wurden im Jahr 1941 8.601 Menschen ermordet.

Die Familie meiner Frau Renate, geborene Eichmann, kann ich bis zu den Großeltern zurückverfolgen. Es gab zwar einen Stammbaum der Eichmann-Linie bis ins 17. Jahrhundert, doch der ist leider verlorengegangen. Ich selbst kenne nur die Eltern von Renate und ihren Großvater mütterlicherseits. Die Mutter Elsbeth Eichmann, geborene Wecke, wuchs in der Drewitz, seit 1939 ein Ortsteil von Potsdam, auf. Sie arbeitete als junge Frau als Sekretärin und war eine herzensgute und bis zur Selbstaufgabe altruistische, aber immer auch etwas ängstliche Frau. Der Vater Fritz Eichmann ist in Berlin aufgewachsen, er musste beide Weltkriege als Soldat durchstehen. Er war ein durch lebenslanges, autodidaktisches Lernen hochgebildeter, sehr eigensinniger und manchmal etwas eigenartiger Mann, aber auch ein lebenskluger und hilfsbereiter Mensch. Darüber hinaus war er ein angenehmer, humorvoller und intelligenter Gesprächspartner, ich bin Ende der 1960er bis Mitte der Siebzigerjahre oft mit ihm und meinem jüngsten Sohn Wolfhard an die Ostsee gefahren.

In unserer Ehe wurden drei Söhne geboren. Neidthard wurde am 15. Oktober 1957 in Zwickau geboren. Am 3. Januar 1964 entband meine Frau in Schlema unseren zweiten Sohn Ullrich. Er verstarb noch am gleichen Tage im Kinderkrankenhaus in Aue. Die Ursache war ein Fehler bei der Entbindung, es war eine sehr schwere Geburt und der Säugling wurde so stark geschädigt, dass er noch am selben Tag um 22:20 Uhr verstarb. Wolfhard erblickte am 15. Juli 1966 in Schlema das Licht der Welt.

### Familientafel Rudi Kupfer

#### Urgroßeltern

|                                                           |                          |                                               |                                  |
|-----------------------------------------------------------|--------------------------|-----------------------------------------------|----------------------------------|
| Kupfer,<br>Erdmann Johann<br>geb. in Globig<br>Zimmermann | Okler,<br>Johann Erdmann | Boost,<br>Johann Gottlob<br>Leinewebermeister | Dietrich,<br>Johann Gottlob Carl |
|-----------------------------------------------------------|--------------------------|-----------------------------------------------|----------------------------------|

|                                    |                                        |                                       |                                               |
|------------------------------------|----------------------------------------|---------------------------------------|-----------------------------------------------|
| Kupfer,<br>Christiane<br>geb. Jost | Okler,<br>Johanna Renate<br>geb. Gille | Boost,<br>Christiane<br>geb. Bowitzky | Dietrich,<br>Johanna Christiane<br>geb. Mieth |
|------------------------------------|----------------------------------------|---------------------------------------|-----------------------------------------------|

#### Großeltern

|                                                                                                      |                                                                                                              |                                                                                                          |                                                                                                |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Kupfer<br>Ernst Ludwig<br>geb. 22.07.1864<br>in Globig<br>gest. 08.05.1956<br>in Wachsdorf<br>Kätner | Kupfer, geb. Okler<br>Auguste Wilhelmine<br>geb. 28.11.1867<br>in Melzig<br>gest. 08.08.1926<br>in Wachsdorf | Boost, geb. Bowitzky<br>Karl Franz<br>geb. 18.12. 1864<br>in Rösa<br>gest.?<br>in Mühlbeck<br>Korbmacher | Bowitzky, geb. Dietrich<br>Johanna Christiane<br>geb. 26.08.1857<br>in Gossa<br>gest.?<br>in ? |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------|

#### Eltern

|                                                                                                       |                                                                                                            |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Kupfer, Wilhelm Friedrich<br>geb. 18.05.1890 in Dabrun<br>gest. 18.04.1962 in Muldenstein<br>Arbeiter | Kupfer, Martha, geb. Bowitzky<br>geb. 22.09.1889 in Mühlbeck<br>gest. 11.08.1959 in Bitterfeld<br>Hausfrau |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

### Familientafel Renate Kupfer, geb. Eichmann

#### Großeltern

|                                                                                                        |                                                                                                   |                                                                                              |                                                                                                |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Eichmann<br>Gustav<br>geb. 23.02.1873<br>in Wassersuppe<br>gest. 08.04.1959<br>in Drewitz<br>Lokführer | Eichmann, geb. Maeder<br>Martha Flora<br>geb. 22.09.1873<br>in ?<br>gest. 12.04.1917<br>in Berlin | Wecke<br>August<br>geb. 21.09.1871<br>in Polewzig<br>gest.22.04.1959<br>in Drewitz<br>Maurer | Wecke, geb.: Noske<br>Anna<br>geb. 09.08.1875<br>in Badewitz<br>gest. 05.02.1946<br>in Drewitz |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------|

#### Eltern

|                                                                                                               |                                                                                                                |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Eichmann, Fritz Gustav Otto<br>geb. 06.08.1898 in Berlin-Tempelhof<br>gest. 20.01.1984 in Aue<br>Angestellter | Eichmann, Elsbeth Anna Ella, geb. Wecke<br>geb. 13.02.1901 in Nowawes<br>gest. 26.02.1986 in Aue<br>Sekretärin |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

#### Kupfer, Rudi Heinz

geb. 22.05.1927 in Burgkernitz  
gest. 26.05.2011 in Zwickau  
Ingenieur-Chemiker, Diplom-Metalloge,  
Dr.-Ingenieur

Kupfer, Renate Martha Anna, geb. Eichmann  
geb. 31.10.1934 in Bitterfeld  
gest. 19.02.1989 in Aue  
Chemielaborantin

#### Kinder

|                                                                                 |                                                                          |                                                                      |
|---------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------|
| Kupfer, Neidthard<br>geb. 15.10.1957 in Zwickau<br>Gießereiarbeiter, IT-Support | Kupfer, Ullrich<br>geb. 03.01.1964 in Schlema<br>gest. 03.01.1964 in Aue | Kupfer, Wolfhard<br>geb.25.06.1966 in Schlema<br>Lehrer, Schulleiter |
|---------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------|

#### Enkel

|                                               |                                                                                                            |
|-----------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| Kupfer, Juliane<br>geb. 18.04.1982 in Schlema | Kupfer, Janis Lennardt<br>geb. 10.02.2004 in Leipzig<br>Kupfer, Yohan Edward<br>geb. 10.05.2008 in Leipzig |
|-----------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------|

# Meine Kindheit

Meine Kindheit erlebte ich im sogenannten Knack. Das war eine Bezeichnung für ein mittlerweile nicht mehr existentes Waldstück, ähnlich dem Namen einer Straße oder eines Platzes. Wir wohnten zusammen mit drei anderen Familien in einem größeren, aus Ziegelsteinen gebauten Haus im Wald, das etwa zwei bis sechs Kilometer von den nächsten Dörfern entfernt war. Daneben stand ein Stallgebäude, wir hatten, wie jede der anderen Familien auch, zwei Ställe mit einem Heuboden. An dieses Stallgebäude anschließend befand sich für jede Familie ein Trockenklosett, also ein Fallklo mit Grube. Das Haus gehörte wahrscheinlich zu einem ehemaligen Röhrenwerk, welches den Ton für die Röhren aus der neben dem Haus vorhandenen Grube entnommen hatte, bis diese schließlich erschöpft war. Dann wurden etwas weiter entfernte Fundstätten ausgebeutet. Als diese ebenfalls erschöpft waren, wurde das Werk abgerissen, nur unser Haus blieb stehen. Überall fand man Reste der Gebäude, was uns viele Möglichkeiten bot, auf dem Gelände herumzutoben und zu spielen. Das ganze Gebiet wurde als "Knack" bezeichnet, es gehörte zur Gemeinde Burgkernitz, wahrscheinlich deshalb, weil der Wald und das Grundstück, auf dem sich das Werk und unser Haus befanden, dem Baron von Bodenhausen gehörten, dessen Schloss in Burgkernitz stand. Zur Schule mussten wir in Friedersdorf gehen, das war die größte Landschule im Umkreis, die Post wiederum kam über den Ort Muldenstein, der am nächsten lag und so lautete die Postadresse: *Muldenstein, Kreis Bitterfeld, Knack*. Es war eine einsame Gegend, nach Norden durch Hochwald, einen Kiefernwald begrenzt, in Richtung Westen kam erst ein dichter Laubwald, in dem noch ein kleinerer Teich war. Dann folgte ein großes Gebiet mit kleineren Fichten und einer Kiefern Schonung, durch die ein schmaler Weg führte. Für die anderen Kinder aus den benachbarten Dörfern hatte der Knack etwas Unheimliches. Erst viel später, als ich bereits aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war und wieder arbeitete, sagte mir ein Arbeitskollege aus Burgkernitz: *"Wenn Kinder bei uns nicht folgen, dann droht man ihnen damit, dass sie auf den Knack gebracht werden."* Für uns jedoch war es sehr schön, dort zu wohnen, wir fühlten uns grenzenlos frei, wenn wir im Wald oder in den Ruinen der ehemaligen Tonröhrenfabrik herumtoben konnten. Sicher, der lange Schulweg war besonders im Winter beschwerlich, aber wir hatten uns bald daran gewöhnt.

Meine Eltern jedoch waren sehr liebevoll und verständnisvoll, wir lebten allerdings in recht ärmlichen Verhältnissen. Meine Mutter hatte - nach heutigem Verständnis - nicht viel mehr von ihrem Leben als Arbeit. Die Familie mit dem Wenigen, was wir hatten, zu versorgen und zusammenzuhalten, war eine schwere Arbeit, zum Beispiel musste sie das im Haushalt benötigte Wasser von einem 300 Meter entfernten Brunnen holen - für eine siebenköpfige Familie war das allein schon eine Leistung. Ich erinnere mich, als ich noch nicht zur Schule ging, kam sie früh, als ich noch im Bett lag, mit zwei Eimern Wasser singend vom Brunnen. Meine Eltern waren nie zusammen im Urlaub, mein Vater nutzte seinen kurzen Urlaub dazu, die Gärten in Ordnung zu bringen.

Ich erinnere mich daran, dass mein Vater uns Kindern oft von seinen Erlebnissen im Ersten Weltkrieg erzählte. Meistens tat er das nebenbei, wenn er Schuhe reparierte und mein Bruder Horst und ich saßen dann bei ihm und hörten gespannt zu.

Ich weiß nicht, ob uns Kinder das nur so erschien, aber in der Rückschau betrachtet schwang in seinen Erzählungen von diesem Krieg ein gewisse Begeisterung mit. Vielleicht lag es daran, dass uns seine Erlebnisse wie ein großes Abenteuer erschienen, ich kann mich jedenfalls nicht daran erinnern, dass er uns dabei die Schrecken dieses Krieges versuchte darzustellen. Er erzählte zwar von dem Leben im Schützengraben, von dem Dreck und Schlamm, von dem Hunger und den Angriffen, aber irgendwie wirkte das nicht schrecklich für uns. Sicher war der Erste Weltkrieg für ihn ein prägendes Erlebnis und aus seiner Sicht das größte "Abenteuer" seines Lebens, schließlich wurde er vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen eigenhändig mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse ausgezeichnet und wurde bis zum Oberfeldwebel befördert, was beides für einen einfachen Soldaten nicht alltäglich war.

In unserem Haus gelangte man vom unteren Hausflur über eine Holzterasse in unsere Wohnung, zunächst in einen Flur, von dem die Türen zur Küche, zum Wohn- und anschließenden Schlafzimmer und zum Kinderzimmer gingen. Mein Bruder Horst und ich schliefen ab meinem etwa fünften Lebensjahr in diesem Kinderzimmer. Es war ein Raum von etwa 3,5 Meter Breite und vier Meter Länge mit einem Fenster. Das Fenster und die Tür schlossen nicht gut, im Winter war es in dem Zimmer sehr kalt, ich kann mich erinnern, dass morgens manchmal die Bettdecke am Kopfende durch die feuchte Atemluft gefroren war. Das Zimmer hatte zwar einen kleinen, gusseisernen Ofen, aber den zu heizen hatte wenig Sinn, weil er sehr schnell wieder kalt wurde, wenn das Feuer erloschen war. An diesen kalten Wintertagen legte unsere Mutter angewärmte, in einer Decke eingewickelte Steine in unser Bett.

Die Küche befand sich auf der linken Seite, sie war etwa vier mal vier Meter groß, auf der rechten Seite am Ende der Küche stand ein Küchenofen, daneben war eine Tür, die zur Abstellkammer von zwei mal vier Meter führte. In der Küche und in der Abstellkammer waren je ein Fenster, das Fenster in der Vorratskammer war im Winter so gut wie immer zugefroren und auch am Küchenfenster bildeten sich im Winter dicke Eisschichten, die nur selten abtauten.

Rechts neben der Küchentür befand sich die Tür zum Wohnzimmer. Es war mit etwa fünf mal fünf Meter Grundfläche das größte Zimmer und hatte zwei Fenster. Vom Wohnzimmer ging eine Tür zum Schlafzimmer, auch dieses war mit etwa fünf mal vier Metern recht groß und es hatte ebenfalls zwei Fenster. Die Einrichtung der Zimmer war der Zeit und den finanziellen Möglichkeiten der Familie entsprechend recht einfach. Im Schlafzimmer befanden sich vier Betten und ein Kleiderschrank, im Wohnzimmer stand in der Mitte ein ausziehbarer Tisch mit vier Stühlen, zwischen den beiden Fenstern stand eine Kommode mit einem Spiegel, diese Kommode gibt es noch, sie steht in meinem Schlafzimmer, den Spiegel dazu hat meine Schwester Inge in ihrem Schlafzimmer.



**Mein Vater 1917 während seines Aufenthaltes im Lazarett in Halberstadt, er sitzt in der unteren Reihe ganz rechts.**

In der Ecke neben dem Schlafzimmer auf der Fensterseite stand ein schmaler Wäscheschrank, neben der Schlafzimmertür befand sich in der Ecke ein eiserner Ofen und neben der Eingangstür stand ein großer Kleiderschrank. In der Küche hatte links neben der Eingangstür der Küchenschrank seinen Platz, rechts davon war eine Couch und an der Fensterseite zwischen dem Fenster und der Tür zur Abstellkammer stand der Küchentisch mit vier Stühlen. Unsere Wohnung war die größte Wohnung in diesem Haus. Die Wohnung unter uns hatte ein Zimmer weniger, dafür befand sich unter unserer Küche das Waschhaus.

Im Haus gab es keine Elektrizität, also auch kein elektrisches Licht und deshalb wurden die Zimmer am Abend mit Petroleumlampen beleuchtet. Es gab auch keinen Wasseranschluss, das Wasser musste, wie oben beschrieben, von einem Brunnen im Wald geholt werden. Natürlich war das Klosett, ein sogenanntes Plumpsklo, außerhalb des Hauses neben dem Stallgebäude, aber das war für die damalige Zeit allgemein üblich. Wie ich bereits erwähnte, lag das Haus sehr abgelegen an einem Kiefernwald auf der einen Seite, auf der anderen Seite des Waldes lag etwa 300 Meter entfernt ein Teich, der eine mit Wasser gefüllte Tongrube war. Er war fast vollständig mit Schilf zugewachsen, an zwei Stellen jedoch frei, dorthin gingen wir oft zum Baden. In unmittelbarer Nähe davon befand sich ein zweiter, kleinerer Teich mit Fischen, wir versuchten immer wieder, dort zu angeln, fingen aber nur sehr kleine Fische, die wir wieder aussetzten.

Schön war es im Sommer, überall im Wald waren Blumen, Veilchen und wilde Stiefmütterchen, Pilze und Waldbeeren, Erdbeeren, Brombeeren und Himbeeren. Im Frühjahr bis in den Frühsommer gingen wir oft los, um säckeweise Huflattich zu sammeln, dieser wurde dem Schweinefutter beigemischt. Wir sammelten oft auch Heidelbeeren, aber dafür mussten wir mit dem Fahrrad in die Dübener Heide fahren. Ich glaube, ich war zehn Jahre alt, als ich ein Fahrrad erhielt - der Milchmann aus Friedersdorf, der sonntags die Milch brachte, schenkte mir ein gebrauchtes. Es war zwar alt, aber fahrbereit und hatte auch eine Beleuchtung und ich nutzte dieses Fahrrad lange, erstaunlicherweise hat es auch die Zeit der russischen Besatzung nach Kriegsende überstanden und ich konnte es noch benutzen, als ich 1949 aus der Gefangenschaft nach Hause kam.

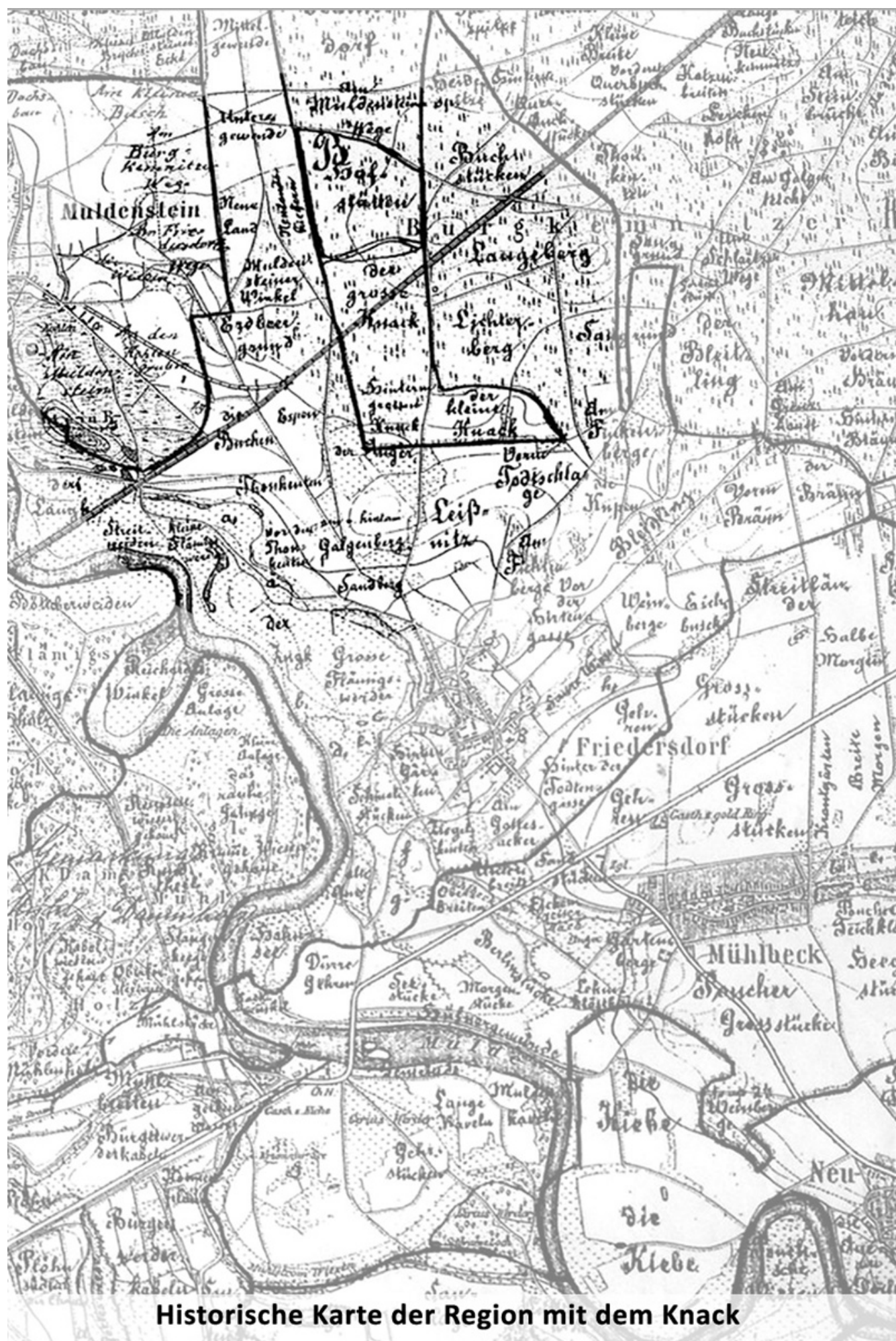
Wir konnten als Kinder im Wald toben, uns unterirdische, mit alten Brettern ausgekleidete Höhlen bauen oder im Teich baden. Hinter den Teichen erstreckte sich bis zur Bahnlinie das wild bewachsene Gelände mit den abgerissenen Gebäuden der ehemaligen Tonröhrenfabrik mit vielen Löchern und den Abrissresten. Auf dem ganzen Gelände zwischen unserem Haus und der Bahnlinie waren die Trümmerreste der Fabrik zu finden, diese Seite war mit Birken und Buchen zu einem dichten Wald bewachsen. Die vielen Hinterlassenschaften der ehemaligen Tonröhrenfabrik boten allerhand Möglichkeiten zum Spielen, wir fanden immer wieder Neues in den Trümmern und im nahegelegenen Laubwald gab es eine hohe Weißbuche, auf der wir, mein Jugendfreund Herbert und ich, eine Art kleines Baumhaus eingerichtet hatten.

Wenn ich hoch oben auf dem Baum saß, fühlte ich mich stark und frei. Mein Bruder Horst baute mit seinem Freund ein Blockhaus aus Holzstämmen, die sie aus dem Wald holten. Das Blockhaus hatte einen Vorraum und einen großen Raum mit zwei Fenstern, leider wurde es nicht ganz fertig, weil die Freundschaft der beiden Jungs vorher zu Ende ging. Wir nutzten es trotzdem viel zum Spielen.

In Richtung des Teichs, etwa 700 Meter von unserem Haus entfernt, verlief die Bahnlinie nach Bitterfeld, die in der einen Richtung nach Berlin und in der anderen nach Leipzig beziehungsweise Halle führte. In der Nähe, etwa einen Kilometer entfernt, lag eine größere Tongrube, die vollständig mit sehr klarem Wasser gefüllt war. Allerdings wurde das Wasser schnell milchig vom Ton, wenn starker Badebetrieb war. Als wir größer waren, sind wir im Sommer dort oft zum Baden hingelaufen. Der Teich war als Badeteich allgemein sehr beliebt. Er war von Wald umgeben und lag sehr schön.

Ich lernte dort früh schwimmen, ich glaube schon mit sechs Jahren. Im Hochsommer war dort viel Badebetrieb, es gab sogar einen kleinen Verkaufsstand und einen Eisverkäufer. Wenn dieser Eisverkäufer auf dem Weg zum Badeteich an unserem Haus vorbeikam, hielt er an und klingelte mit seiner Glocke. Ab und zu durften wir Kinder uns dann für fünf Pfennige eine Tüte Eis kaufen. In der Nähe dieser Tongrube waren im Wald noch kleinere Tümpel und ein mit Wasser gefüllter Steinbruch, der übrigens jetzt noch vorhanden ist, während der restliche Knack im Braunkohletagebau verschwand. Wenn man zum nächstgelegenen Ort gehen wollte, konnte man den Hauptweg entlang der Bahnlinie oder eine Abkürzung durch eine Kiefern Schonung bis zur Haltestelle der Bahn gehen. Von dort ging die Straße rechts nach Muldenstein, das war etwa ein Kilometer. Links ging die Straße ins etwa zwei Kilometer entfernte Friedersdorf. Wir mussten in Friedersdorf zur Schule gehen, sie lag etwas außerhalb, am entfernteren Ende, weshalb der Schulweg etwa vier bis fünf Kilometer lang war. Diesen Weg liefen wir Sommer wie Winter, bei Sonnenschein, Regen, Schnee oder Sturm hin und zurück, manchmal auch zweimal am Tag.

Im Winter war der Weg bis zum Bahnhof oft mit Schnee bedeckt, der uns bis zum Knie und bei Verwehungen bis zur Hüfte ging. Wenn es sehr kalt war, kamen wir völlig durchgefroren am Nachmittag zu Hause an, wir durften dann immer unsere Füße in die warme Backröhre des Küchenofens stecken und sie fingen an zu kribbeln, bis sie endlich wieder warm wurden. Trotz all dieser Erschwernisse denke ich gern an meine Kindheit zurück, es war eine insgesamt unbeschwerte und fröhliche Zeit. Wir hatten als Kinder sehr viele schöne Erlebnisse, die Höhepunkte waren die Weihnachtszeit und Ostern. Weihnachten fand immer im Wohnzimmer statt, das war eine Ausnahme, denn normalerweise spielte sich das Leben in der Küche ab und der Weihnachtsbaum, der immer frisch geschlagen aus dem Wald kam, stand wunderschön geschmückt auf dem Wohnzimmertisch. Obgleich meine Eltern sehr wenig Geld für die große Familie hatten, gab es auch kleine Geschenke für uns. Die ersten deutlichen Erinnerungen an meine Kindheit gehen in mein viertes oder fünftes Lebensjahr zurück und drehen sich um die Weihnachtszeit, was sicherlich daran liegt, dass diese Zeit für Kinder die meisten Überraschungen und Eindrücke bringt.



Historische Karte der Region mit dem Knack



**Der Knack - jetzt Teil des Muldestausees - und  
der Bahnhof Muldenstein heute**



Es war, so weit ich mich erinnern kann, in der Vorweihnachtszeit 1931. Meine Geschwister waren in der Schule, ich war der Jüngste und meine Eltern wollten mit dem Schlitten im Wald Brennholz holen. Meine Mutter setzte mich so an das Küchenfenster, dass ich nicht herunterfallen konnte und sagte zu mir: *"Ich glaube, dass der Nikolaus heute hier vorbeikommt. Er kommt sicher auf dem Weg aus dem Wald, der zum Brunnen führt. Er wird dir etwas in deine Mütze tun, die du in das Fenster im Flur gelegt hast. Wenn du artig sitzen bleibst und schön aufpasst, kannst du ihn sicher sehen."*

Draußen war es bitterkalt und in der Küche war es schön warm. Ich sah, wie meine Eltern mit dem Schlitten in den Wald gingen und blieb also sitzen, wie meine Mutter mir aufgetragen hatte, und schaute gespannt aus dem Fenster. Es waren Eisblumen darauf und ab und zu musste ich mit meinem Atem ein kleines Loch frei machen, damit ich auch wirklich hinaussehen konnte. Plötzlich sah ich in der Ferne einen Schlitten, es waren aber mein Vater und meine Mutter, die sich mit dem schwer beladenen Schlitten durch den tiefen Schnee quälten. Meine Mutter wollte wissen, ob ich den Nikolaus gesehen hatte. Ich sagte: *"Nein, aber ich habe immer aufgepasst."*

*"Aber das ist doch nicht möglich, schau in deine Mütze, da liegt doch Pfefferkuchen drin, den kann doch nur der Nikolaus hinein getan haben. Sicher ist er dann von der anderen Seite gekommen."*

Ich habe das geglaubt und ich erinnere mich, dass ich mich sehr geärgert hatte, weil ich den Nikolaus verpasst hatte. Ich habe nämlich lange an den Weihnachtsmann geglaubt, was vielleicht auch daran lag, dass jedes Jahr zu uns ein Nachbar als Weihnachtsmann kam und die Geschenke brachte. Diese Weihnachtsfeste waren unvergesslich für uns und natürlich gab es immer irgendwelche Zwischenfälle und an einen erinnere ich mich noch gut. Ich wollte vor meiner Schwester Gerda ausreißen, wir liefen immer um den Wohnzimmermisch, auf dem der Weihnachtsbaum mit seinen brennenden Kerzen stand. Plötzlich fiel der Baum um, einer von uns beiden hatte ihn wohl umgerissen, und ich sah, wie mein Vater langsam seinen Ledergürtel abschnallte. Gerda und ich rannten, so wie wir waren, die Treppe hinunter und hinaus in den tief verschneiten Garten, doch als wir einige Minuten später wieder das Zimmer betraten, hatte sich unser Vater bereits beruhigt, der Baum stand wieder und wir beide kamen mit einer Ermahnung davon. Ich erinnere mich auch an ein anderes, lustiges Erlebnis. Meine Schwester Inge hatte vom Arzt eine Medizin zur Blutbildung bekommen, die angenehm süß schmeckte. Deshalb naschte mein Bruder Horst heimlich davon und um das zu verhindern, versteckte Inge die Glasflasche mit der Medizin in diesem Ofen, der ja normalerweise nicht geheizt wurde. Als nun Weihnachten der Ofen angeheizt wurde und wir gerade gemütlich am Tisch saßen, gab es einen lauten Knall - die Flasche war explodiert. An einem Weihnachten schickte uns eine kinderlose Bäckerfamilie aus Thüringen, bei der Inge im Sommer anlässlich der Kinderlandverschickung wohnte und die meine Schwester am liebsten bei sich behalten hätte, eine große Kiste mit Backwaren und Weihnachtsgeschenken für uns.

Für meinen Bruder Horst und mich war je ein fünfzig Zentimeter hohes Holzpferd in der Kiste und für Gerda war ein Puppenwagen mit Puppe dabei, an Inges Geschenk kann ich mich nicht erinnern. Am Weihnachtstag war unser Nachbar wieder als Weihnachtsmann im Einsatz und weil Horst oft ziemlich frech war und eigentlich immer irgendwelche Dummheiten anstellte, wollte ihn der Weihnachtsmann zur Strafe in den Sack stecken. Horst schrie aus vollem Hals und als seine Zwillingschwester Gerda das sah, stürzte sie sich wütend auf den Weihnachtsmann und biss ihn in den Oberschenkel, und zwar so heftig, dass die Hose durchbissen war und der Oberschenkel blutete. Freilich bedankte Horst sich auf seine ganz eigene Weise bei seiner Schwester für ihren selbstlosen Einsatz zu seiner Rettung vor dem Weihnachtsmann, indem er befand, sie sei eine "Fettgaga mit Jauchewagen", als Gerda später mit dem Puppenwagen vor dem Spiegel auf und ab stolzierte.

Jedes Jahr kurz vor Weihnachten wurden fünf bis sechs Christstollen gebacken, große Dreipfundstollen. Zu Hause wurde der Teig zubereitet und mein Vater brachte ihn zum Bäcker, einen Tag später holte er die gebackenen Stollen mit einer Schubkarre wieder ab - dabei durften keine brechen, denn das brachte angeblich Unglück. Angeschnitten wurden die Stollen eine Woche vor Weihnachten, wir Kinder konnten das immer kaum erwarten. Die Zeit ab Dezember hatte auch noch andere kulinarische Vorzüge zu bieten. Meine Eltern hielten meist ein, zwei Schweine, eine Ziege und mehrere Kaninchen. Die Schweine wurde immer Ende November oder Anfang Dezember geschlachtet und es gab in der Folgezeit mehr Wurst und Fleisch als sonst - vor allem, nachdem die Würste und die Schinken aus dem Rauch kamen. Auch Silvester wurde bei uns gefeiert, unser Vater holte in der nächsten Gaststätte etwas Rum und am Abend kochte meine Mutter schwarzen Tee, in den sie einen kleinen Schuss Rum hineintat. Der Tee schmeckte nun ganz leicht nach Rum und wir Kinder bekamen auch eine kleine Tasse davon, für uns war das eine ganz besondere Köstlichkeit. Ostern verkleideten sich eine Nachbarin und der bei ihr wohnende Untermieter als Osterhasen, sie zogen sich in der nahegelegenen Kiefernshonung um und kamen dann zu uns Kindern. Von einem solchen Osterfest habe ich noch ein Foto, welches hier abgebildet ist. Ich war zu dieser Zeit etwa drei bis vier Jahre alt. Ostern gab es hart gekochte und bunt gefärbte Ostereier, gelegt von den eigenen Hühnern, und wir konkurrierten mit den Kindern der Nachbarn, wer die meisten Eier bekommen hatte. Insgesamt hatten wir Kinder eigentlich eine ruhige, ausgeglichene und glückliche Kindheit und obwohl es damals durchaus üblich war, sowohl in den Familien als auch in der Schule Kinder mit Prügel zu bestrafen, kann ich mich nicht erinnern, dass mich meine Eltern jemals ernsthaft schlugen.

Ostern 1933 begann die Schulzeit für mich, ich musste, wie meine Geschwister auch, nach Friedersdorf zur Schule. Das war ein weiter Weg von etwa vier bis fünf Kilometer, den wir jeden Tag und bei jedem Wetter laufen mussten, aber wir gewöhnten uns sehr schnell daran. Mit mir ging immer Herbert Schütze, das Kind von unserem Nachbarn zur Schule, er war mit mir in einer Klasse.

Ich bin ganz gern zur Schule gegangen und ich war ein mittelmäßiger bis guter Schüler. Meine Noten schwankten zwischen gut und befriedigend, wobei befriedigend damals "vollwertige Normalleistung ohne Einschränkung" und gut "wesentlich über Durchschnitt liegend" bedeutete. Zur Schule ging ich in die Volksschule Friedersdorf, das war eine siebenklassige Volksschule, an der ungefähr zehn Lehrerinnen und Lehrer unterrichteten. Die Lehrkräfte und die Schule als solche waren recht gut und wir erhielten eine solide Grundlagenbildung. Wir waren in einer Klasse etwa 28 bis 30 Kinder, davon knapp die Hälfte Mädchen. Die Fächer Religion, Lesen, Rechnen und Musik hatten wir vom ersten bis zum achten Schuljahr. Rechtschreibung und Turnen hatten wir vom zweiten bis zum achten Schuljahr. Der heimatkundliche Anschauungsunterricht wurde im ersten und zweiten Schuljahr gehalten., im dritten Schuljahr kamen stattdessen Naturgeschichte und Zeichnen und im vierten Schuljahr Geschichte dazu. Ab dem sechsten Schuljahr erhielten wir dazu Unterricht in den Fächern Raumlehre und Naturlehre.

Im Frühjahr 1939 hatte ich plötzlich starke Bauchschmerzen und der Arzt schickte mich zum Röntgen. Dazu mussten wir nach Bitterfeld in die I.G. Farbenindustrie AG zum Betriebsarzt, dort stand das einzige Röntgengerät im Kreis Bitterfeld. Als meine Mutter und ich am Bahnhof Muldenstein ankamen, sagte meine Mutter, dass wir nach Bitterfeld laufen und uns für die achtzig Pfennige, die wir für die Bahnfahrt ausgegeben hätten, beim Bäcker in Bitterfeld etwas Gebäck kaufen. Also liefen wir los, aber zwischen Muldenstein und Bitterfeld fließt die Mulde. Für die Bahn führte eine Brücke darüber, an der seitlich eine Fußgängerbrücke angebaut war. Sie war mit Bohlen belegt, zwischen denen jeweils ein kleiner, drei oder vier Zentimeter breiter Spalt war, durch den man die Mulde sah. Ich war sehr ängstlich und sagte zu meiner Mutter:

*"Wenn wir in die Mulde fallen, bin ich nicht schuld, ich wollte nicht über diese Brücke gehen."*

Später sind wir als Jungen noch oft nach Bitterfeld gelaufen, wenn wir sonntags ins Kino gehen wollten. Unsere Eltern gaben uns dann immer das Geld für das Kino, wie wir nach Bitterfeld kamen, war unsere Angelegenheit. Als wir zum Arzt kamen, sagte der zu meiner Mutter:

*"Wie bitte? Du hast diesen Jungen Rudi getauft? Stell Dir mal vor, wenn er Großvater ist, Opa Rudi - wie soll denn das klingen!"*

Als wir nach Hause gingen, kamen wir an einer flachen Fabrikhalle vorbei, die Arbeiter standen draußen, an ihrem Hals hingen Atemmasken und sie husteten und spuckten. Ich bekam kaum Luft und musste auch stark husten. Einige Jahre später, als ich auch in diesem Betrieb arbeitete, habe ich erfahren, es war die Kochsalzelektrolyse, dort wurde aus Natriumchlorid Chlor, Wasserstoff und Natronlauge hergestellt.

Als ich zehn Jahre alt war, wurde ich - wie praktisch alle Kinder damals - in das "Jungvolk", eine Vorstufe der Hitlerjugend, aufgenommen. Ich kann mich nicht erinnern, einen Antrag dazu gestellt zu haben oder gefragt worden zu sein, ich wurde einfach übernommen - was natürlich nicht heißen soll, dass ich nicht Mitglied werden wollte.

Schon allein die Uniform, bestehend aus einer kurzen, schwarzen Manchesterhose, einem braunen Hemd mit schwarzem Halstuch und Lederknoten, beeindruckte mich sehr. Das Jungvolk war eine Teilorganisation der Hitlerjugend für Kinder im Alter von 10 bis 14 Jahren und war als Teil der Hitlerjugend eine unmittelbar der Partei unterstellte Unterorganisation der NSDAP. In Jungvolk und Hitlerjugend sollte die deutsche Jugend von Kindesbeinen an zum bedingungslosen Glauben an den "Führer" erzogen werden. Zur ideologischen Beeinflussung kam die Erziehung zur körperlichen Härte, zu Gehorsam, Disziplin und Kampfeswillen. Geländespiele, Erlebnisfahrten, Zeltlager und Rituale sollten die Motivation und den Gemeinschaftsgeist stärken. Bei den Geländespielen ging es immer um die Fahne, die auf keinen Fall den "Feinden" überlassen werden durfte. Zur Uniform gehörte auch das Fahrtenmesser, ein Messer in einer Scheide, das am Koppel getragen wurde. Auf der Klinge war "Blut und Ehre" eingraviert, der Spruch war auch in das Koppelschloss geprägt. Gleichwohl es bei den Geländespielen immer wieder zu Raufereien kam, kann ich mich nicht erinnern, dass dabei ernsthafte Verletzungen vorgekommen sind oder das Fahrtenmesser als Waffe verwendet wurde.

Allerdings war ich als Kind nicht sehr sportlich und war - im Gegensatz zu meinem Bruder Horst - nicht wirklich für Raufereien und Schlägereien zu haben. Ich weiß, dass ich beim Sportunterricht nie die Kletterstange oder das Kletterseil schaffte, beim Fußballspiel hielt ich mich immer aus der Schusslinie, beim Völkerball war ich bei der Auswahl der Mannschaften immer der letzte Spieler, der zur Auswahl stand. Dass ich am linken Auge einen Augenfehler hatte, der das Augenlid permanent fast vollständig schloss, machte die Sache nicht besser und zog natürlich eine Menge Hänseleien nach sich. Die sich aus diesen Umständen ergebende Tatsache, mehr oder weniger als Außenseiter betrachtet zu werden, machte mir den Dienst im Jungvolk und Hitlerjugend mit der Zeit immer unangenehmer. Dabei wäre ich sehr gern ein guter Hitlerjunge gewesen, aber da ich offensichtlich für diesen Dienst für "Führer, Volk und Vaterland" nicht so richtig geeignet war, wurde mir der Dienst im Laufe der Zeit regelrecht zuwider.

Der regelmäßige Dienst fand jeden Mittwoch und Sonnabend an den Nachmittagen statt. Es wurde exerziert und singend durch den Ort marschiert zu Liedern wie "Es zittern die morschen Knochen", "Schwarzbraun ist die Haselnuss", "Ja, die Morgenfrühe, das ist unsere Zeit", "Kameraden, unsere Speere", "Wenn die bunten Fahnen wehen". Auch gab es eine Fanfarengruppe mit Fanfaren und Trommeln, den sogenannten "Landsknechtstrommeln", was dann insgesamt einen erheblichen Krach machte. Wenn schlechtes Wetter war, blieben wir im Klassenraum, um Singen zu üben oder um über Vorgehen und Verhalten bei Geländeübungen informiert zu werden. Diese Geländeübungen fanden an Sonnabenden statt, an denen der Dienst bereits um die Mittagszeit begann, und an Wochenenden, an denen der Dienst vom Mittag des Samstags bis Sonntagnachmittag dauerte. An solchen Wochenenden wurde in einer Scheune auf einem Gut oder größerem Bauernhof im Stroh übernachtet, dort wurden wir auch verpflegt.

Später, als ich 14 Jahre alt war und in die Hitlerjugend übernommen wurde, habe ich nur noch selten am Dienst teilgenommen - ich arbeitete ja 52,5 Stunden in der Woche. An Wochentagen war überhaupt nichts möglich und an Wochenenden kam ich am Samstag auch erst gegen 16:00 Uhr nach Hause. Später, 1942 und 1943, besuchte ich die Fachschule in Halle und kam erst gegen Mitternacht nach Hause und so hat man mich dann auch in Ruhe gelassen. Obwohl ich den Erwartungen als Pimpf und Hitlerjunge nicht wirklich gerecht wurde und den Dienst nur widerwillig absolvierte, wäre es eine Lüge, wenn ich meine damalige Sympathie für das System leugnete. Die Erziehung in Schule, Jungvolk und Hitlerjugend im Geiste des Nationalsozialismus und dessen permanent präsente Propaganda taten auch bei mir ihre fatale Wirkung und ich glaubte an den "Wiederaufstieg" Deutschlands unter Hitlers Führerschaft. Ebenso glaubte ich, dass der Krieg Deutschland aufgenötigt worden wäre und dass wir Deutsche unter Hitlers Führung für unsere Freiheit kämpfen würden und müssten. Ich glaubte, dass es die Pflicht eines jeden Deutschen - und damit auch meine - war, bis zum "Endsieg" zu kämpfen, an den ich sehr lange und ebenso sehr wie an die sogenannte "Wunderwaffe" glaubte. Dass der Krieg verloren war, habe ich erst als Soldat im Chaos der Ereignisse an der Front erkannt. Ich versuchte dann nur noch, irgendwie mein Leben zu retten. Dass dieser Krieg und das ganze System des Nationalsozialismus ein bis dahin nie dagewesenes Verbrechen war, habe ich erst in der Kriegsgefangenschaft begriffen.

# Die Lehrzeit

Im September 1940 war ich in der 8. Klasse der Volksschule zu Friedersdorf. Meine Noten waren eher Mittelmaß, es war für einen unsportlichen, im Jungvolk nicht besonders erfolgreichen Außenseiter aus ärmeren Elternhaus auch nicht so einfach, gute Noten zu erhalten. Es wurde nun langsam Zeit, dass ich mich für eine Lehre, für meinen zukünftigen Beruf entschied. Das ist leicht gesagt, war aber für einen Jungen von 13 Jahren ein großes Problem, zumal es damals keinerlei Berufsberatung gab. Ich kann mich nicht erinnern, dass es in der Schule oder in der damaligen Jugendorganisation, dem Jungvolk, jemals ein Gespräch mit uns über unsere Berufswahl gab. Mein Bruder lernte Modelltischler in einer kleinen Eisengießerei, meine drei Schwestern waren als Haushaltsgehilfen tätig. Gerda träumte davon Krankenschwester zu werden, sie hatte sich bereits bei der Diakonie beworben. Es wird sich etwas merkwürdig anfühlen, wenn ich erzähle, wie ich meine Wahl getroffen habe. Ich hatte großes Interesse an dem Fach Naturlehre, das damals alle naturwissenschaftlich orientierten Fächer wie Chemie, Physik und Biologie umfasste, natürlich in einer sehr einfachen Basisvariante. Mir hatten es insbesondere die vorgeführten Versuche in Chemie angetan, die aus den folgenden, vier Experimenten bestanden: ein Knochen wurde in ein Feuer gelegt, bis Kalk übrig blieb, ein anderer Knochen wurde in Salzsäure gelegt, bis er biegsam wurde und Gelatine übrig blieb, Eisenspäne wurden mit Salzsäure übergossen und es entstand brennbarer Wasserstoff und schließlich wurden Kaliumpermanganatkristalle mit Wasserstoffsuperoxyd übergossen, woraufhin Sauerstoff entstand. Das war damals unser ganzes Wissen im Fach Chemie, was uns in der Volksschule gelehrt wurde.

Eines Tages, ich hatte noch keine Ahnung, was ich lernen könnte, las ich zu Hause im dreibändigen Volksbrockhaus, einem Lexikon, das mein Vater zum 10. Jahrestag seiner Betriebszugehörigkeit bekommen hatte. Ich betrachtete gerade die Abbildung eines Mikroskops, als mein Vater, der im Aluminiumwerk der I.G. Farben arbeitete, mir über die Schulter sah und sagte:

*"Wenn du dafür Interesse hast, kannst du ja ins Laboratorium gehen."*

Er erzählte mir, was dort zu tun ist und wie es in einem Labor aussieht, wahrscheinlich brachte er öfter die Aluminiumproben zur Kontrolluntersuchung in das Labor und kannte sich deshalb etwas aus. Ich fand das interessant und meine Berufswahl war praktisch entschieden. Ich schicke gleich voran - ich habe diese Wahl nie bereut und ich liebte diese Arbeit über alles. Ich bewarb mich also bei der I.G. Farbenindustrie AG, mein Abschlusszeugnis hatte sich mit der Note 2 beziehungsweise 3 in je sechs Fächern gegenüber den vorhergehenden verbessert. Der Beruf hieß damals Chemiejungwerker, ich wurde angenommen und ich fühlte mich damals so erwachsen und glücklich. Dazu trugen die ganzen Umstände der Bewerbung bei, denn ich machte dies alles selbst, ich fuhr allein zum Personalbüro und erhielt dort meinen Betriebsausweis, es war so, als ob ich ein erwachsener Mann wäre.

So waren Ostern 1941 die Schulzeit und damit auch die Kindheit zu Ende, obgleich ich dem Alter - ich war noch 13 Jahre alt, mein 14. Lebensjahr begann am 22. Mai - und der Entwicklung entsprechend eigentlich noch ein Kind war. Meine Lehre und, wie uns der Lehrmeister sagte, der Eintritt in das Erwachsensein, begann am 1. April 1941, die eine interessante und in der Rückschau schöne Zeit war.

Seit fast zwei Jahren hatten wir Krieg. 1939 wurde der Krieg in Polen siegreich beendet und überraschend ein Vertrag mit der Sowjetunion abgeschlossen. In den Wochenschauen wurde gezeigt, wie aus Russland Züge mit Getreide und Erdöl ankamen und mit Maschinen nach Russland fuhren. Der Krieg gegen Frankreich dauerte fünf Wochen. Am 10. Mai 1940 marschierte die Wehrmacht in Belgien und Holland ein. Am 26. Mai zog sich das englische Expeditionscorps aus Dünkirchen zurück, Dünkirchen wurde von der Wehrmacht am 4. Juni eingenommen. Am 14. Juni 1940 zog die Wehrmacht in Paris ein. Die Unterzeichnung der Kapitulation Frankreichs wurde 1940 im Wald von Compiègne im selben Eisenbahnwaggon vorgenommen, in welchem 1918 Deutschlands Kapitulation unterzeichnet wurde. Im August 1940 begann der Luftkrieg über England. Am 24. August, dem sogenannten "Adler-tag", wurden Industriegebiete in England bombardiert. Nachdem am 25. August durch deutsche Flugzeuge Bomben über einem bewohnten Stadtgebiet in England abgeworfen wurden, bombardierten 81 Maschinen der Engländer am nächsten Tag Berlin. Es begann, was wir damals noch nicht begriffen, der sogenannte strategische Luftkrieg, der auf beiden Seiten noch viel Blut und Tränen kosten sollte. Nachdem der Krieg in Frankreich abgeschlossen war, trat Italien als Verbündeter von Deutschland in den Krieg ein. 1940 wurde die sogenannte "Weserübung" mit der Besetzung von Dänemark und Norwegen durchgeführt. Ich weiß, damals wurde gesagt, dass wir den Plänen Englands zuvorgekommen waren. Alles in allem wurde also bisher ein erfolgreicher Krieg geführt. Wir Jugendliche waren verärgert, dass wir noch zu jung waren, um daran teilzuhaben. Es wird im Frühjahr 1940 gewesen sein, ich war mit meinem Schulfreund Herbert unterwegs, als ein Jagdflugzeug relativ niedrig über uns hinweg flog. Wir schauten ihm nach und sagten:

*"Hätte der Führer mit dem Krieg nicht warten können, bis wir groß sind?"*

Wir ahnten damals nicht, dass auch wir noch Gelegenheit bekommen sollten, an der Front zu kämpfen und dass ein großer Teil der Jungen unserer Schulklasse dabei den Tod finden würde.

Zunächst war ich im Lehlabor der Farbenfabrik der I.G. Farbenindustrie AG, das war ein altes Gebäude in Wolfen. In diesem Betrieb roch es den ganzen Tag stark nach irgendwelchen chemischen Dämpfen. Man musste sich erst an die neue Umgebung und an den Geruch gewöhnen, denn auch die Kleidung roch zu Hause noch danach. Ich wurde diesen Geruch überhaupt nicht mehr los und nach ein paar Wochen nahm ich ihn nicht mehr wahr. Wir blieben bis Ende April im Lehlabor, wir wurden im Wesentlichen mit den Geräten und den wichtigsten Säuren und Chemikalien, die in den Laboratorien verwendet wurden, bekannt gemacht. Dabei wurde insbesondere auf die Gefahren beim Umgang mit diesen Chemikalien hingewiesen.

Der eigentliche Unterricht im Fach Chemie war sehr gering. Im Fach Reichskunde wurde uns erzählt, dass der jugoslawische General Simovic in einem Staatsstreich den jugoslawischen Ministerpräsidenten Cvetkovic gestürzt hat und den Pakt mit Hitler sowie den Beitritt zum Dreimächtepakt, der von der vorhergehenden Regierung unterschrieben war, ablehnte. Deshalb wurde nach Griechenland auch Jugoslawien von der Wehrmacht besetzt. Der gesamte Balkan, also Ungarn, Bulgarien, Rumänien, Griechenland und Jugoslawien waren nun mit uns verbündet oder von uns besetzt. Bemerkenswert am Reichskunde-Unterricht war auch, dass nach dem Bruch des Bündnisses mit der Sowjetunion nun auch in verstärktem Maße gegen dieses Land, den Bolschewismus und besonders gegen Stalin gehetzt wurde. Immer wieder wurde die Gefahr des Bolschewismus, der Deutschland unterwerfen wollte, beschworen.

Anfang Mai wurden wir auf die verschiedenen Laboratorien und Betriebe verteilt. Ich kam mit Günter Bassin, der mit mir in eine Schulklasse gegangen war, in ein Labor im Werk Süd in Bitterfeld. Es war das Laboratorium des Sonderproduktebetriebes, in diesem Betrieb wurden unterschiedliche metallurgische Produkte für die Stahlindustrie und den Maschinenbau sowie Legierungen zur Aluminiumveredelung hergestellt. Er bestand aus einer Gießerei und einem chemischen Betrieb. Der Direktor des Betriebes war Herr Dr. Meyer, der Gießereileiter war Herr Diplom-Ingenieur Schilling. Die Produktpalette bestand im Wesentlichen aus Schweißstäben aus Hartmetalllegierungen. Im Sonderproduktelabor, das in Bau 104 untergebracht war, wurden diese Erzeugnisse untersucht. In diesem Bau 104, einem hufeisenförmigen, gemauerten Flachbau, befanden sich noch eine wissenschaftliche Bibliothek, ein Umweltlabor, in dem Abgase und die Belastung der Niederschläge untersucht wurden, sowie ein Labor für Pflanzenschutzmittel.

Das Labor, in dem ich arbeiten sollte, bestand aus vier Räumen. Das Labor selbst war im größten Raum, in einem kleineren Raum standen vier Analysenwaagen und das Gerät zur Bestimmung von Kohlenstoff und Schwefel, Trockenschränke und der Schreibtisch des Laborchefs. In einem angrenzenden Raum an der anderen Seite standen noch vier Abzüge und Regale für Chemikalien und es gab noch einen Raum mit technischen Einrichtungen, zum Beispiel einem Hochfrequenzschmelzofen, an dem verschiedene Schmelzversuche durchgeführt wurden, bei denen ich öfter helfen durfte. Im Keller waren die Umkleideräume, Toiletten und Duschen, zwei Räume als Chemikalien-, Glas- und Probenlager und zwei Räume mit Schleifmaschinen zur Bearbeitung von Schweißstäben sowie ein Schweißraum.

Das eigentliche chemische Labor, war ein großer Raum von etwa achtzehn Meter Länge und acht Meter Breite. Die Längsseite war mit großen, bis fast zur Decke reichenden Fenstern versehen, zwei gingen bis zum Boden und waren als Türen ausgestattet. Es gab drei große und sehr moderne, geflieste Labordoppeltische von etwa vier Meter Länge und knapp drei Meter Breite. Sie waren in der Mitte getrennt durch ein, von beiden Seiten nutzbares, Doppelregal für die Chemikalienflaschen, an beiden Stirnseiten waren braune Stein- gutbecken mit Wasseranschluss angebracht.

Ein großer Spültisch mit Ablagen befand sich an der Fensterseite, an der rechten Seite des Raumes stand ein Tisch mit den Einrichtungen, die für die Maßanalyse benötigt wurden. Daneben führte eine Tür in einen Raum von etwa acht mal acht Meter, hier stand in der Mitte ebenfalls ein Labordoppeltisch, auf dem die Geräte zur Bestimmung von Kohlenstoff und Schwefel aufgestellt waren. An der Wandseite zum chemischen Labor hatten vier Präzisionswaagen ihren Platz. Außerdem standen an der Fensterseite auf einem Labortisch Trockenschränke und Laborglühöfen. Dieser Raum war gleichzeitig der Büroraum unseres Laborchefs mit seinem Schreibtisch und einem Panzerschrank für die Platingeräte. An der linken Seite des chemischen Labors befanden sich vier Abzüge, daneben führte eine Tür in einen weiteren, acht mal vier Meter großen Raum, in dem sich ein Block mit ebenfalls vier Abzügen befand. Hier waren Regale mit einem recht großen Chemikalienlager. Von diesem Raum führte eine Tür in das technische Versuchslabor, in dem sich verschiedene kleine Schmelzöfen und Glühanlagen sowie viele andere technische Geräte befanden, die ganze Anlage machte einen sehr sauberen und gepflegten Eindruck. Ich lernte dieses Labor so sehr lieben, dass ich jetzt im Alter noch oft daran denke und hin und wieder sogar davon träume.

Als Lehrling war ich zunächst drei bis vier Wochen im Labor. Meine ersten Aufgaben bestanden im Auffüllen der Chemikalienflaschen an den Arbeitsplätzen der Laboranten, im Reinigen der Gläser und dem Einordnen der Analysenproben. Jede Analysenprobe, die im Labor ankam, befand sich in einer Schachtel, sie wurde in einem Analysenbuch eingetragen und mit einer laufenden Nummer versehen. Wenn die Untersuchung abgeschlossen war, wurden die Werte in das Analysenbuch eingetragen und die Probe im Probenlager im Keller nach ihrer laufenden Nummer im Analysenbuch einsortiert. Wenn eine Reklamation des Analysenwertes kam, wurde die betreffende Probe aus dem Keller geholt und vom Laborchef oder einem Laboranten untersucht. Dabei kam es oft zu Problemen, weil wir die betreffende Probe nicht fanden. Sie war einfach verschwunden, die vorhergehende und folgende Nummer war vorhanden, aber die reklamierte Probe war weg. Jedesmal gab es gewaltigen Krach, wir mussten das riesige Probenlager von vorn bis hinten durchsuchen, aber die betreffende Probe blieb einfach verschwunden. Erst später fand ich heraus, wie das geschehen konnte. Unser Chef ließ die Briefe mit der Reklamation zuweilen auf seinem Schreibtisch liegen, der neben den Analysenwaagen stand. Ich war mir sicher, dass dann der Laborant, der die Probe untersucht hatte, diese einfach aus dem Lager holte und verschwinden ließ. In diesen ersten drei, vier Wochen lernten wir das Labor sowie die wichtigsten Chemikalien und Geräte kennen und erkannten, wie wichtig die größtmögliche Sauberkeit der Geräte wie Gläser und Tiegel war. Uns wurde beigebracht, mit den Waagen - außer den Analysenwaagen - und deren Gewichtssätzen umzugehen. Dabei fällt mir eine lustige Geschichte ein, die ich nie vergessen werde. In der ersten Zeit wurden Günther Bassin und ich zur Erledigung von Hilfsarbeiten eingesetzt. Wir mussten die Chemikalienflaschen auf den Labortischen füllen, Material aus dem Glas- und Zentrallager holen und die Proben nach der Untersuchung einordnen.



**Ein Foto von mir, wahrscheinlich Mitte 1943 aufgenommen.**

Eines Tages fand Günter Bassin, wie er zu seiner Rechtfertigung später erklärte, dass der Gewichtssatz einer Schalenwaage nicht sauber genug war. Er war aus Messing und leicht angelauten. Also nahm er Sandpapier und begann, die einzelnen Gewichte damit gründlich zu bearbeiten. Weder ich noch die anderen Laboranten bemerkten es. Aber unserem Laborchef fiel Günters Beschäftigung mit den Gewichten nach einer Weile auf. Er lief rot an und fing an zu brüllen, er konnte vor Wut und Empörung gar nicht mehr aufhören. Nach der Kontrolle des Gewichtssatzes stellte sich heraus, dass er nicht mehr stimmte und er wurde vernichtet.

Nach diesen ersten Wochen im Labor mussten wir verschiedene Abteilungen des Betriebes durchlaufen und an den verschiedensten Stellen arbeiten. Ich kam zuerst in die Gießerei, in der sechs Lichtbogenöfen, davon vier Graphitstab-Wannenöfen mit einem Fassungsvermögen von 1.000 Kilogramm, sowie zwei Graphitstab-Trommelöfen mit einem Fassungsvermögen von 500 und 1.000 Kilogramm standen. In den Wannenöfen wurden fast ausschließlich Aluminium-Vorlegierungen geschmolzen, das waren hauptsächlich Legierungen aus Aluminium und Titan, Mangan oder Vanadium. In dem größeren Trommelofen hingegen wurde ausschließlich Manganhartstahl mit 10 bis 12 % Mangan und 1,2 % Kohlenstoff geschmolzen. Der kleinere Trommelofen diente zum Schmelzen von hochlegierten Stählen, in der Mehrzahl Stellite, die dann in Sandformen zu Schweißstäben vergossen wurden.<sup>3</sup> Die Proben dieser Stähle waren sehr schwer zu zerkleinern, wie ich später, wenn ich dabei aushelfen musste, noch bemerkte. Dann gab es noch einen abgeschlossenen Raum mit Feuerschutzverkleidung und mit einem Feuerschutzvorhang zur Gießerei. In diesem Raum wurde in speziellen, fahrbaren Tiegeln nach dem aluminothermischen Verfahren Mangan-Metall hergestellt.<sup>4</sup> Dieses Verfahren war für mich damals äußerst interessant. Braunstein oder Manganit, in der Natur vorkommende Manganoxiderze, wurden aufbereitet und gemahlen, das Pulver wurde mit Aluminiumpulver im stöchiometrischen Verhältnis zur Bindung des Sauerstoffs im Braunstein gemischt und mit einer Zündmischung gezündet. Es entwickelte sich eine enorme Hitze. Sobald die Reaktion zur Ruhe kam, wurde der Tiegel zum Abkühlen ins Freie gefahren. Nachdem er erkaltet war, wurde der Tiegel umgestülpt und der Inhalt zerfiel dann in Schlacke und Manganmetall, welches durch die noch vorhandene Hitze in Stücke brach, die wunderbar in allen Farben glänzten.

Ich habe während meiner Zeit in der Gießerei hauptsächlich Kobalt-Metallpulver durch ein Vibrationssieb gesiebt oder Stelliteschweißstäbe blank geschliffen, insgesamt war ich etwa vier Wochen in der Gießerei. Anschließend habe ich noch vier Wochen in der chemischen Abteilung gearbeitet, dort wurde auf chemischem Wege Kobalt gereinigt. Das Kobalt wurde in Salzsäure gelöst und dann mit Oxalsäure und Ammoniak ausgefällt. Es war ein komplizierter, chemischer Weg, weil die Verunreinigungen wie Nickel und Eisen entfernt werden mussten. Dies wurde durch die Anwendung von Säuren, Ammoniak, Ammonchlorid und Oxalsäure erreicht - auch keine angenehme Arbeit. Wir trugen bei der Arbeit Säureschutzanzüge und teilweise Gesichtsmasken. Zum Schluss erhielt man nach der Filtration und der Trocknung ein rosafarbenes Pulver, das durch Glühen im Wasserstoffstrom zu Ko-

balt-Metallpulver reduziert wurde. Es war insgesamt ein kompliziertes und langwieriges Verfahren. Das Pulver wurde in Spezialmühlen unter Einsatz von Stickstoff als Schutzgas gemahlen und anschließend gesiebt. Das musste alles sehr schnell und unter sauberen Bedingungen erfolgen, das gesiebte Pulver wurde in dichte Metallfässer gefüllt, die dann mit Stickstoff gespült und verschlossen wurden. Außerdem habe ich dann noch bei der Herstellung von Elektrolytchrom mitgearbeitet, das durch Elektrolyse aus Chromsäure wunderbar glänzend an Eisenstäben abgeschieden wurde, von denen wir es dann abschlugen.

In dieser Abteilung arbeitete ich ebenfalls etwa vier Wochen. Ich kann mich erinnern, dass in dieser Zeit der Angriff auf die Sowjetunion erfolgte, der seit Monaten propagandistisch vorbereitet wurde, so dass die Bekanntgabe am 22. Juni bei den meisten kein Erstaunen, jedoch Bedenken und Furcht auslöste. Ich erinnere mich daran, als wäre es gestern gewesen, ich kaufte mir sofort eine große Landkarte, auf der Europa mit Russland bis zum Ural war. Als ich sie zu Hause in meinem Zimmer auf dem Fußboden ausbreitete, habe ich erst richtig begriffen, wie groß Russland im Vergleich zu Deutschland war, dabei fehlte noch das riesige Sibirien und ich hatte Bedenken, ob wir jemals in der Lage sein könnten, dieses Land zu besiegen. Aber bereits bis Ende Juni hatte die Wehrmacht fast das gesamte Ostpolen sowie Litauen und halb Lettland erobert und so verflogen diese Zweifel unter dem Eindruck der Siegespropaganda, die mir überall entgegenschallte.

Im Juli hatte ich die zum Sonderproduktebetrieb gehörenden Abteilungen durchlaufen und kam in das chemische Labor zurück. Schrittweise wurde ich an die Analysentätigkeit im Labor herangeführt. Unser Laborchef, Herr Petznik, war ein knapp vierzig Jahre alter Junggeselle, der gern dem Alkohol zusprach, aber das taten viele, die dort arbeiteten. Am Anfang hatte ich Angst vor ihm, aber bald merkte ich, dass er meine Arbeit anerkannte und mich schätzte. Die Einweisung begann mit der Bedienung der hochempfindlichen Analysenwaagen. Sie standen in einem Nebenraum, wo auch der Schreibtisch von unserem Chef stand. Es gab vier Präzisionswaagen unterschiedlicher Bauart. Zwei waren schon modernere Waagen mit einem Dämpfungssystem, das heißt, sie pendelten nicht so lange aus, aber eigentlich arbeitete ich lieber an den älteren ohne Dämpfungssystem. Als erste Analysen sollte ich Kohlenstoff- und Schwefelbestimmungen durchführen. Ich musste erst sogenannte Normalproben untersuchen, das sind Proben, deren Gehalte der zu bestimmenden Elemente genau bekannt sind. Der Laborant, der sie untersucht, kennt diese Werte natürlich nicht. Die Ergebnisse, die ich erzielte, waren offensichtlich recht gut und ich durfte schon am nächsten Tag echte Proben untersuchen. Das Kohlenstoffbestimmungsgerät stand im Wägeraum auf dem Labortisch, der in der Mitte des Raumes stand. Dabei gab es für mich ein kleines Problem - ich war zu klein, ich erreichte das obere Ende des Gerätes nicht. Ich war damals ja gerade 14 Jahre alt und nur 163 Zentimeter groß. Also wurde eigens für mich eine Fußbank beschafft, auf die ich dann zur Bedienung des Gerätes steigen konnte. Kompliziert war auch das Berechnungsverfahren, denn es musste der Luftdruck, der an einem Barometer abzulesen war, berücksichtigt werden.

Ich weiß, dass mir das damals überhaupt keine Probleme bereitete, nach dem es mir erklärt wurde. Da meistens um die 20 bis 30 Proben täglich zu untersuchen waren, nahm die Berechnung in der schulüblichen, schriftlichen Form sehr viel Zeit in Anspruch, deshalb wurde mir das Rechnen mit dem Rechenschieber beigebracht. Eines Tages kam Herr Eichhorn, ein Laborant, zu mir, er erklärte mir, wie man mit einem Rechenschieber arbeitet und er fragte mich, ob ich daran interessiert sei, das Rechnen mit Logarithmen zu erlernen. Ich freute mich natürlich sehr über das Angebot und wann immer es seine Zeit erlaubte, übte er mit mir das Rechnen mit Logarithmen. Herr Eichhorn hat mich sehr viel gelehrt, was ich in meiner Arbeit gut verwenden konnte. Auch als ich dann später die Schule in Halle besuchte, hat er fast täglich mit mir geübt. Nach und nach wurde ich auch an andere Analyseverfahren herangeführt. Die erste Analyse auf nasschemischem Wege<sup>5</sup>, die ich durchführte, war eine Manganbestimmung in Manganhartstahl mit 10 bis 12 % Mangan. Jetzt erhielt ich einen weißen Laborkittel, mein Laborbesteck, bestehend aus Spatel, Löffel und Pinzette aus V2A-Stahl und den "Rechentafeln für die chemische Analytik" von Küster und Thiel, die bis heute von Chemikern und Chemielaboranten benutzt werden. Ich erhielt dann Proben mit höherem Schwierigkeitsgrad, in denen mehrere Elemente zu bestimmen waren. Ich fand sehr großen Gefallen an dieser Arbeit, jeden Morgen freute ich mich darauf, wieder in das Laboratorium gehen zu können.

So verging für mich die Zeit sehr schnell. Es wurde Oktober, die Wehrmacht stand vor Leningrad, mein Schwager Alfred Schober, der Mann meiner Schwester Ilse, war an der Front vor Leningrad, die Krim war besetzt und Kiew war eingenommen. Hitler befahl den Angriff auf Moskau. Bis Mitte Oktober dauerten die Kesselschlachten der Doppelschlacht von Wjasma und Brjansk, an denen fast 3.2 Millionen Soldaten teilnahmen und in deren Verlauf die Rote Armee 80 Divisionen verlor und 663.000 russische Soldaten in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten. Es lief also für die deutsche Wehrmacht bisher alles recht gut.

Unser Einsatz in den Labors neigte sich dem Ende zu, Anfang des Jahres 1942 sollten wir in das Lehlabor zurück, um dort nach einem weiteren Jahr die Lehre zu beenden. Eines Tages nahm Herr Petznik mich zur Seite, um mit mir über meine Zukunft zu sprechen. Er sagte mir, dass ich nach Abschluss meiner Lehre mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht in dieses Labor zurückkehrte, wahrscheinlich würde der größte Teil von uns als Anlagenfahrer in den Betrieben eingesetzt. Außerdem würden wir im Lehlabor die analytische Chemie kaum behandeln. Er schlug mir vor, den Lehrvertrag zu kündigen, im Labor zu bleiben und eine private Fachschule in Halle zu besuchen, die "Dr. S. Gärtner Privatfachschule zur Ausbildung von technischen Assistentinnen für chemische Laboratorien in Industrie und Wissenschaft", so der offizielle Name der Schule. In dieser Schule begänne ein Abendkursus ab April, die Anmeldung übernehme der Betrieb und die Kosten für den Kursus und die Fahrtkosten schriebe er mir zusätzlich als Prämienlohn gut. So könnte ich die ganze Zeit in diesem Labor bleiben, er und Herr Eichhorn würden mich beim Lernen unterstützen. Ich sollte mit meinen Eltern sprechen und ihm bald Bescheid geben.

Schon auf dem Nachhauseweg hatte ich mich entschlossen, diesen Weg zu gehen, ich war stolz, dass mir eine solche Möglichkeit geboten wurde. Ich war gerade erst 14 Jahre alt geworden, wer hatte in diesem Alter schon eine solche Chance! Meine Eltern sahen natürlich auch die Belastung, die auf mich zukommen würde. Die Schule begann - außer Samstag und Sonntag - täglich 16:00 Uhr und endete 21:00 Uhr. Ich musste also gegen 14:30 Uhr mit dem Zug nach Halle fahren und käme gegen 24:00 Uhr nach Hause. Im Sommer war es etwas besser, da fuhr ich mit dem Fahrrad, so war ich dann am Abend schon gegen 23.00 Uhr zu Hause. Außerdem wäre zu bedenken, dass ich auch noch wöchentlich 52 ½ Stunden arbeiten müsste. Das bedeute, ich müsste bereits vor 5:00 Uhr wieder zur Arbeit fahren. Diese Anstrengung sollte ich nun ein ganzes Jahr aushalten. Aber wenn man so jung und voller Ehrgeiz ist, kann man die Probleme nicht wirklich einschätzen. Ich entschloss mich also zu diesem Weg, er sollte sehr schwer werden - nicht das Lernen, aber die Beanspruchung - trotzdem habe ich meine Entscheidung nie bereut. Die Kündigung des Lehrverhältnisses und die Anmeldung an der Schule bereiteten keinerlei Probleme. Ich blieb also in meinem Labor, ich hatte mich dort soweit eingearbeitet, dass ich auch komplizierte Analysen durchführen konnte. Ich wertete das und die Tatsache, dass mich Herr Petznik gern im Labor behalten wollte, als eine Bestätigung meiner Leistungen. Die Anerkennung, die ich in diesem Labor auch in der Folgezeit genoss, veränderte mein Selbstwertgefühl sehr positiv.

Am 2. Oktober 1941 wurde Hitlers Tagesbefehl zum direkten Angriff auf Moskau verlesen. Im Labor wurde darüber gesprochen, dass nun vielleicht doch der Krieg bald zu Ende ginge und die jüngeren Männer im Labor hofften, vom Kriegseinsatz verschont zu bleiben. Allerdings waren die Wetterbedingungen in Russland sehr schlecht, es hatte im Oktober die ganze Zeit geregnet und die Straßen in Moorlandschaften verwandelt. In der Wochenschau wurde gezeigt, wie die Fahrzeuge bis über die Achsen im Schlamm einsanken. Mit Einbruch des Winters wurde der Boden fester und die Wehrmacht erreichte am 2. Dezember die Vororte von Moskau. Der Versuch der Wehrmacht, Moskau vollständig einzunehmen, scheiterte jedoch am 5. Dezember, als die Russen eine großangelegte Gegenoffensive begannen, in der die Rote Armee auf einer etwa 1000 Kilometer breiten Front bis zu 250 Kilometer nach Westen vorstieß. Der Fehlschlag beim Angriff auf Moskau bedeutet das Scheitern der deutschen Blitzkriegstrategie in der Sowjetunion. Das wussten wir aber nicht - und wir wollten es auch gar nicht wissen, wir glaubten Hitlers Worten vom Rückzug auf die "Winterstellung". Uns wurde natürlich nicht berichtet, dass die größtenteils zu Fuß zurückweichenden deutschen Truppen mangels Pferden, Zugmaschinen oder Betriebsstoff fast das gesamte schwere Gerät zurücklassen mussten und uns war nicht klar, dass der Begriff "Winterstellung" den Deutschen einen geordneten Rückzug auf ausgebaute Stellungen vorgaukeln sollte, die gar nicht existierten.

Am ersten April 1942 begann für mich die harte, aber erfolgreiche und schöne Zeit des Fachschulbesuches in Halle. Ich kann mich noch heute an den ersten Tag erinnern - es war ein Mittwoch.

Ich suchte also die Schule, Herr Eichhorn, der diese Schule lange vor meiner Zeit besucht hatte, erklärte mir, wie ich am einfachsten vom Bahnhof dort hinkommen könnte und so fand ich sie auch sehr schnell. Insgesamt waren es 25 Personen, die an diesem Kurs teilnehmen wollten. Mir war schon etwas beklommen zumute, der größte Teil waren Frauen im Alter zwischen 20 und 30 Jahren, für mich damals also recht alt. Sie gaben sich ziemlich vornehm und waren gut und modern gekleidet. Meine Kleidung war damals nicht die beste, es gab ja alles nur auf Bezugsschein, und wir hatten zu Hause auch nicht viel Geld. Mein Stundenlohn betrug gerade 0,24 Mark, das waren also bei wöchentlich 52,5 Arbeitsstunden im Monat etwa 53 Mark. Dazu kamen etwa 80 Mark Prämienlohn, die jedoch für das Schul- und Fahrgeld erforderlich waren. Aber zurück zu den Teilnehmern des Lehrkurses - ich fühlte mich am Anfang überhaupt nicht wohl in der Gesellschaft. Später kamen dann allerdings noch zwei Kollegen aus den Nachbarlabors hinzu, die etwa in meinem Alter waren, die auch mit mir zusammen im Zug nach Halle fuhren, damit hatte ich wenigstens zwei Alterskollegen im Kurs. Der Unterricht fiel mir nicht schwer, ich lernte gut und schnell, vor allem auch, weil ich jeden Tag Nachhilfe von meinem Chef und von Herrn Eichhorn bekam. Als das Praktikum begann, machten sich die Erfahrungen aus meiner Arbeit im Labor vorteilhaft bemerkbar. Es waren zwar fast ausschließlich qualitative Analysen, aber auch das konnte ich nebenbei im Labor während der Arbeit üben. Ich benötigte nie die volle Zeit, so konnte ich manchmal früher nach Hause fahren, wenn das Praktikum am Schluss stattfand.

Der Unterricht begann 16:00 Uhr und endete normalerweise 21:00 Uhr. Wir mussten dann schnell zum Bahnhof, weil der Zug nach Bitterfeld bereits 21:20 Uhr abfuhr. Wir waren kurz nach 22:00 Uhr in Bitterfeld, aber mein Zug nach Muldenstein fuhr dann erst gegen 23:30 Uhr, ich war also kurz vor Mitternacht zu Hause. Vom Bahnhof in Muldenstein musste ich etwa fünfzehn Minuten durch einen Wald laufen. Ich muss zugeben, dass ich am Anfang Angst hatte und oft laut gepfiffen habe. Was das für einen Sinn gehabt haben soll, weiß ich nicht, aber irgendwie fühlte ich mich damit sicherer. Ich war natürlich auch sehr müde, denn schlafen konnte ich ja nur bis 04:30 Uhr, also gerade 4 ½ Stunden, denn gegen 05:00 Uhr fuhr mein Zug. Erst jetzt wird mir klar, welche Belastung das auch für meine Mutter war. Sie war immer wach, wenn ich zu Hause ankam, und sie weckte mich jeden Morgen. Ich war so übermüdet, dass ich sehr oft, nachdem meine Mutter mich geweckt hatte, wieder einschlief. Manchmal träumte ich, ich wäre aufgestanden, hätte mich gewaschen und lief gerade zum Bahnhof. Das Besondere dabei war, dass ich immer mit Riesenschritten laufen konnte. Meine Mutter musste mich jeden Morgen mehrmals wecken. Oft kam sie dann nach mehrmaligem Rufen ins Zimmer und sagte:

*"Das ist das letzte Mal, wenn du jetzt nicht aufstehst, lasse ich dich weiterschlafen."*

Getan hat sie es nie, ich musste zwar oft im Laufschrift zum Bahnhof, aber ich kann mich nur an einmal erinnern, dass ich den Zug verpasst habe. Die längste Zeit des Jahres fuhr ich früh mit dem Fahrrad zur Arbeit. Das waren durch den Wald und entlang der Felder an der Bahnstrecke etwa 10 Kilometer, für die ich 30 bis 40 Minuten brauchte.

# ZEUGNIS

der

Dr. S. Gärtner

Privat-Fachschule zur Ausbildung

von

Technischen Assistentinnen

für chemische Laboratorien der Industrie und Wissenschaft

Halle-Saale

Besitzer und Leiter: Dr. K. Eulner

Herr Rudi Rüpfert

geboren zu: Burgkennitz, am 22. 6. 27.

besuchte obige Anstalt vom 1. 4. 42 bis 1. 4. 43  
im Abendkurs

L/0371.

| Gegenstand der Vorlesung oder Uebung                                                                                                               | Stunden-<br>zahl | Bemerkungen<br>Gutachten über Erfolg und Fleiß |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------|------------------------------------------------|
| Anorganische Chemie . . . . .                                                                                                                      | 50               | gut                                            |
| Organische Chemie . . . . .                                                                                                                        | 30               | Befriedigend                                   |
| Analytische Chemie . . . . .                                                                                                                       | 40               | gut                                            |
| Technische Chemie . . . . .                                                                                                                        | 10               | gut                                            |
| Physik . . . . .                                                                                                                                   | 10               | Befriedigend                                   |
| Physikalische Chemie . . . . .                                                                                                                     | 10               | Befriedigend                                   |
| Elektrochemie . . . . .                                                                                                                            | —                | —                                              |
| Chemische Technologie . . . . .                                                                                                                    | 10               | gut                                            |
| Nahrungsmittelchemie . . . . .                                                                                                                     | —                | —                                              |
| Agrikulturchemie . . . . .                                                                                                                         | —                | —                                              |
| Stöchiometrie . . . . .                                                                                                                            | 25               | gut                                            |
| Medizinische Chemie . . . . .                                                                                                                      | —                | —                                              |
| Mikroskopie . . . . .                                                                                                                              | —                | —                                              |
| Einführung in die Bakteriologie . . . . .                                                                                                          | —                | —                                              |
| Einführung in die Fotografie . . . . .                                                                                                             | —                | —                                              |
| Qualitatives chemisches Praktikum . . . . .                                                                                                        | 70               | gut                                            |
| Quantitatives chemisches Praktikum . . . . .                                                                                                       | 80               | gut                                            |
| Maßanalytisch chemisches Praktikum . . . . .                                                                                                       | 20               | gut                                            |
| Elektroanalytisches Praktikum . . . . .                                                                                                            | —                | —                                              |
| Praktikum für techn. chem. Untersuchungen . . . . .<br>(Zucker-, Kali-, Wasser-, Gas-, Kohle-, Metall-, Hütten-,<br>Ol-, Ton- und Seifen Analysen) | 20               | gut                                            |
| Praktikum für agrikulturchem. Untersuchungen . . . . .<br>(Boden-, Futter- und Düngemittel Analysen)                                               | —                | —                                              |
| Praktikum für Nahrungsmitteluntersuchungen . . . . .                                                                                               | —                | —                                              |
| Medizinisch-chemisches Praktikum . . . . .                                                                                                         | —                | —                                              |
| Einführung in die Praxis der Bakteriologie . . . . .                                                                                               | —                | —                                              |
| Einführung in die Praxis der Mikroskopie . . . . .                                                                                                 | —                | —                                              |

Bemerkungen: Herr Hüper bestand die Abschluss-  
prüfung als Chemotechniker mit „gut“.

HALLE - SAALE, den 3. Mai, 1943  
Mühlweg 29



*J. Hüper*

Dadurch konnte ich dann am Abend bereits gegen 23:00 Uhr zu Hause sein. Samstags hatten wir in Halle keinen Unterricht, ich arbeitete an diesem Tag meist bis 14:00 Uhr. Wenn ich dann nach Hause kam, bin ich sofort zu Bett gegangen und stand bis zum Montagmorgen nur ab und zu auf, um quasi im Halbschlaf etwas zu essen.

Zurück zur Schule. Nach und nach wurde ich sowohl von den Dozenten als auch von den meisten Lehrgangsteilnehmerinnen immer mehr anerkannt. Das machten meine Leistungen, insbesondere die im chemischen Praktikum, und es kam immer öfter vor, dass mich einige der Damen um Hilfe baten. Das betraf meistens das chemische Rechnen, die Stöchiometrie, ich hatte dieses Fach sehr gern und ich war auch gut darin dank der vielen Übungsmöglichkeiten, die sich aus meiner praktischen Tätigkeit im Labor ergaben. Soviel mir bekannt war, arbeitete nicht eine von den Frauen in einem chemischen Labor. Die meisten waren Hausfrauen. Sie nahmen an diesem Lehrgang teil, um sich für ihren Einsatz in der Industrie einen besseren Arbeitsplatz zu sichern. Durch die hohen Verluste an der Front gab es kaum noch Freistellungen vom Wehrdienst für Männer, auch die als "unabkömmlich", kurz "u.k.", zurückgestellten Männer wurden nun nach und nach eingezogen und Frauen mussten ihren Platz in der Industrie einnehmen. Sie waren eigentlich zu bedauern, sie hatten niemand, der ihnen helfen konnte, den für sie völlig neuen und sehr schweren Lehrstoff zu verstehen. Wie viele von ihnen die Schule erfolgreich abschlossen, habe ich nie erfahren. Nach und nach wurden es weniger Teilnehmer, so schrumpfte die Gruppe auf etwa 15 Personen zusammen. Die zwei Kollegen vom Nachbarlabor kamen auch nicht mehr. Der eine wurde zum Wehrdienst eingezogen, der andere hatte bei dem Versuch, Kaliumchlorat und roten Phosphor zu mischen, einen Unfall, als die Mischung explodierte. Wir machten damals alle solche verbotenen Experimente, die Arbeit im Labor mit den Möglichkeiten verführte dazu. Ich stellte zum Beispiel Schießbaumwolle, aber auch harmlosere Sachen wie Wunderkerzen, Backpulver und Stinkbomben her.

An der Ostfront begann die Sommeroffensive 1942. Im Raum östlich von Charkow und Kursk versuchte die Wehrmacht den Vorstoß auf Stalingrad, um von dort aus in die Ölfelder des Kaukasus vorzustoßen. Die 6. Armee erreichte den Don westlich von Stalingrad und schließlich die Wolga nördlich von Stalingrad. Es gab wieder Erfolgsmeldungen in den Nachrichten und Wochenschauen, aber keiner von uns ahnte damals, dass Stalingrad zur Katastrophe werden sollte. Bis Ende Oktober konnten neun Zehntel der Stadt Stalingrad eingenommen werden. Aber bereits im Spätherbst marschierte die russische Armee am nördlichen Donufer und südlich von Stalingrad zum Gegenangriff auf. Ich markierte die Positionen der Wehrmacht auf meiner großen Karte mit farbigen Stecknadeln. Im Vergleich zur Fläche Deutschlands sah der Umfang der insgesamt besetzten Gebiete gewaltig aus.

Seit der Auflösung meines Lehrverhältnisses nahm ich nicht mehr an den Sportpflichtstunden teil.

Im Allgemeinen waren diese Sportstunden ohnehin nicht mein Fall, als sportliche Betätigung reichten mir das sommerliche Schwimmen und das fast tägliche Radfahren. So tat es mir nur um die Stunden im Bad zum Schwimmen leid, die ab Anfang Mai im Freibad der I.G. Farbenindustrie stattfanden, weil das Wasser auf 22° C geheizt wurde. Ebenfalls seit Beginn meines Schulbesuches in Halle nahm ich auch nicht mehr am Dienst der Hitlerjugend teil, an den Wochentagen war das wegen der späten Rückkehr nach Muldenstein sowieso nicht möglich und an den Wochenenden war ich einfach zu müde. Erst nahm ich an, dass ich Schwierigkeiten bekommen könnte, aber das trat nicht ein. Vielleicht war denen mein Fernbleiben ganz recht, denn in Ihren Augen war ich eine "Pfeife" - ganz im Gegensatz zu meinem Bruder Horst, der eifrig im HJ-Dienst war und dort auch Anerkennung fand. Ich will damit nicht zum Ausdruck bringen, dass ich gegen den Nationalsozialismus war. Ich passte einfach nicht in diesen Haufen durch meine Unsportlichkeit und Vorsicht sowie Zurückhaltung bei Raufereien, was selbstverständlich als Feigheit betrachtet wurde. Und so war ich eigentlich ganz froh, dass sich alles so entwickelt hatte. Schwimmen konnte ich recht gut und auch lange. Ich hatte mich mit 45 Minuten "frei geschwommen", man konnte dann das groß "F" auf seine Badehose nähen.

Die Schule in Halle machte mir trotz der großen Belastung immer mehr Spaß, ich kam - natürlich auch dank der Hilfe, die ich am Tage im Labor erhielt - sehr gut vorwärts. Ich hatte mit einem Los der Winterhilfslotterie 100 Mark gewonnen, das war für unsere Verhältnisse und die damalige Zeit sehr viel Geld. Ich stöberte, wenn ich die Zeit dazu fand, gern in den Buchhandlungen in Halle, vor allem in der Universitätsbuchhandlung, herum und ich beschloss, mir ein paar nützliche Bücher zu kaufen. Das waren ein Buch über hochlegierte Stähle, welches ich noch in meiner Zeit als Gießereileiter genutzt habe, das "Handbuch der Drogisten-Praxis" und ein Lehrbuch der analytischen Chemie. Letzteres leistete mir äußerst wertvolle Dienste während meines Chemiestudiums in Köthen. Meine Mutter und meine Schwester Ilse beauftragten mich oft, in Halle Zigaretten zu kaufen, dort bekam ich in einem Geschäft noch spezielle Sorten wie "Nil" und "Memphis", dabei fielen immer ein paar für mich ab. Manchmal bekam ich in dem Geschäft auch eine Schachtel Zigaretten ohne Marken.

Immer öfter hörten wir Gerüchte darüber, dass die Juden vom Alltagsleben ausgeschlossen wären. Sie dürften nicht zu deutschen Friseuren, sie sollten angeblich alle elektrischen Geräte, Schreib- und Rechenmaschinen, optische Geräte wie Fotoapparate mit Zubehör und Ferngläser sowie Fahrräder abgeben. Eigentlich war die Praxis des Ausschlusses aus dem öffentlichen Leben nichts Neues. An allen Geschäften und Gaststätten war seit langer Zeit Schilder angebracht, auf denen "Juden sind unerwünscht" stand, aber auch an öffentlichen Toiletten und Parkbänken habe ich Schilder gesehen, die den Juden deren Benutzung verbot. Ich erinnere mich an etwas, das ich eines Tages in Halle sah. Ich lief vom Bahnhof zur Schule, unterwegs kam ich am Judenviertel vorbei, das war ein heruntergekommener Stadtteil, in dem alle Juden aus Halle und der näheren Umgebung untergebracht waren, das heißt diejenigen, die noch da waren.

Das Viertel war ghettoartig abgesperrt, man konnte normalerweise nicht hineingehen, aber von der höher liegenden Straße konnte man beim Vorbeigehen hineinsehen. Ich sah dort völlig zerlumpt angezogene und ungepflegte Leute laufen. Sie hatten alle den bekannten, gelben "Judenstern" an der Kleidung. Ich war einen solchen Anblick nicht gewohnt und dachte, das müssten alles asoziale, liederliche und schmutzige Personen sein. Denn selbst wenn sie keine neuen Sachen bekämen, könnten sie die alten und sich selbst doch wenigstens pflegen. Ich wusste damals nicht und konnte es mir auch nicht vorstellen, dass es Teil des Rassenwahns der nationalsozialistischen Ideologie war, diese Menschen durch den Entzug aller Möglichkeiten systematisch verwahrlosen zu lassen, weil sie seit der Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942 zur Ermordung vorgesehen waren. Ich wusste nicht, dass die Menschen im Ghetto weder Seife noch Waschpulver hatten, dass sie nicht zum Friseur gehen konnten, dass sie wahrscheinlich auch kein fließendes Wasser und keinen Strom hatten. Erst später habe ich am eigenen Leib erfahren müssen, wie man gepflegte und gebildete Menschen durch eine entsprechende Behandlung und den Entzug von Kleidung und Pflegemöglichkeiten asozialisieren und zu heruntergekommenen Lumpen werden lassen kann - und wie andere Menschen, die dies alles haben, sich in Überheblichkeit und Selbstgerechtigkeit gefallen, insbesondere, wenn man ihnen propagandistisch vorgaukelt, sie seien bessere oder gar "Herrenmenschen".

Das Jahr 1942 ging dem Ende zu, im Herbst wurde mein Bruder Horst zum Arbeitsdienst einberufen, er kam nach Budweis. Die 6. Armee der Wehrmacht wurde eingekesselt. Man sprach davon, dass sie in einem Gegenschlag entlastet und befreit werden sollte. Aber es war wieder ein bitterkalter Winter. Der Zustand in Stalingrad wurde immer kritischer. Die Versorgung aus der Luft war praktisch nicht mehr möglich und Verwundete konnten nicht ausgeflogen werden.

Weihnachten 1942, es war die vierte Kriegsweihnacht, eine richtige Weihnachtsstimmung kam nicht auf. An Weihnachtsstollen oder Weihnachtsgebäck, geschweige denn Geschenke oder Schokolade, war nicht zu denken. Meine älteste Schwester Ilse fand immer wieder irgendwelche Möglichkeiten, etwas Ähnliches herzustellen und es schmeckte auch ganz gut. Aber die mit der allgemeinen Lage verbundenen Probleme ließen uns das Weihnachtsfest mit seinen im Frieden üblichen Feierlichkeiten nicht so sehr vermissen. Mein Bruder Horst kam im Dezember 1942 vom Arbeitsdienst zurück, im Januar 1943 wurde er zur Waffen-SS eingezogen.

Die Lage in Stalingrad wurde immer dramatischer. Ende Januar legte die deutsche Wehrmacht in Stalingrad die Waffen nieder. Erst viel später wurde uns das Drama Stalingrad richtig bekannt. Von den rund 250.000 Soldaten der 6. Armee im Kessel von Stalingrad wurden 34.000 ausgeflogen, 91.000 gingen in die russische Gefangenschaft, die übrigen bezahlten den Kampf um die Stadt Stalingrad mit ihrem Leben. Von den 91.000, die in die Gefangenschaft gerieten, überlebten nur 6.000 die Hölle. Wir, das heißt die Jüngeren, begriffen nicht, dass mit dem Fall von Stalingrad der Krieg im Osten verloren war. Die Stimmung in der Bevölkerung sank auf den Nullpunkt.

Seit dem Frühjahr 1942 hatte die britische Luftoffensive gegen Fabriken in Deutschland und gegen U-Bootbasen begonnen, das brachte in zunehmendem Maße in der Nacht Fliegeralarm und wir mussten in den Betrieben Nachtwache halten. Dazu schliefen wir in einem Luftschutzraum und mussten abwechselnd Kontrollgänge machen. Ich war meistens ein- bis zweimal je Woche eingeteilt, woran ich mich noch heute erinnere, ist der schlechte Geruch in der Bunkieranlage, da eine richtige Lüftung nicht möglich war. Meine Mutter hatte bei jedem Fliegeralarm sehr viel Angst, obgleich wir sehr abseits von den anderen Orten mitten im Wald in einem einzelnen Haus wohnten, also eigentlich überhaupt keine Gefahr bestand.

Seit dem Fall von Stalingrad verdichteten sich immer mehr Gerüchte über eine "Wunderwaffe", die in Vorbereitung sein sollte und über eine angeblich geheime Weisung des Führers zum "totalen Krieg". Lange brauchten wir nicht warten, am 18. Februar 1943 hielt der Propagandaminister Goebbels im Berliner Sportpalast eine Rede, die überall übertragen wurde. Damals machte sie einen sehr großen Eindruck auf mich. Er sagte, er wolle *"seine Ausführungen auch mit dem ganzen heiligen Ernst und dem offenen Freimut, den die Stunde von uns fordert, ausstatten."* Das im Nationalsozialismus erzogene, geschulte und disziplinierte, deutsche Volk könne die volle Wahrheit vertragen. Er richtete an die Vertreter des deutschen Volkes im Sportpalast zehn Fragen, die in der Frage gipfelten:

*"Wollt ihr den totalen Krieg? Wollt ihr ihn, wenn nötig, totaler und radikaler, als wir uns ihn heute überhaupt noch vorstellen können?"* Die sicher vorher ausgewählte und darum begeisterte Menge schrie ein tausendfaches *"Ja"*.

Mein Schulbesuch in Halle endete am 1. April 1943. Ich musste mehrmals nach meinem Zeugnis fragen und wurde Ende April zur Prüfung eingeladen, sie bestand aus einer schriftlichen Arbeit und einer mündlichen Prüfung. Mitte Mai erhielt ich dann mein Zeugnis, auf dem stand: *"Herr Kupfer bestand die Abschlussprüfung als Chemotechniker mit Gut."* Ich war überglücklich und sehr stolz. Die Anstrengungen hatten sich gelohnt. In meinem Abschlusszeugnis der Berufsschule erhielt ich in den Fächern Fachkunde und Fachrechnen "Sehr Gut", in den übrigen Fächern "Gut". Die Lehrausbildung von Günter Bassin war auch zu Ende, er kam in unser Labor zurück und dazu noch Heinz Wisniewsky, der ebenfalls das Lehlabor besucht hatte, er arbeitete mit Herrn Schwerdt zusammen. Ich weiß nur, dass ich keine Kohlenstoff- und Schwefelbestimmungen mehr machte, offensichtlich wurden diese von ihnen gemacht. Ich untersuchte mit anderen Laboranten die Aluminiumveredler, das waren Aluminiumlegierungen mit je etwa 10 % Titan, Mangan oder Vanadium, außerdem untersuchten wir die Manganhartstähle und die hochfesten und harten Stellite und ihre Schlacken. Der interessanteste Auftrag, den ich bekommen habe, war die Untersuchung von zwanzig Proben Stahlspäne, die von verschiedenen Stellen unterschiedlicher amerikanischer und russischer Panzer stammten. Die Proben musste ich erst qualitativ untersuchen und dann eine Vollanalyse durchführen, das heißt sämtliche Bestandteile bestimmen.

Einmal bekam ich Sandproben, in denen Niob und Zirkon bestimmt werden musste. Diese Analysen waren recht langwierig und kompliziert. Später kamen noch Ferro-Niob, Ferro-Wolfram, Ferro-Vanadium, und Mangan-Metall hinzu.

Meine Arbeit machte mir sehr viel Spaß und Freude und ich liebte das Labor und die Chemie. Auf meiner Arbeitsstelle wurde ich schon seit einiger Zeit als vollwertiger Laborant angesehen und behandelt und erhielt auch entsprechende Aufgaben. Allerdings entsprach der Lohn dem eines Minderjährigen, ich erhielt 32 Pfennige je Arbeitsstunde, das waren 17 Mark pro Woche. Mein Laborchef beauftragte mich oft mit der Erprobung modernerer Analyseverfahren. So machte ich die ersten Versuche in unserem Labor mit der Photometrie, einem Verfahren, bei dem man die Verfärbung in der Lösung durch chemische Reaktionen eines Elementes nutzte. Mittels photometrischer Vergleichsmessung der Farbtiefe und Eichkurven konnte der Gehalt bestimmt werden. Ein anderes, modernes Verfahren war die Potentiometrie, ein maßanalytisches Verfahren, bei dem der Endpunkt nicht mittels Indikator, sondern durch die Veränderung des elektrochemischen Potentials gegenüber Standardelektroden festgestellt wurde. Es verlangte sehr viel Aufmerksamkeit und Feingefühl. Natürlich habe ich im Labor auch eigene "Versuche" gemacht und dachte, mein Chef merkte das nicht. Später wurde mir klar, dass er einfach so tat, als bemerkte er meine Extratouren nicht. So habe ich zum Beispiel für meine Schwester Ilse Backpulver hergestellt, was damals knapp war, es gab ja auch nicht viel zu backen. Unserem Labor war noch ein technisches Versuchslabor angeschlossen. Dessen Laborant bat mich ab und zu, ihm zu helfen und ich tat es gern, wenn es meine Zeit erlaubte. Meistens stellten wir Versuchsliegierungen her. Dazu hatten wir verschiedene, kleine Schmelzöfen für bis zu 2 Kilogramm Schmelzgut. Das war für mich immer wieder interessant und ich lernte damals Grundlagen der Legierungstechnik und Versatzberechnung, was mir später bei meiner Tätigkeit als Gießereileiter in Aue zugute kam.

Die Luftangriffe auf Industrieanlagen und Städte verstärkten sich, ab Mitte des Jahres 1943 wurden auch Luftangriffe am Tage durchgeführt. Im August hielt Goebbels eine Rede zum Luftkrieg und es begann die Kinderlandverschickungen aus den gefährdeten Großstädten. Die Rote Armee erzielte an der Ostfront immer mehr Erfolge. Das Afrikakorps der Wehrmacht wurde in Ägypten bei El Alamein geschlagen. Etwa Mitte 1943 wurden zwei der Laboranten zum Wehrdienst eingezogen, ich konnte mir die beiden überhaupt nicht als Soldaten vorstellen. Die alliierten Truppen landeten auf Sizilien, im September schloss Italien den Waffenstillstand mit den Alliierten und sie sperrten Mussolini ein, er wurde später durch ein Fallschirmjägerkommando unter Georg Freiherr von Berlepsch und Otto Skorzeny und sein SS-Kommando aus der Haft befreit. Mitte Oktober erklärte die italienische Regierung Deutschland den Krieg.

Zur selben Zeit wurden Heinz Wisniewsky zum Fronteinsatz und Günter Bassin als Luftwaffenhelfer eingezogen. Von Heinz hörten wir nie wieder etwas - er galt als verschollen - und Günter fiel kurze Zeit später. Dennoch überlegte ich, ob ich mich freiwillig melden sollte.



**Gerda als Krankenschwester in Perleberg 1952**

Mein Bruder Horst war, wie gesagt, seit Anfang des Jahres bei der Waffen-SS. Ich hatte noch in Erinnerung, welche Probleme es mit Vater und Mutter gab, als er sich freiwillig dazu meldete. Ich fuhr erst einmal nach Wittenberg zu einer Beratungsstelle und meldete mich dann freiwillig als Unteroffiziersbewerber. Überraschenderweise gab es keine größeren Probleme zu Hause. Die Bedingungen waren so, dass ich mich für vier Jahre verpflichten musste. Nach Abschluss der vier Jahre würde ich dann eine kostenlose Fachschulausbildung erhalten. Ich mit meinen 16 Jahren glaubte das alles, heute ist mir das natürlich schleierhaft, aber sicher lag das auch an der offenkundigen Eigenschaft des Menschen, zunächst immer erst an das für ihn Vorteilhafte zu glauben. Allerdings stellte sich später heraus, dass meine Meldung als Kriegsfreiwilliger tatsächlich auch Vorteile hatte. Kurz vor dem Ende meiner Zeit beim Reichsarbeitsdienst wurden alle Arbeitsmänner, die sich nicht freiwillig gemeldet hatten, so lange bearbeitet, bis sich alle "freiwillig" zur Waffen-SS verpflichtet hatten.

Weihnachten 1943, es war die fünfte Kriegsweihnacht. Ich war mit meinen Eltern allein, nur Ilse, die in Muldenstein bei Helms und darüber hinaus auch oft nachts freiwillig als Krankenschwester arbeitete, und Inge, die in Jeßnitz bei einem Rechtsanwalt als Hausangestellte beschäftigt war, kamen uns besuchen. Horst war ja eingezogen und Gerda war zur Schwesternausbildung in Berlin. Es kam also bei uns zu Hause keine freudige Weihnachtsstimmung auf.

Das Jahr 1944 begann mit Rückschlägen im Osten und in Italien, das ja nun unser Feind war. Meine Arbeit im Labor machte mir immer noch sehr viel Freude. Ich war von der Chemie fasziniert, vor allem die Verbindung zur Metallurgie war es, die es für mich noch interessanter machte. Wann immer ich Zeit hatte, ging ich in den Betrieb, die Schmelzhalle weckte mein Interesse immer wieder.

Im März wurde ich nach Dresden zur Eignungsprüfung für die Offiziers- und Unteroffizierslaufbahn bestellt. Dort war ich für drei Tage in einer Kaserne untergebracht. Es wurden schriftliche Prüfungen in den Fächern Deutsch, Mathematik, Physik und Rechtschreibung durchgeführt. Außerdem mussten wir einen Aufsatz schreiben, irgendetwas über die nationalsozialistische Ideologie. Die Wünsche zur Waffengattung mussten wir darlegen und begründen, ich hatte die Panzerjäger mit Selbstfahrlafette gewählt. Dann kam noch eine Sportprüfung mit Weitsprung, 2.000-Meter-Lauf und 100 Meter Sprint dazu. Am Ende wurde mit uns darüber gesprochen, dass die gewünschte Waffengattung nicht garantiert werden könnte. Im Februar 1944 hatte Horst Urlaub. Meine Schwester Gerda, die ihre Schwesternausbildung in Berlin abgeschlossen hatte und in Danzig in einem Krankenhaus als Lehrschwester beginnen sollte, konnte auch nach Hause kommen. Wir fünf Geschwister waren also alle zu Hause, wir haben das genutzt, um ein gemeinsames Foto machen zu lassen. Horst und ich gingen zusammen aus nach Pouch. Ich erinnere mich, dass er mich fragte:

*"Hast du dich freiwillig gemeldet?"*

Als ich das bejahte, fragte er:

*"Zur Waffen-SS?"*

*"Nein, ich habe mich zur Unteroffiziersschule gemeldet."*

*"Dein Glück"*, erwiderte er, *"sonst hätte ich dich jetzt verdroschen."* Offensichtlich war er nicht mehr ganz so glücklich mit seinem Entschluss, sich zur Waffen-SS zu melden.

Im April musste ich für drei Wochen in ein "Wehrtüchtigungslager". Das war sehr hart, es war noch sehr kalt, in der Nacht oft Frost. Wir hatten neben unserer Unterwäsche nur sogenannte Drillich-Anzüge an. Es waren weißgraue Leinenanzüge und diese sehr dünnen Anzüge hielten nicht warm. Ich hatte bis dahin in meinem ganzen Leben noch nie so gefroren wie dort, besonders während der Nachtübungen. Ich kam dann auch mit einer starken Erkältung nach Hause, es war das erste Mal seit ich arbeitete, dass ich krank zu Hause bleiben musste. Ich wartete auf den Tag meines Dienstantritts zum Arbeitsdienst. Ich freute mich damals, dass Mitte Mai 1944 wenigstens die Einberufung zum Arbeitsdienst gekommen war, nun konnte es nicht mehr lange dauern, bis die Einberufung zur Wehrmacht kam. Viele meines Geburtsjahrganges waren bereits bei der Wehrmacht, manche schon an der Front oder bei der Fliegerabwehr als Luftwaffenhelfer, manche schon gefallen. Aus heutiger Sicht ist mir meine Einstellung damals unbegreiflich. Ich hatte eine Arbeit, die ich liebte, für die ich anerkannt wurde und zu der ich jeden Tag gern ging. Warum wartete ich so auf die Einberufung, warum konnte ich es kaum erwarten dabei zu sein? Jeden Abend, wenn ich nach Hause kam, fragte ich, ob die Einberufung endlich gekommen wäre. Ich konnte diejenigen, die Angst davor hatten, überhaupt nicht verstehen. Was war es, war es diese ideologische Gehirnwäsche, Abenteuerlust oder einfach, dass ich beweisen wollte ein "richtiger" und tapferer Mann zu sein. War es überhaupt Freude oder mehr das Gefühl, erwachsen zu sein, zu denen zu gehören, die als solche anerkannt wurden und damit auch die Rechte Erwachsener hatten. Aber ich konnte jetzt auch an der Front sterben. Wenige Monate später waren es bereits die 15-jährigen, die das durften.

Am 6. Juni 1944 hatte ich meiner Einberufung zum Reichsarbeitsdienst zu folgen und mich in Falkenburg in Pommern einzufinden. Es war ein Dienstag, ich musste am Montag, den 5. April, mit dem Zug losfahren. Ich arbeitete bis zum Samstag, den 3. Juni, was meine Mutter nicht verstehen konnte. Ich verabschiedete mich von meinen Arbeitskollegen und von meinem geliebten Laboratorium, in dem ich so glücklich war und die schönste Zeit meiner Jugend erlebte. Noch jetzt, im Alter von über 82 Jahren, denke ich viel und sehr gern an diese Zeit zurück. Meine Kollegin Gertrud gab mir einen Kuss und sagte zum Abschied:

*"Pass auf dich auf und komm bald und gesund zurück."*

Es sollte zwar weitgehend gesund, aber nicht so bald werden. Ich verabschiedete mich von meinen Eltern und den Geschwistern, die ich erreichen konnte - ein neuer und bei Weitem nicht so schöner Lebensabschnitt sollte für mich beginnen.



**Oben - von links Horst, Gerda, Ilse, Inge und ich im Februar 1944;  
unten Gerda, Horst, daneben seine Frau Ruth und rechts  
meine Mutter, um 1947**

# Reichsarbeitsdienst

Am 6. Juni 1944 begann meine Zeit im Reichsarbeitsdienst. Nach einer langen Fahrt mit dem Zug in der Nacht über Berlin und Küstrin kam ich am Morgen des 6. Juni in Falkenburg in Pommern, heute Złocieniec, an. Es war ein kleines Städtchen mit dörflichem Charakter, allerdings habe ich den Ort nie richtig kennengelernt. Ich war nur viermal kurz dort, bei der Ankunft und Abfahrt, zum Haareschneiden am Anfang des Arbeitsdienstes und einmal, als ich Ausgang hatte. Falkenburg war das RAD-Lager der Reichsarbeitsdienstgruppe 43, die der Arbeitsgauleitung IV Pommern-Ost unter Oberstarbeitsführer von Wenckstern unterstellt war und bis zum 27. September 1944 bestand. Es war etwa fünf Kilometer von Falkenburg entfernt und lag an einem See in einem Waldgebiet, unweit des Lagers war eine Waldgaststätte. Wir Neuankömmlinge wurden am Bahnhof erwartet und es wurde uns gesagt, wie wir zu Fuß zum Lager kämen.

Das Lager bestand aus einer Reihe massiver Baracken, die um einen Appellplatz herum aufgebaut waren. An der rechten Seite des Tores stand die Baracke mit Wachstube, Wohnräumen für die Feldmeister und der Krankenstube. Im rechten Winkel dazu standen auf derselben Seite die Speisebaracke mit Küchentrakt und Speisesaal, hinter der Küchenbaracke war ein kleiner Garten angelegt und dahinter begann eine Schonung mit kleinen Kiefern. Nach der Speisebaracke folgte die Baracke mit Kleider-, Ausrüstungs- und Waffenkammer. Links davon stand quer die Baracke mit den Waschräumen, daneben der Freiwashplatz, das waren drei Reihen Waschplätze im Freien, die von uns vorwiegend genutzt wurden. Daran schlossen sich drei große Baracken mit je vier großen Räumen an, in denen wir untergebracht waren. Ich wurde in die linke Baracke in den Raum an der äußersten, linken Seite eingewiesen. Vom Tor aus gesehen auf der linken Seite standen eine kleinere Baracke, in der die Unterführer, also die Vormänner, untergebracht waren sowie eine große Mannschaftsbaracke für den 4. Zug. In der Mitte war ein großer Platz, der als Appellplatz diente. Die Baracken an der rechten und linken Seite lagen mit dem Appellplatz auf einer Ebene, die hinteren Baracken, also die Ausrüstungsbaracke, die Waschräume und die Mannschaftsbaracken, in der ich untergebracht war, lagen höher, zu ihnen führten fünf Stufen hinauf. In der linken, hinteren Ecke des Lagers, neben unserer Baracke, war noch ein Tor, daneben waren die Toilettenanlagen. Gleich hinter und links neben dem Lager fing der Wald an. Erst später sahen wir dann, dass in diesem Wald links vom Lager eine Straße oder Autobahn vorbereitet war. Es waren Sand und Kies aufgeschüttet und ein wunderschöner, idyllischer See lag hinter diesem offensichtlich abgebrochenen Straßenbau. Man hatte also einen wunderschönen Sandstrand zum See. Bereits am ersten Tag begann nachmittags die Einkleidung. Wir erhielten unsere erdbraune Arbeitsdienstuniform mit der typischen, auf der Oberseite längs eingewölbten Mütze mit Schirm als Kopfbedeckung, die von uns nicht sehr wertschätzend als "Arsch mit Griff" bezeichnet wurde. Dazu kamen der Spaten sowie die Drillichkleidung und ein Arbeitskäppi, die normalerweise bei der Ausbildung und den Arbeitseinsätzen getragen wurden.

Weitere Gegenstände wie Gasmasken, Brotbeutel mit Kochgeschirr und Feldflasche, Koppelzeug, Unterwäsche, Schuhe, Handtücher und Bettzeug ergänzten unsere Ausrüstung. Unsere Privatsachen mussten wir in unserem mitgebrachten Koffer verpacken und abgeben. Wir bezogen unsere Quartiere in den Baracken, wurden in Gruppen und Züge eingeteilt und gingen zum Abendessen - dann war der erste Tag gelaufen. Der nächste Morgen sollte uns einen Einblick in den Tagesablauf geben, der uns in Zukunft erwartete. Um 05:30 Uhr Wecken, danach Frühsport, der aus zwei Kilometer Dauerlauf und fünfzehn Minuten Freiübungen bestand, anschließend Morgentoilette und Ankleiden, um 06:30 Uhr gab es Frühstück, das überraschend gut war. Jeden Morgen konnte man Haferflockensuppe bekommen, für vier Mann gab es ein halbes Pfund Butter, jeder erhielt 125 Gramm Wurst oder Käse, Brot und Marmelade gab es, soviel man wollte. Davon hatten wir uns zwei Schnitten sogenanntes zweites Frühstück anzurichten, das in der Pause um 10:00 Uhr verzehrt wurde. Nach dem Frühstück mussten wir um 07:00 Uhr zugewiese antreten, unser Zug marschierte als erster in die Stadt zum Friseur, dort bekamen wir einen Einheitshaarschnitt. Ich wusste ja, was mich in dieser Hinsicht im Arbeitsdienst erwartet und hatte meine etwas längeren Haare zu Hause schon erheblich kürzen lassen. Aber der Friseur fand noch eine Menge Haare, die bei einem ordentlichen Arbeitsmann nicht auf den Kopf gehörten. Allerdings passte mir nun mein Arbeitsdiensthut nicht mehr, er rutschte bis zu den Ohren herunter. Einen Umtausch gab es nicht, also kaufte ich mir eine Tageszeitung, faltete sie schmal zusammen und legte sie hinter das Schweißband. Das sah sehr komisch aus, weil die Kopfbedeckung nun überall etwas vom Kopf ab stand, aber sie rutschte nicht mehr bis auf die Ohren. Wir trugen diese Kopfbedeckung ohnehin selten, nur zum Ausgang und zur Verteidigung, sonst trugen wir ein Käppi.

Nach dieser Haarschneideprozedur waren wir nun endgültig richtige Arbeitsmänner, und der Dienst, der im Wesentlichen aus militärischer Ausbildung bestehen sollte, konnte beginnen. Unser Tagesablauf war immer der Gleiche, nach Frühsport und Frühstück um 07:00 Uhr Antreten zum Appell, dann Dienst bis 10:00 Uhr, dann im Gelände fünfzehn Minuten zweites Frühstück, das wir uns früh zubereitet hatten. 12:00 Uhr Einrücken zum Mittagessen, bis 14:00 Uhr Ruhepause, dabei waren wir meistens damit beschäftigt, unser Zimmer und unsere Schränke wieder in Ordnung zu bringen. Diese waren während unseres Vormittagsdienstes völlig durcheinandergebracht, die Schränke, die als Spinde bezeichnet wurden, waren ausgeräumt, die Betten völlig zerwühlt. Unsere Sachen lagen im Raum verteilt, weil bei der Stubenkontrolle unsere Räume und Spinde angeblich nicht in Ordnung waren. Wir merkten bald, dass es auch überhaupt keinen Sinn hatte, uns anzustrengen, die Räume und Spinde wurden immer wieder verwüstet. Es gab Zeiten, da wurde dieses alberne Spiel jeden Tag wiederholt. 14:00 Uhr ging der Dienst weiter bis 18:00 Uhr, bis 18:30 Uhr war Putz- und Flickstunde. Dann bis 19:00 Uhr Abendessen, danach war Stuben- und Lagerreinigung bis 21:00 Uhr. 22:00 Uhr war Zapfenstreich, also Bettruhe.

Die Unterkunftsbaracken bestanden aus vier großen Räumen, in denen jeweils zwölf Arbeitsmänner untergebracht waren.

Jeder Raum hatte einen eigenen Eingang, durch welchen man zunächst einen Vorraum betrat, hier stand ein Gestell, in dem wir unsere Spaten abstellten. Diese Spaten wurden nur zum Exerzieren und natürlich zum regelmäßigen Putzen verwendet. Er musste jeden Tag mit feinem Sandpapier gepflegt werden, das wurde regelmäßig genau kontrolliert. Wir mussten auswendig lernen, aus welchen Bestandteilen der Spaten bestand. Eigentlich ist das ganz einfach, so ein Spaten besteht aus dem Blatt und dem Stiel. Aber so einfach war das nicht, es war ein "polierter Eschenholzstiel" und ein "poliertes Stahlblatt mit Feder", in die der Eschenholzstiel eingelassen war, der Eschenholzstiel hatte einen Griff, der mit einem Holzstift befestigt war. Das alles musste im Schlaf beherrscht werden. Der große Raum hatte ein Fenster zum Appellplatz und zwei Fenster zur Rückseite. Im Zimmer befanden sich sechs Doppelstockbetten, vier an der linken und zwei an der rechten Seite, zwischen jedem Doppelstockbett stand ein Doppelspind, in dem wir unsere Sachen unterbrachten. In der Mitte des Raumes war ein langer Tisch und vor jedem Doppelstockbett standen zwei Hocker. Auf diesem Hocker mussten wir unsere Kleidung exakt zusammengelegt ablegen, wenn die Bettruhe begann. Irgendwo stand noch ein eiserner Ofen, der uns aber in dieser Jahreszeit nicht interessierte. Gott sei Dank war Sommer, ich konnte mir vorstellen, dass es hier im Winter kein Vergnügen war. Die Matratzen und Kopfkissen mussten wir uns am ersten Tag selbst mit Stroh stopfen. Je nachdem, wie geschickt man sich dabei anstellte, konnte man besser oder schlechter schlafen. Zum Zudecken hatten wir zwei Decken, dazu gab es ein Laken, einen Bettbezug und einen für das Kopfkissen sowie ein Nachthemd. In die ersten Tagen unseres Dienstes standen Exerzieren, Marschieren und das Erlernen der Spatengriffe auf dem Plan.

Überraschend fand ich die für die damalige Zeit sehr gute Verpflegung - es war ja Mitte 1944 und wir befanden uns bereits fünf volle Jahre im Krieg. Wir hatten zu jeder Mahlzeit reichlich gutes Essen. Aber dafür war auch der Dienst recht hart und anstrengend. Für viele, die von zu Hause verwöhnt waren, bedeutete das eine harte Schule der Ordnung, Sauberkeit und Disziplin. Im Reichsarbeitsdienst wurde bevorzugt die Kollektivbestrafung durchgeführt, später in der Wehrmacht war das in diesem Maße nicht üblich. Kollektivbestrafung heißt, wenn einer in der Gruppe einer, wie auch immer gearteten, Verfehlung für schuldig befunden wurde, musste dafür die ganze Gruppe mit Sonderdiensten, Sonderappellen und Schikanen büßen. Das hatte zwar einerseits die Folge, dass wir uns gegenseitig halfen. Es führte andererseits aber zu Rücksichtslosigkeit und Brutalität denen gegenüber, die mit den Umständen nur mühselig oder gar schlecht zurechtkamen. Nach vierzehn Tagen fand die Vereidigung statt, wir schworen nun "Treue unserem Führer und Vaterland bis in den Tod". Auch wenn ich das alles heute ziemlich idiotisch finde, war es damals doch ein beeindruckendes Ereignis für mich.

Nach der Vereidigung begann die vormilitärische Ausbildung, die eigentlich eine militärische war. Sie begann mit Zielübungen, die mir vom Wehrrertüchtigungslager bereits bekannt waren.

Dann kam das Bewegen im Gelände, das Eingraben, also Ausheben von Schützenmulden und Schützenlöchern im Liegen, Übungen mit Gasmasken und das Scharfschießen, wobei darauf geachtet wurde, dass eine außergewöhnliche körperliche Belastung damit verbunden war. Bemerkenswert ist vielleicht, dass ich damals den recht anstrengenden Dienst, wenn er normal verlief, nicht als Schikane oder "Schleifen" empfunden habe, obwohl die anderen das immer so bezeichneten. Ich empfand es einfach als Herausforderung und Überlebenstraining für den Fronteinsatz. Für mich war es normal, dass der Dienst sehr oft bis an die Belastungsgrenze ging. Es gab natürlich auch Momente, wo ich andere Maßnahmen nicht einsah und als Schikane betrachtete.

Von der Lage an der Front wurde uns nur wenig mitgeteilt, sicherlich deswegen, weil mittlerweile nur noch von Niederlagen und Geländeverlustes zu berichten war. Am 6. Juni 1944 landeten die Amerikaner und Engländer in der Normandie zwischen Cherbourg und Caen. Nach der Landung der Alliierten in der Normandie begann die Rote Armee an der Ostfront am 21. Juni eine Offensive gegen die Wehrmacht. Es gelang ihr, die Front an mehreren Stellen zu durchbrechen und starke deutsche Verbände bei Orscha und Witebsk einzuschließen. Anfang Juli war die Heeresgruppe Mitte praktisch vernichtet. Neben der 9. und 4. Armee wurde auch die 3. Panzerarmee aufgerieben. Insgesamt waren etwa 350.000 deutsche Soldaten gefallen oder in russische Gefangenschaft geraten. Die Russen setzten ihren Vormarsch fort, sie erreichten Ende Juli im Norden die ostpreußische Grenze, in der Mitte den Raum vor Warschau. Es wurde eine Fluchtwelle der deutschen Bevölkerung aus den bedrohten Gebieten ausgelöst, die den Menschen sehr viel Leid brachte. An der Westfront konnten die alliierten Truppen Fuß fassen und am 26. Juni Cherbourg erobern. Das alles haben wir natürlich in unserem Lager damals nicht erfahren. Wir waren ziemlich abgeschlossen, hatten wenig Ausgang und wenn, dann gingen wir meist zum See schwimmen oder in die Gaststätte, die im Wald dicht an unserem Lager stand. Einmal bin ich nach Falkenburg gelaufen, aber schon nach einer Stunde ins Lager zurückgekehrt.

Der Dienst war anstrengend, vor allem die vormilitärische Ausbildung in der "Sandwüste", wie wir die aufgeschüttete Straße oder Autobahn nannten. Das war ein etwa dreißig Meter breiter Streifen, der am See verlief und nach etwa einem Kilometer vor einer Bahnlinie endete, dort war er bis auf eine Höhe von etwa acht Metern aufgeschüttet. Wo die Aufschüttung begann, haben wir nie gesehen. Wenn man darüber hinweg lief, sank man bei jedem Schritt knöcheltief in den Sand ein. Dieses Areal war natürlich bei den Ausbildern für die vormilitärische Ausbildung beliebt. Wir wurden dort tagelang gedrillt, immer im Laufschrift, dazwischen hinlegen und wieder aufspringen, das konnte sich Stunden hinziehen. Beliebt waren bei den Ausbildern auch die Befehle "Panzer von rechts", dann hatten wir sofort hinter die linke Böschung zu springen, beim Befehl "Panzer von links" hinter die rechte Böschung. Diese vormilitärische Ausbildung erfolgte natürlich in frontgerechter Kleidung, das heißt in voller Uniform mit Gasmaske, Gewehr, Brotbeutel, kleinem Feldspaten und Stahlhelm.

In der sommerlichen Hitze, es waren oft bis zu 35 °C im Schatten, war das natürlich anstrengend und wir waren völlig durchgeschwitzt. Der Ausbilder des anderen Zuges machte das mit seinem Zug immer kurz vor der Bahnlinie. Er ließ die bedauernswerten Arbeitsmänner dann immer im Laufschrift den Hang hinunter und wieder hoch laufen. Wir haben das einmal mitgemacht, es war furchtbar, denn beim Hochlaufen rutschte man immer wieder zurück und es dauerte nicht lange, bis die Schuhe voll Sand waren. An eine lustige Episode erinnere ich mich sehr gut. Eines Tages, es war um die 30 °C heiß und die Sonne brannte, mussten wir in der dunklen Uniform mit Gasmaske, Stahlhelm und Gewehr auf dieser Sandwüste im Laufschrift, mit "Hinlegen, Sprung auf Marsch, Marsch!" hin- und herlaufen. Bei dem Befehl "Panzer von rechts!" mussten wir links im Wald Deckung suchen und bei dem Befehl "Panzer von links!" mussten wir am Hang zum See Deckung suchen. Das ging so eine ganze Zeit, wir waren durchgeschwitzt und völlig erschöpft, das war wirklich Schikane und rücksichtsloses Schleifen. Plötzlich kam der Befehl "In den See! Marsch, Marsch!" und wir rannten in Richtung See. Kurz vor dem See kam der Befehl "Zurück! Marsch, Marsch!". Wir hörten es alle sehr deutlich, doch wie abgesprochen liefen wir alle in den kühlen See, bis die ganze Gruppe bis zur Brust im Wasser stand. Aber wir mussten das büßen. Es war gerade eine sehr heiße Trockenperiode. Unsere Gruppe mussten fortan jeden Abend vor dem Schlafen mit Waschschüsseln im See Wasser zum Gießen der Tomaten holen, die ein Feldmeister hinter dem Küchengebäude angepflanzt hatte. Das ging natürlich alles im Laufschrift, selbstverständlich war das Wasser dann nicht mehr in der Schüssel, sondern an unserer Kleidung, wenn wir zu den Tomaten kamen. So konnten wir allabendlich unsere fünf bis zehn Waldläufe ableisten.

Der Reichsarbeitsdienst wird heute oft mit Arbeiten als Erntehelfer oder dem Bau der Autobahnen und militärischer Anlagen verbunden. Wir sind in Falkenburg nie so eingesetzt worden, unsere Dienstzeit bestand aus militärischem Drill. Nur einmal gegen Ende meiner Dienstzeit hatten wir einen Arbeitseinsatz, wir verrichteten Erdarbeiten als Vorbereitung für ein Gebäude, angeblich sollte es ein "Maidenlager" des Reichsarbeitsdienstes für "Arbeitsmädchen", wie die jungen Frauen genannt wurden, werden. Im Juli 1944 wurde dem Reichsarbeitsdienst ganz offiziell die militärische Grundausbildung übertragen und wir übten das Schießen mit scharfer Munition, Zielübungen hatten wir ja schon absolviert. Ich hatte das Gewehr immer sehr schnell und genau gerichtet und musste nun, wie schon im Wehertüchtigungslager, andere Arbeitsmänner kontrollieren und korrigieren. Das scharfe Schießen erfolgte gruppenweise, jeweils eine Gruppe war im Schießstand, der Rest wurde gedrillt. Ich wurde beim Schießen als Patronenausgeber eingeteilt. Ich erhielt eine Kiste mit Munition, musste dann jeweils das Gewehr des Schützen kontrollieren, ihm sechs Schuss Munition geben und darauf achten, dass alle Patronen geladen und verschossen wurden, anschließend hatte ich wieder das Gewehr zu kontrollieren. Die Trefferzahl wurde in die Schießkladde eingetragen und nach Ende der Schießübungen hatte ich abzurechnen. Wir hatten holländische Gewehre, sie waren länger als die deutschen Karabiner.

Wenn ich mein Gewehr neben mich mit dem Kolben auf den Boden setzte, reichte es mir bis in Achselhöhe. Diese Gewehre hatten einen sehr starken Rückschlag, wenn man den Kolben beim Schießen nicht fest an die Schulter presste, erhielt man einen schmerzhaften Schlag. Einige begriffen das nicht, nachdem sie einen Schlag bekommen hatten, hielten sie das Gewehr noch lockerer an die Schulter, natürlich war der Schlag dann noch heftiger. Ich habe erlebt, dass Arbeitsmänner durch den Rückschlag von der Schießpritsche fielen.- Die Tage verliefen jedoch immer etwa gleich, militärische Ausbildung, Ziel- und Schießübungen sowie Bewegen im Gelände waren die Hauptbeschäftigung. Schikaniert wurde durch die Gruppenführer, also in der Regel durch die Unterfeldmeister oder Obervormänner, Opfer waren meistens körperlich schwächere Arbeitsmänner und solche, die nicht schnell genug die Aufgabe begriffen beziehungsweise beherrschten. Sie hatten in den sogenannten Sonderdiensten wirklich nichts zu lachen, ich war davon glücklicherweise nie betroffen. Eine bei den Unterführern besonders beliebte, alle betreffende Schikane war das schon erwähnte Verwüsten der Unterkünfte. Das war nicht nur schikanös, sondern auch ziemlich dumm, denn eine erzieherische Wirkung hatte das bei uns nicht. Im Gegenteil, wir wurden nachlässiger, denn alle Anstrengungen lohnten sich ja nicht. Ein anderes, beliebtes Spielchen für die Ausbilder war der "Maskenball", es wurde meist in der Nachtruhe inszeniert. Wir wurden geweckt und mussten innerhalb von fünf Minuten "feldmarschmäßig" angezogen antreten. Dann mussten wir zurück in die Baracken und fünf Minuten später in anderer Kleidung antreten. Es kam vor, dass wir im Nachthemd mit Koppel und aufgesetzter Gasmaske anzutreten hatten, was die Ausbilder natürlich ungemein belustigte. Es musste schon viel Geistlosigkeit, Dummheit und Überheblichkeit dazu gehören, um sich so etwas einfallen zu lassen.

An eine Abwechslung erinnere ich mich. Einige Kilometer von unserem Lager entfernt war die ehemalige "Ordensburg Krössinsee", eine der drei Ordensburg-Kaderschulen der NSDAP. Das war sie bis Kriegsbeginn am 1. September 1939, danach wurde sie erst als Lazarett genutzt und Mitte Mai 1941 in "Falkenburg am Krössinsee" umbenannt. Sie war nun bis Januar 1945 der provisorische Standort für die "Adolf-Hitler-Schule Nr. 1 Ostpreußen", die später in Tilsit, heute Sowjetsk, entstehen sollte. Die Adolf-Hitler-Schulen standen als NSDAP-Schulen unter der Aufsicht der Deutschen Arbeitsfront, während die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten, die sogenannten Napola, formal der SA, ab 1936 aber dem unmittelbaren Einfluss der SS und ab 1939 dem "Hauptamt Dienststelle SS-Obergruppenführer Heißmeyer" unterstanden. In der Nacht vom 28. zum 29. Juni 1944 wurden wir nach Mitternacht geweckt und mussten, mit Schaufeln ausgerüstet, im Laufschrift zur Ordensburg laufen. Schon aus der Entfernung sahen wir, dass Teile davon lichterloh brannten. Wir konnten gemeinsam mit der Feuerwehr nur das Übergreifen auf andere Gebäude verhindern. Wir blieben bis zum Morgen als Feuerwache dort und ich schaute mich in dem Gebäudekomplex um. Die Gebäude hatten alle Strohdächer, das Feuer hatte nur die Waschräume mit den Duschen zerstört. Der ganze Komplex war großzügig angelegt, mit Sportstätten und einem Appellplatz, der von einem Säulengang umgeben war.

Als Ausbilder waren in dieser Schule viele verwundete Offiziere der SS und Wehrmacht mit teilweise hohen Auszeichnungen, die meist arm- oder beinamputiert und deshalb nicht mehr fronteinsatzfähig waren.

Etwa drei Wochen vor unserer Entlassung, also im letzten Drittel des Monats Juli, wurden wir zum Arbeitseinsatz eingeteilt. Dazu fuhren wir mit der Bahn sechs Stationen - etwa 30 Kilometer - weiter in ein kleines Dorf. In einem Gut führten wir Planierungsarbeiten durch und wir hoben ein Fundament für ein Gebäude mit Kellerräumen aus. Angeblich sollte dort ein "Maidenlager" für den weiblichen Arbeitsdienst gebaut werden. Dabei wurden wir in alle Arbeiten eingewiesen. Es begann mit dem Legen einer Karrenbahn, dann wurden Feldbahngleise mit Weichen und Drehscheiben gelegt und mit den Feldbahnloren Erdreich transportiert. Es wurde eine Böschung unter genauer Einhaltung des Böschungswinkels angelegt. Ein Unterfeldmeister überwachte, wie wir arbeiteten, zu diesem Zweck lag er in einem Liegestuhl in der Sonne. Einmal war er verschwunden, daraufhin überredete mich jemand von unserer Gruppe, mit ihm in die kleine Gaststätte zu gehen, um etwas zu trinken. Gesagt, getan, wir liefen los und als wir die Tür zum Gasthof öffneten, saß da unser Unterfeldmeister. Wir machten sofort kehrt, aber wir konnten uns denken, was uns blühen würde. Der Unterfeldmeister hatte die Gewohnheit, diejenigen, die ihm am Tage aufgefallen waren, je nach Schwere ihres "Vergehens", auf der Rückfahrt eine oder mehrere Bahnstationen laufen zu lassen. Wir sollten ursprünglich die ganze Strecke laufen, aber er senkte dann doch die "Strafe" auf zwei Stationen.

20. Juli 1944, am Abend wurde Antreten zum Sonderappell befohlen. Uns wurde mitgeteilt, dass "verbrecherische Elemente" mit einer Bombe in der Wolfsschanze einen Anschlag auf den Führer verübt hatten, das Attentat sei jedoch durch die "Vorsehung" nicht geglückt. Um 21:00 Uhr mussten wir uns im Speisesaal versammeln, die Rundfunkrede Hitlers wurde übertragen. Ich erinnere mich, dass es damals irgendwie ein Schock war. Am Abend dieses Tages trug sich im Lager etwas zu, was ich nicht vergessen werde. Einer der Vormänner lief mit einem Stock durch das Lager, auf dem er eine brennende Hakenkreuz-Armbinde aufgespießt hatte, er rief dabei: *"Auf auf mein Volk, die Feuerzeichen rauchen!"* Er hatte die Armbinde angeblich auf einem Abfallhaufen gefunden. Am nächsten Tag war er nicht mehr im Lager, wir haben ihn nie wiedergesehen. Am Sonntag, den 23. Juli, wurden nach dem Mittagessen einige Arbeitsmänner namentlich aufgerufen, ich war auch dabei, die Ausgang erhielten und sofort, ohne den sonst üblichen Ausgangsappell mit seinen Schikanen, ausgehen und das Lager verlassen konnten beziehungsweise sollten. Die nicht aufgerufenen Arbeitsmänner mussten im Speisesaal bleiben. Ich ging nicht in die Stadt, sondern nahm eine Decke und ging aus dem hinteren Ausgang des Lagers zum See. Es war an dem Tag sehr heiß und das Wasser des Sees war erfrischend. Es stellte sich dann heraus, dass alle diejenigen, die sich bereits freiwillig zum Wehrdienst gemeldet hatten, den Speisesaal verlassen konnten. Die Arbeitsmänner, die bisher noch keine Freiwilligenverpflichtung unterschrieben hatten, wurden bearbeitet, sich "freiwillig" zur Waffen-SS zu verpflichten.

Der letzte aus unserem Zimmer kam gegen 21:00 Uhr aus dem Speisesaal und hatte unterschrieben, es gab keinen, der abgelehnt hatte. Soweit ich mich erinnern kann, sind sie zur SS-Division "Hitlerjugend" gekommen. Der 6. August 1944 war unser offizieller Entlassungstag aus dem Reichsarbeitsdienst, die SS-"Freiwilligen" wurden am 5. August mit Lastwagen abgeholt. Sie durften nicht - ein vielleicht letztes Mal - nach Hause fahren und sich von ihrer Familie verabschieden.

Alle anderen durften nach Hause, allerdings lag ich noch wegen einer kleinen Operation am Knie im Krankenrevier, konnte dann aber am 10. August auch nach Hause fahren. Ich blieb nicht lange zu Hause, am 24. August musste ich mich in Leipzig beim Grenadierersatzbataillon 11 einfinden.

# Kriegsdienst und Fronteinsatz

Am 24. August 1944, es war ein Donnerstag, fuhr ich am Vormittag mit dem Zug nach Leipzig, um mich in der Kaserne zu melden. Ich wusste nicht genau, wo genau in Leipzig sie sich befand, aber nachdem ich mehrmals gefragt hatte, fand ich sie recht schnell und war gegen 12:00 Uhr am Kasernentor. Ich zeigte dem Wachposten meinen Einberufungsbefehl, er schaute mich an und sagte:

*"Du kannst Dich wohl nicht zeitig genug einsperren lassen? Genieße den Rest Freiheit, Junge, und gehe noch ein paar Stunden in die Stadt. Es reicht, wenn du gegen 16:00 Uhr kommst."*

Eigentlich hatte ich keine Lust dazu und ich konnte das "einsperren lassen" nicht verstehen, denn ich hatte ja auf den Moment der Einberufung gewartet. Aber ich machte kehrt und lief noch drei Stunden in Leipzig umher. Gegen 15:00 Uhr meldete ich mich dann wieder, es waren nun auch schon mehrere andere Rekruten eingetroffen. Wir wurden in Stuben eingewiesen und kurz darauf in die Bekleidungskammer geführt, um die notwendigen Bekleidungsstücke zu empfangen. Es waren eine Uniform, Unterwäsche und Schuhe, auf Passform wurde nicht so geachtet, obgleich ich den Eindruck hatte, dass meine Sachen recht gut passten. Ungewohnt waren die Fußlappen an Stelle der Strümpfe, sie verrutschten sehr schnell beim Laufen, wenn die Stiefel nicht richtig passten und das verursachte Blasen und Schmerzen. Beim Abendessen merkte ich deutlich den Unterschied zu unserer Verpflegung beim Arbeitsdienst, sie sollte auch während der ganzen Ausbildung bei der Wehrmacht so dürrftig bleiben. Der nächste Tag verging mit Kleiderreinigung, dem Verpacken und Abschicken der Zivilkleidung, in der man angereist war und natürlich mit dem ersten Kennenlernen der Kameraden.

Am übernächsten Tag, also am 26. August, wurden wir nach Weißenfels verlegt, dort sollte dann unsere Grundausbildung erfolgen. In Weißenfels befand sich ein großer Kasernenkomplex mit mehreren, kleinen Übungsplätzen. Wir erhielten unsere vollständige Ausrüstung und als Waffe den Karabiner 98 und das dazugehörige Seitengewehr. Die Ausbildung erfolgte grundsätzlich in voller Ausrüstung, also mit Stahlhelm. Der Tagesablauf unterschied sich nur wenig von dem im Arbeitsdienst - 06:00 Uhr Wecken, Frühsport, Waschen und frühstücken und 07:00 Uhr Dienstbeginn. Die Ausbildung fand immer im Gelände statt, dabei bewegten wir uns die meiste Zeit am Boden, besonders hasste ich das Graben von Schützenmulden im Liegen. In den ersten Tagen mussten wir am Nachmittag exerzieren als Vorbereitung für die Verteidigung. Man nahm wohl zu Recht an, dass wir es bereits im Jungvolk, der Hitlerjugend, dem Wehrrertüchtigungslager und dem Arbeitsdienst ausreichend exerziert hatten und dass diejenigen, die es bis jetzt nicht begriffen hatten, es vermutlich auch nie lernen würden. Nachdem wir einige Tage später wieder einmal "unserem Führer unsere Treue bis zum Tod" geschworen hatten, fiel das Exerzieren ganz weg. Insgesamt war die Ausbildung sehr dürrftig und für einen Fronteinsatz völlig ungenügend.



**Nach der Einberufung zur Wehrmacht**

12/18/18 24 19 14

### Rückseite des Fotos

Man verließ sich wohl auf unsere vormilitärische Ausbildung im Wehrtüchtigungslager und beim Arbeitsdienst, dort war sie umfangreicher und wesentlich härter. An zwei oder drei Tagen hatten wir zusätzlich eine Einweisung in die Bedienung eines MG 34 als leichtes Maschinengewehr. Wir hatten fast jeden Tag Ausbildung im Gelände, mit Angriffsübungen, Anschleichen, Eingraben, Feuerstellungen vorbereiten. Geschossen wurde in Weißenfels nur mit Platzpatronen, ich habe dort nie einen Schießstand gesehen.

Die Umstellung gegenüber meinem Zivilleben war hier - aber auch schon bereits im Arbeitsdienst - erheblich, und zwar weniger wegen der äußeren Lebensumstände oder der Bequemlichkeit. Vielmehr war ich es gewohnt, selbstständig zu arbeiten und für meine Arbeit geachtet und anerkannt zu werden, hier war ich ein Nichts. So verging der August und ein Teil des Septembers. Ab und zu machte das Wort "Wunderwaffe" in der Truppe die Runde, wobei es sich angeblich um Raketen handeln sollte, die irgendwann nach England geschossen würden und dort große Verwüstungen anrichten sollten. Gegen Ende September fuhren wir mit dem Zug zum Truppenübungsplatz nach Königsbrück bei Dresden. Dort wurden Angriffsübungen im Verband mit anderen Einheiten und mit Artillerieunterstützung geübt. Wir griffen imaginäre Ziele, also ohne Gegner, mit scharfer Munition an, auch die Artillerie schoss einige scharfe Granaten. Das Gegenfeuer wurde durch Sprengkörper, ähnlich Silvesterknallern, imitiert. An einen Vorfall kann ich mich gut erinnern. Ich schlief in einem Doppelstockbett oben. Als ich früh geweckt wurde, sprang ich herunter und spürte sofort einen großen Schmerz im rechten Mittelfuß, der auch nicht nachließ. Ich konnte nur humpelnd mit großen Schmerzen laufen. Mein Gruppenführer sagte mir, ich solle im Lager bleiben, mich krank melden und zum Arzt gehen. Von unserem Zug war noch jemand krank, er hatte einen schlimmen Durchfall. Der Arzt war allerdings nicht der Meinung, dass wir beide krank seien.

Ich solle die Zähne zusammenbeißen und der andere den Arsch zukneifen und wir sollten uns schleunigst zur Ausbildung begeben. Wir meldeten uns beim Spieß, wie der Stabsfeldwebel genannt wurde, er meinte, wir sollen doch gleich noch zwei Funkgeräte mitnehmen und abhauen. Die Funkgeräte hatten damals etwa die Maße 30 mal 50 mal 20 Zentimeter und wogen etwa 15 Kilogramm, sie wurden auf dem Rücken getragen. Wir wussten nicht genau, wo unsere Einheit war. Also zogen wir los, die Funkgeräte auf dem Rücken, ich humpelnd und mein Leidensgenosse musste immer wieder im Gebüsch verschwinden. Im Laufe der Zeit ließ das bei ihm nach, weil er nichts mehr im Bauch hatte, aber meine Schmerzen blieben leider. Erst am Nachmittag fanden wir unsere Einheit, die gerade mit dem Kleinstpanzer "Goliath" das Sprengen von Brücken übte. Die erste Frage war, was wir mit den Funkgeräten wollten. Wir probierten sie aus, aber sie funktionierten nicht - sie waren also lediglich ziemlich nutzloses Gepäck für uns. Diese kleinen Panzer "Goliath" waren etwa sechzig Zentimeter hoch und nur dem Namen nach ein Panzer, offiziell hießen die Dinger "Sonderkraftfahrzeug".

Sie hatten einen kleinen Zündapp-Benzinmotor, waren - je nach Bauart - mit anderthalb bis zwei Zentnern Sprengstoff gefüllt - das Übungsgerät natürlich nicht - und wurden über Drähte gesteuert und gezündet. Sie sollten Sprengladungen in feindliche Stellungen lenken, an der Front habe ich diese Geräte allerdings nicht gesehen, gleichwohl sie in relativ großer Stückzahl produziert wurden. Ich kann mich nicht genau erinnern, wie viel Tage wir in Königsbrück waren, vielleicht fünf oder sechs. Ich weiß nur, dass wir am 30. September, einem Sonabend, mit dem Güterzug losfuhren. Wir erhielten nochmals warmes Essen aus der Gulaschkanone und Marschverpflegung für einen Tag. Wir sollten am Sonntag gegen Morgen in Weißenfels ankommen. Der Zug trödelte und blieb den ganzen Sonntag irgendwo in Leipzig stehen, erst in der Nacht zum Montag fuhr er los und wir waren gegen 04:00 Uhr am Montagmorgen in Weißenfels, müde und erschöpft und natürlich sehr hungrig, denn wir hatten den ganzen Sonntag kein Essen bekommen. Die dürftige Marschverpflegung hatten wir bereits in der Nacht zum Sonntag gegessen. Als ich mich zum Schlafen ausziehen wollte, wurde vom Unteroffizier vom Dienst mein Name gerufen, ich meldete mich und er gab mir ein Paket. Meine Mutter und meine Schwester Ilse wollten mich am Sonntag besuchen und hatten es für mich abgegeben. Als ich es aufmachte, kam ein Napfkuchen und ein Stück Butter zum Vorschein, in meinem Heißhunger habe ich die Hälfte des Kuchens sofort aufgegessen. Das war für die damalige Zeit ein ganz besonderes Geschenk, was die Familie zu Hause von dem Wenigen, was sie auf Lebensmittelkarten bekamen, absparen musste. Noch in der Nacht habe ich einen Brief nach Hause geschrieben und mich bedankt.

Diese Übung in Königsbrück war der Abschluss unserer Ausbildung. Es dauerte nicht lange, dann wurde der überwiegende Teil zum Fronteinsatz versetzt. Am 9. Oktober bekam ich meinen Marschbefehl zur Unteroffiziersschule 12 des Heeres in Freiberg. Ich hatte mich dort am Dienstag, den 10. Oktober, zu melden. Ich gab am 9. Oktober abends einen Teil meiner Ausrüstung wie Karabiner, Seitengewehr, Stahlhelm, Gasmaske, Brotbeutel mit Kochgeschirr und Trinkflasche ab, erhielt an Stelle der Stiefel Schuhe und fuhr in der Nacht mit dem Personenzug nach Freiberg, wo ich nachmittags ankam. Es waren bereits mehrere andere Rekruten dort eingetroffen, auch aus Weißenfels waren einige dabei, zum Beispiel Rolf Schneider. Wir wurden in Gruppen eingeteilt und erhielten Zimmer zugewiesen, jeweils eine Gruppe, also vierzehn Mann, wurden in einem Raum untergebracht. Unser Zimmer lag im ersten Obergeschoss mit zwei großen Fenstern zur Straße. Das Zimmer war ein großer, nüchterner Raum von etwa fünf Meter Länge und sechs Meter Breite, an der linken und rechten Seite standen jeweils drei Doppelstockbetten und zwischen den Betten ein Doppelspind, an der linken Seite stand noch ein dreistöckiges Bett. Vor den Betten standen je zwei Hocker und in der Mitte stand ein etwa drei Meter langer Tisch. Vor unserem Zimmer war auf dem Korridor rechts neben unserer Eingangstür in der Wand eine Nische eingelassen, in der unsere Karabiner K 98 standen. Das sollte nun unser Zuhause für die nächste Zeit sein, wobei niemand wusste, wie lange diese dauern sollte.

Dann erwartete uns der Unteroffizier vom Dienst, der, laut in bayerischem Dialekt Befehle brüllend, durch den Korridor rannte. Der Mann flößte mir wirklich Angst ein, er war unteretzt und kräftig, mittelgroß mit gerötetem Gesicht und rotblonden Haaren. Wir mussten antreten und geschlossen zur Kleiderkammer marschieren, um die noch fehlenden Ausrüstungsgegenstände in Empfang zu nehmen - von Weißenfels waren wir nur mit dem Nötigsten gekommen. Wir behielten die Schuhe und, worüber ich mich damals sehr wunderte, wir bekamen jeder zwei olivgrüne Binden aus kräftigem Stoff. Ich wusste damit nichts anzufangen, sollte aber bald erfahren, dass es Wickelgamaschen waren. In der Waffenkammer erhielten wir zunächst jeder einen Karabiner K 98. Nach dem Abendessen, das besser als in Weißenfels, aber nicht so gut wie beim Arbeitsdienst war, hatten wir Putz- und Flickstunde, um unsere Kleidung in Ordnung zu bringen. Anschließend war Kleiderappell mit allen Kleidungsstücken. Der Unteroffizier vom Dienst führte sie in unserer Gruppe durch. Es war eine Katastrophe, er stand mit hochrotem Gesicht vor uns, jeder wurde angebrüllt und wir mussten mehrmals nachreinigen, das ging bis kurz vor 22:00 Uhr, also bis zur Bettruhe. Ich war wirklich bedient, und ich sagte mir:

*"Na Prost Mahlzeit, wenn der dein Ausbilder wird, kannst du dich auf eine furchtbare Zeit einrichten."*

Übrigens war dieser Unteroffizier wirklich ein Bayer, er hieß Huber und mit dem Vornamen Wastel, so wurde er jedenfalls von den anderen Unteroffizieren angesprochen. Im Zivilleben war er Bergführer und Skilehrer. Dann war endlich Nachtruhe und wir konnten uns erschöpft auf unsere Betten werfen. Wie immer, wenn ich in eine fremde Umgebung gesteckt wurde, hatte ich ein wehmütiges und trauriges Gefühl und ich fragte mich, auf was ich mich da wohl eingelassen hatte. Ich dachte an mein Zuhause auf dem Knack und an das Labor - meine Arbeitsstelle, die ich so geliebt hatte. Aber eingezogen hätte man mich auch ohne meine Freiwilligenmeldung und wer weiß, vielleicht wäre ich schon irgendwo an der Front.

Der Kasernenkomplex, in dem die Unteroffiziersschule untergebracht war, befand sich am Ortsausgang von Freiberg in Richtung Chemnitz. Ein langes, dreistöckiges Mannschaftsgebäude stand längs der Straße, dann folgten das Tor mit dem Wachgebäude und ein kleineres Mannschaftsgebäude, ebenfalls mit drei Etagen. In dem großen Gebäude waren im Keller die Duschräume und der Frisör untergebracht. In dem umzäunten Komplex gab es noch die Kleiderkammer, ein großes Gebäude, einen Flachbau für Geräte und Wagen, einen Flachbau mit Küche und Speisesaal, eine Baracke für den Waffenmeister, ein kleineres, zweistöckiges Gebäude, in dem die Sanitätsstelle und Offiziersräume untergebracht waren, die Pferdeställe und eine Reithalle. In der Mitte des Komplexes war ein Exerzierplatz mit Hindernisbahn, hinter den Pferdeställen befand sich noch ein offener Reitplatz und daneben ein kleiner Übungsplatz mit Panzerattrappen aus Holz. Die Maschinengewehrkompanie, zu der ich kommen sollte, war in dem kleineren Mannschaftsgebäude untergebracht. Der ganze Komplex machte im Gegensatz zu Weißenfels einen sehr ordentlichen und sauberen Eindruck.

Damals konnte ich nicht ahnen, dass ich gute zwanzig Jahre später während meines Fernstudiums an der Bergakademie Freiberg öfter als Fernstudent in diesem ehemaligen Kasernenkomplex - nun als Studentenwohnheim genutzt - übernachten sollte.

Am nächsten Morgen 06:00 Uhr Wecken, Frühsport, Waschen, das Frühstück wurde von den Essenholdern jeder Gruppe geholt und im Zimmer eingenommen. Dann musste die Gruppe heraustreten und wer stand vor uns als Gruppenführer? Natürlich Unteroffizier Huber! Die Nachbargruppe hatte einen auf den ersten Blick sympathischen Unteroffizier. Aber ich sollte mich mit der ersten Einschätzung unseres Unteroffiziers Huber sehr geirrt haben, im Dienst war er nicht nur überaus korrekt, sondern auch kameradschaftlich, verständnisvoll und oft nachsichtig. Er hat uns nie geschliffen oder unnötigen Strapazen ausgesetzt. Wir erhielten aber von ihm eine gute Ausbildung und wertvolle Hinweise zum Überleben an der Front. Die Ausbildung war umfangreich, hart, gründlich und intensiv. Die Grundausbildung in Weißenfels war dagegen ein Kindergarten und ich war sicher, dass viele meiner ehemaligen Kameraden, die mit der Weißenfelser Ausbildung an die Front geschickt wurden, bereits den "Heldentod" gestorben oder verwundet worden waren. Zuerst wurden wir intensiv im Umgang mit Faust- und Handfeuerwaffen ausgebildet, konkret an den Pistolen 08 Luger und Walther P38, an den Gewehren Mauser 98k und Karabiner 43 sowie am neu eingeführten Sturmgewehr 44. Besonders intensiv wurde die Bekämpfung der Panzer mit der Panzerfaust geübt. Mit Tellerminen und der Haft Hohlladungen, die mittels eines Magneten an den Panzer angebracht wurden, übten wir Panzerbekämpfung. Wir sollten uns im Schützenloch überrollen lassen und dabei die Ladung mit einem Verzögerungszünder von acht bis zwölf Sekunden am Unterboden anbringen. Wir haben das auch geübt, aber unser Unteroffizier erklärte uns immer wieder, wie gefährlich das war und wie gering die Chance auf Erfolg war. Außerdem würden die russischen Panzer mittlerweile, wenn sie ein solches entdecken, mit einer Kette auf das Schützenloch fahren und es mit einer kurzen Rechts- und Linksdrehung eindrücken, so dass man darin lebendig begraben würde. Daraus entnahmen wir, so etwas nie an der Front zu versuchen. Eine weitere, sehr merkwürdige Methode der Panzerbekämpfung, bei der ich mir nie vorstellen konnte, wie man sie in der Praxis anwenden könnte, sah folgendermaßen aus. Man hatte einen geschlossenen Glaskörper mit der Form einer Glühbirne ohne Sockel, der halb mit einer Flüssigkeit gefüllt war. Damit sollte man auf den Panzer klettern und den Glaskörper durch eine Öffnung in das Innere des Panzers werfen. Das dünnwandige Glasgefäß wurde dadurch zerstört und es entstanden Dämpfe, die Lunge und Augen stark reizten, so dass die Panzerbesatzung aussteigen musste, dann könnte man sie liquidieren. Wir übten das am stehenden Panzer, der sich nicht wehrte, das ging natürlich gut. Allerdings mussten wir dabei höllisch aufpassen, dass dieses Glasgefäß nicht schon beim Kriechen zum Panzer und beim Aufspringen zerbrach. Wie das an der Front gehen sollte, konnten wir uns nicht vorstellen. Schließlich mussten wir drei Tage lang an Übungsminen das Räumen von Minen lernen. Wir krochen durch das Gelände und stachen mit einem dünnen Metallstab vorsichtig Zentimeter für Zentimeter in den Boden.

Wenn man Widerstand spürte, wurde vorsichtig das Erdreich entfernt, die Mine mit der Hand untergraben und der Zünder, der sich meist am Boden der Mine befand, sehr vorsichtig entfernt. Das ging natürlich oft schief, und der Übungssprengsatz explodierte.

Unsere Hauptausbildungswaffe war das Maschinengewehr 42, als schweres Maschinengewehr auf der Lafette hatte es eine Feuergeschwindigkeit von 25 Schuss pro Sekunde. Jede Gruppe hatte zwei Maschinengewehre, zu jedem Maschinengewehr gehörten der Gewehrführer und die Schützen 1 bis 6, jede Gruppe hatte also mit dem Gruppenführer eine Mannschaftsstärke von fünfzehn Soldaten. Der Gewehrführer war der Verantwortliche für ein Maschinengewehr, er war zusätzlich mit einem Sturmgewehr 44 und der Leuchtpistole ausgerüstet, außerdem trug er einen Ersatzlauf und das Zielfernrohr für das MG. Der Schütze 1 hatte das Maschinengewehr und eine Pistole sowie Ersatzteeltasche für das MG. Der Schütze 2 hatte die Lafette zum Aufbau des schweren MG und eine Pistole. Die Schützen 3 bis 6 trugen als Waffe Karabiner 98k, außerdem trug jeder zwei Ersatzläufe und zwei, manchmal sogar vier Kästen mit je 250 Schuss Maschinengewehrmunition. Jede Gruppe hatte einen Gerätewagen mit zwei Rädern, der von zwei Pferden gezogen wurde. Die beiden Maschinengewehre wurden beim Marsch im Gerätewagen auf eine drehbare Lafette mit einem Sitz für den Schützen montiert und dienten während des Marsches zur Fliegerabwehr. Die Lafetten für das SMG wurden hinten an den Gerätewagen angehängt, die Munitionskästen mit je 250 Schuss konnten im Gerätewagen verstaut werden. Jedes Gewehr hatte insgesamt zehn Munitionskästen. An der rechten hinteren Seite des Gerätewagens befand sich ein Hebel, welcher der Arretierung des Wagens diente. Bei einem Luftangriff wurde der Hebel gezogen, die Deichsel mit den Pferden löste sich und konnte sich in Sicherheit bringen, zur gleichen Zeit fielen vorn und hinten am Wagen Stützen herab, die ihm einen festen Stand gaben. Ein Problem war dann allerdings, den Gerätewagen anschließend wieder in seinen mobilen, also fahrbereiten Zustand zu bringen.

Beim Marsch marschierte die Gruppe in Reihe hinter dem Wagen, Gewehr 1 an der rechten und Gewehr 2 an der linken Seite. Im Laufe der Ausbildung wurden wir bestimmten Aufgaben bei der Besetzung eines schweren Maschinengewehres zugeordnet. Das hing von den Schießerergebnissen und den Kenntnissen in der Waffenkunde ab, zum Beispiel davon, wie schnell und sicher man ein MG auseinandernehmen und wieder zusammensetzen konnte. So waren Rolf Schneider als Gewehrführer und ich als Schütze 1 eingeteilt worden. In dieser Einteilung führten wir in den letzten drei Wochen schon unsere Ausbildung durch. Unsere Maschinengewehrkompanie bestand aus zwei Zügen mit je vier Gruppen, sie verfügte also über sechzehn schwere Maschinengewehre. Die Mannschaftsstärke betrug insgesamt 160 Soldaten. In der Kaserne gab es noch eine Granatwerferkompanie, die über acht Granatwerfer mit dem Kaliber von 80 Millimeter verfügte, die Mannschaftsstärke betrug 160 Soldaten. Wir haben sie bei Übungen oft bedauert, die Bodenplatte und das Rohr hatten ein stolzes Gewicht von jeweils etwa 40 beziehungsweise 32 Kilogramm, während unser MG 42 elf Kilogramm und die Lafette ungefähr sechzehn Kilogramm wogen.<sup>6</sup>

Für den Marsch hatte die Granatwerferkompanie aber auch Gerätewagen. Außerdem gab es in der Kaserne zwei Schützenkompanien mit je 120 Soldaten.

Rolf Schneider war aus Leipzig und sehr mit der Hitlerjugend verbunden, er war Fähnleinführer in der HJ gewesen. Er war sportlich, er bezwang zum Beispiel die Hinderniswand auf der Hindernisbahn ohne Probleme. Ich bin da nie rüber gekommen, ich klatschte bei jedem Versuch, die Bretterwand zu erklimmen, einfach wie ein nasser Sack wieder herunter. Der Schütze 2 war ein kräftiger, gedrungener Typ, soviel ich mich erinnere, hieß er Heinz Bauer. Er hatte die Lafette zu tragen, die immerhin etwa sechzehn Kilogramm wog. Besonders beim Hinlegen und "Sprung auf! Marsch, Marsch" war sie doch sehr hinderlich. An die anderen Schützen kann ich mich kaum noch erinnern - außer an einen wegen eines lustigen Vorfalls. Ich glaube, sein Vorname war Rainer, er hatte Zimmermann gelernt und dabei vom Zeigefinger die oberen beiden Glieder bei einem Unfall verloren. Eine beliebte Marotte von ihm war, sich in einer Gaststätte gut sichtbar an einen Tisch zu setzen und dann mit diesem Finger angeblich in der Nase zu bohren. Das erweckte immer Aufmerksamkeit bei den anderen Gästen, weil es aussah, als ob er den Finger bis zum zweiten Glied in der Nase hätte. Er leistete sich ab und zu solche Scherze. Eines Tages gingen er, Rolf Schneider und ich in die Stadt, als uns ein Unteroffizier von den Granatwerfern entgegenkam. Rolf Schneider und ich nahmen vorschriftsmäßig Haltung an und grüßten mit dem "Deutschen Gruß", wie es seit dem Attentat auf Hitler auch für einfache Soldaten statt des militärischen Grußes befohlen war. Unser Rainer tat nichts dergleichen und lief ganz lässig vorbei. Der Unteroffizier rief ihn zu sich und fragte:

*"Kennen Sie keinen Unteroffizier der Wehrmacht?"*, was ja im Grunde eine ziemlich blöde Frage war. Rainer sah den Unteroffizier an und antwortete frech:

*"Wie soll der denn heißen?"*

Der Unteroffizier lief hochrot an, war aber so verblüfft, dass er nicht schrie. Er nahm Rainer mit in die Kaserne und der bekam drei Tage Arrest.

Insgesamt war die Ausbildung sehr umfangreich und intensiv. Wir haben eigentlich alle Angriffs- und Verteidigungsformen geübt, wie Angriff in Formation, Kampf im Ort und im Wald, Verteidigung einer Stellung, Häuserkampf sowie Nahkampf mit Seitengewehr und Feldspaten. Den Ortskampf übten wir am Ausgang von Freiberg in der Brander Straße. Den dort wohnenden Leuten muss das ziemlich auf den Geist gegangen sein, als wir mit Platzpatronen um uns schießend den ganzen Tag durch die Straßen und über ihre Höfe gelaufen sind. Nahkampf haben wir auf der Nahkampfbahn beim Schießplatz geübt, dazu wurde uns vorher ein russischer Lehrfilm gezeigt. Ein anderer, russischer Lehrfilm über Scharfschützen, ihre Erkennung und Bekämpfung wurde uns ebenfalls gezeigt. Der Nahkampf wurde mit Puppen geübt, die beim Annähern hochschnellten. Die Bekämpfung erfolgte mit Karabiner und Bajonett oder mit Feldspaten beziehungsweise mit Messer und Pistole. Auf dem großen Übungsplatz im Waldgebiet übten wir den Waldkampf. Dazu wurde eine andere Gruppe in russische Uniformen gekleidet, die sich dann im Wald versteckte.

Überraschend war für mich damals, dass man sie erst entdeckte, als man kurz vor ihnen stand, also im Ernstfall bereits tot war. Durch die bräunlich-graue Farbe der Uniform waren sie im Wald kaum oder nur sehr schwer und dann erst aus kurzer Entfernung zu erkennen.

Etwas mehr nervten die Nachtübungen ab Mitte November, nachdem die wichtigsten Ausbildungen abgeschlossen waren, gab es fast in jeder Woche zwei dieser Übungen. Eine wurde gleich nach der Ausbildung weitergeführt und ging bis etwa 03:00 Uhr, der Dienst begann dann nach dem Mittagessen. Die andere begann gegen 02:00 Uhr in der Nacht, der Dienst am Folgetag wurde daran anschließend ganz normal durchgeführt.

Das Schießen mit scharfer Munition, das wir in Weißenfels nie geübt hatten, wurde in Freiberg oft und mit unterschiedlichen Waffen durchgeführt. Ich schoss in Freiberg mit dem Karabiner, dem Sturmgewehr 42, der Maschinenpistole, der Pistole 38 und dem SMG 42 scharf. Das Schießergebnis mit dem MG 42 entschied dann den endgültigen Einsatz als Schütze 1. Außerdem übten wir mit scharfen Handgranaten und mit der Panzerfaust und der Raketenpanzerbüchse 54, dem "Panzerschreck", auf Panzer zu schießen.

An ein Erlebnis während der Ausbildung erinnere ich mich noch recht gut. Wir sollten an einem optischen Entfernungsmesser ausgebildet werden. Keiner wusste, wie er funktionierte, der Ausbilder und der Unteroffizier von der Nachbargruppe waren ratlos. Da mein Unteroffizier mich offenbar als mathematisch begabt einschätzte, gab er mir das Gerät, um zu probieren, wie es funktionierte. Es war eigentlich ganz einfach. Wenn man hindurchschaute, sah man zwei gleiche Bilder, eins normal und das gleiche Bild darüber, aber auf den Kopf gestellt. Das obere Bild konnte mittels Stellrad nach oben und unten verschoben werden. Man musste das obere Bild so einstellen, dass die beiden Bilder des anvisierten Zieles sich gerade berührten. Man hatte jetzt in der Optik das Ziel normal und noch einmal spiegelbildlich nach oben geklappt. Dann konnte man am Rand des Sichtfeldes die genaue Entfernung in Meter ablesen.

Schon am zweiten Tag in Freiberg wurden wir zugweise zum Reitplatz geführt. Dort standen acht gesattelte Pferde bereit, der Reihe nach mussten jeweils acht von uns aufsteigen und versuchen, sich mit dem Pferd fortzubewegen. Mir war nicht wohl dabei, eigentlich hatte ich als Kind immer etwas Angst vor diesen großen Tieren gehabt und die war noch nicht überwunden. Gleichwohl war es immer auch mein Wunsch, reiten zu lernen. Mit einiger Mühe schaffte ich es schließlich doch, in den Sattel zu kommen, wahrscheinlich habe ich da oben einen etwas unglücklichen Eindruck gemacht. Aber das Pferd setzte sich in Bewegung, ich war überrascht und es ging nach meiner Meinung eigentlich ganz gut. Es stellte sich dann heraus, dass diese ganze Prozedur dazu diente, diejenigen auszusuchen, die am Reitunterricht teilnehmen sollten. Ich wurde dafür mit ausgewählt und so kam es dazu, dass mein heimlicher Kindheitswunsch in Erfüllung gehen sollte. Ich erinnere mich, dass meine Mutter mir eine lustige Begebenheit erzählte, die sich zutrug, als ich noch keine fünf Jahre alt war. Ich besuchte damals mit ihr meine große Schwester Ilse, die in Melzig bei einem Bauern ihr Landhilfjahr verbrachte.<sup>7</sup> Ilse zeigte uns die Ställe und auch die Pferde.

Als wir wieder zu Hause waren, lief ich einige Tage später los, ich war schon ein Stück in Richtung Burgkernitz gelaufen, um, wie ich meinen kleinen Ausflug begründete, "das Pferd mit Eisenlatschen" zu holen. Ich muss jedoch einschränkend anmerken, dass ich das Reiten nie richtig begriffen habe, die Zeit des Lernens war sicher auch zu kurz. Die meisten meiner Kameraden haben es aber auch nicht gelernt.

Die auf diese etwas seltsame Weise Auserwählten sollten nun also Reitunterricht erhalten. In der ersten Reitstunde, die in der Reithalle stattfand, hatte ich ein unruhiges und temperamentvolles Pferd. Als ich den Sattel aufgelegt hatte und auf die andere Seite gehen wollte, um den Sattelriemen festzuziehen, schlug das Tier nach hinten aus. Ich konnte mich gerade noch zur Seite werfen und war leichenblass geworden. Es war meine Schuld, ich hatte das Pferd nicht angesprochen, als ich von hinten auf es zuing. Man musste dieses Pferd jeden Augenblick an der Hand haben und aufpassen. Dann bekam ich die "Waltraud", den Namen vergesse ich wahrscheinlich nie, ein ruhiges und angenehmes Pferd. Es gab ein Ereignis beim Reiten, welches ich auch nicht vergessen werde. Unser Reitlehrer war abwesend und ließ sich vom Stallmeister, vor dem die Tiere Angst hatten, vertreten. Wir waren bisher noch nicht über Hindernisse gesprungen. Der Stallmeister ließ einige, etwa einen Meter hohe, Hindernisse aufbauen, über die wir nun springen sollten. Meine Waltraud ging viel zu langsam auf das Hindernis zu und blieb davor stehen. Ich konnte machen, was ich wollte - es bewegte sich nicht. Der Stallmeister kam mit seiner Peitsche langsam auf uns zu und plötzlich sprang das Tier unerwarteterweise doch noch über das Hindernis. Ich selbst landete allerdings vor dem Hindernis, erst beim zweiten Versuch klappte es dann aber doch.

Im Zusammenhang mit dem Reitunterricht erinnere ich mich an noch eine Begebenheit. Reiten fand nach dem Dienst in der Freizeit statt. An einem Freitag hatte ich Seitenstechen und ging einfach nicht zum Reitunterricht. Ich wurde zum Reitlehrer, einem Oberfeldwebel, befohlen, als Strafe hatte ich am nächsten Tag sein Zimmer sauber zu machen und sollte nicht in den normalen Dienst einbezogen werden. Ich hatte gerade den Fußboden gewischt, als die Nachricht von der Wache kam, dass mein Vater mich besuchen wollte. Ich hatte nichts von seiner Absicht gewusst, mich zu besuchen, es sollte eine Überraschung sein. Er hatte dazu die nicht ganz einfache Reise mit dem Zug von Muldenstein nach Freiberg unternommen. Ich durfte sofort gehen, der Strafdienst war mein Glück, denn sonst hätte mein Vater mich nicht gesehen, weil ich normalerweise im Gelände gewesen wäre und er hatte nur zwei Stunden Zeit, dann musste er wieder zum Bahnhof, um wieder einigermaßen vernünftig nach Hause zu kommen. Ich sollte meinen Vater erst nach etwa 4 ½ Jahren wiedersehen. Es war eigentlich grotesk, aber mein Strafdienst hatte es mir ermöglicht, meinen Vater noch einmal zu sehen. Ich erlebte in meinem Leben noch öfter solche Absonderlichkeiten, dass sich eine ursprünglich als Strafe vorgesehene Situation zum Positiven für mich wandelte.

Ende 1944 zogen Männer im Alter um fünfzig Jahre in die Kaserne ein, sie sollten als Volkssturm-Offiziere ausgebildet werden.

Wir hatten mit ihnen nicht viel zu tun, nur einmal musste unsere Gruppe in einer Nachtübung den Feind spielen. Wir rückten etwa eine halbe Stunde vor ihnen in Richtung des großen Übungsplatzes aus, das ganze Gelände war stark bewaldet, es war Anfang oder Mitte Dezember, es lag hoher Schnee. Wir hatten vereinbart, dass wir uns nach einem vereinbarten Zeichen unseres Unteroffiziers, einer grüne Leuchtkugel, so versteckten, dass wir von ihnen nicht gefunden werden konnten. Es klappte wunderbar, sie zogen an uns vorbei und zehn Minuten später rückten wir in die Kaserne ein. Die Volkssturmmoffiziere haben noch die ganze Nacht mit uns geübt. An zwei oder drei Wochenenden mussten einige von uns zur Ausbildung des Volkssturmes in die Dörfer fahren. Sie wurden an den wichtigsten Waffen wie Karabiner, Maschinenpistole, Sturmgewehr, Handgranate und Panzerfaust ausgebildet - wenn man diese kurze Einweisung als Ausbildung betrachten kann. Die Ausbildung neigte sich dem Ende zu, es war Ende Dezember - mein erstes Weihnachten, an dem ich nicht zu Hause war.

Am 12. Januar 1945 begann mit dem Angriff der 1. Ukrainischen Front unter Marschall Konew die Weichseloffensive der Roten Armee, offiziell hieß sie "Weichsel-Oder-Operation". Am 14. Januar 1945 folgte der Angriff der 1. Weißrussischen Front unter Marschall Schukow, dem Eroberer von Berlin. Bis zum 18. Januar waren die sowjetischen Truppen auf 500 km Breite bis zu 150 km tief eingebrochen und hatten die Heeresgruppe A unter Generaloberst Schörner zerschlagen. Am 19. Januar überquerten die ersten sowjetischen Verbände dieser Offensive die Grenzen des Deutschen Reichs.

Das alles ahnten wir nicht, als wir am 13. Januar in Alarmbereitschaft versetzt wurden. Einige von uns hatten Ausgang und waren in der Stadt. Wir bildeten mehrere Gruppen und gingen in die Stadt, um sie einzusammeln, das klappte ganz gut, denn fast alle waren in irgendeiner Gaststätte. Wir erhielten unsere persönlichen Waffen und Ausrüstungsgegenstände. Jeder Schütze erhielt seine persönliche Waffe, ich meine Walther P38 und 100 Schuss Munition dazu. Zwei oder drei Tage verbrachten wir damit, die Munition für die Maschinengewehre in die Zuführgurte zu stecken - jeder siebente Schuss wurde mit Leuchtsputzmunition bestückt -- und die Gurte in Munitionskästen zu legen. Die Patronen mussten sorgfältig in die Gurte bis zum Einrasten der Feder gesteckt werden und die Gurte ordentlich in die Kästen gelegt werden, damit es nicht zu Ladehemmungen beim Dauerfeuer kommen konnte. Die Ausrüstung der Maschinengewehre wurde vervollständigt, nachdem sie vom Waffenmeister überprüft worden waren. Wir erhielten für jedes Maschinengewehr neun Ersatzläufe, der Gewehrführer einen und jeder der Schützen 3 bis 6 erhielt zwei Ersatzläufe, die in Behältern untergebracht waren. Diese Behälter hatten einen Riemen und wurden auf dem Rücken getragen. Ich erhielt noch die Ersatzteiltasche und der Gewehrführer eine Leuchtpistole. Zur Vervollständigung unserer Kleidung erhielten wir je zwei Unterhemden, Unterhosen und Fußlappen und dazu eine Decke und eine Zeltplane. Das alles wurde in einen Tornister verstaut. Wir tauschten unseren Armeemantel gegen eine gefütterte Tarnjacke.

Unsere Gerätewagen wurden mit Kästen mit scharfer Munition gefüllt, die Zwillingssokkel wurden dann mit den vorbereiteten Munitionskästen beladen, ich weiß nicht mehr genau wie viel es waren, aber sicher für jedes Maschinengewehr zwanzig bis dreißig Kästen. Das MG 42 hatte eine hohe Feuergeschwindigkeit, ein Kasten mit 250 Schuss war in zehn Sekunden verschossen, dann wurde der Lauf gewechselt, der ziemlich heiß geworden war. Das war sehr einfach und dauerte normalerweise drei, vier Sekunden. In der Zwischenzeit verband der Schütze 2 das Ende des Zuführgurtes mit dem Anfang des Gurtes des nächsten Munitionskastens. Die Vorbereitungen dauerten bis zum 21. Januar.

Am 26. Januar erhielten wir die "eiserne Ration", eine Notverpflegung, die im Brotbeutel verstaut wurde und aus einer Büchse Schmalzfleisch und einer Büchse Brot bestand. Am späten Abend ging das Verladen in den Zug los, es dauerte bis zum Morgen. Dann setzte sich der Zug in Bewegung zum Fronteinsatz, wir wussten nicht wohin, wir fuhren mit mehreren Zwischenhalten den ganzen Tag. Unsere Gerätewagen standen auf einem offenen Güterwagen und mussten zur Flugabwehrsicherung immer abwechselnd besetzt werden. Es gab aber während der ganzen Zeit keinen Angriff durch Flieger. Nach etwa zwölf Stunden, es war schon dunkel, hielt der Zug an. Wir waren auf einem kleinen Bahnhof angekommen und es begann das Ausladen der Gerätewagen. Irgendwie erinnere ich mich daran, dass mein Unteroffizier - wir waren mit allen Ausbildern ausgerückt - mit mehreren Flaschen Sekt zu mir kam, und mir sagte, ich solle sie im Gerätewagen verstecken. Das Ausladen und die Herstellung der Marschbereitschaft des Bataillons dauerte mehr als drei Stunden. Unser Bataillon bestand aus zwei Schützenkompanien mit je 120, einer Granatwerferkompanie mit 160 und unserer Maschinengewehrkompanie mit 180 Soldaten. Die Ausrüstung war recht gut, Schützenkompanien durchgehend mit Sturmgewehr 42 und leichtem MG 42 je Gruppe, dazu insgesamt acht Stück 80-Millimeter-Werfer in der Granatwerferkompanie und unsere Maschinengewehrkompanie mit insgesamt sechzehn schweren Maschinengewehren des Typs 42.

Es war schon nach Mitternacht, als wir unseren Marsch in Richtung Front begannen. Keiner von uns Soldaten wusste, wo wir uns befanden, geschweige denn, dass wir ahnten, in welches Chaos, in welche Hölle wir geführt werden sollten. Es war recht kalt in der Nacht, aber wir spürten die Kälte nicht in unserer Uniform und den Tarnanzügen. Ich erinnere mich an etwas, was uns damals recht lustig vorkam. Wir hatten ja unsere Pferde mit, die Unteroffiziere und Feldwebel hatten ihre Reitpferde dabei. Das Pferd, welches ich als erstes Reitpferd hatte, das recht unruhig und temperamentvoll war, wurde nicht geritten und lief neben den Pferden unseres Gerätewagens. Der Unteroffizier der Nachbargruppe marschierte die ganze Zeit mit uns. Wahrscheinlich wurde es ihm zu viel und er nahm dieses Pferd, das vollständig gesattelt war, und stieg auf. Er fiel aber sofort herunter und lag auf der anderen Seite vom Pferd, dieses verschwand im Galopp in der stockfinsternen Nacht. Wir haben es nie wieder gesehen. Wir marschierten die ganze Nacht, im Morgengrauen kamen wir durch mehrere Dörfer.

Wir sahen dort mehrere Plakate, darauf war ein asiatischer Typ mit Schlitzaugen abgebildet, der eine sogenannte Budjonny-Mütze mit dem Sowjetstern trug und einen bluttriefenden Dolch quer im Mund hatte.<sup>8</sup> Darunter stand mit großer Schrift: "*Jeder Deutsche noch 14 Russen*". Es können auch sechzehn gewesen sein, genau kann ich mich nicht mehr erinnern.

Wir machten damals in unserer ebenso naiven wie dummen Überheblichkeit noch Witze darüber, dass dieses für unser MG 42 wohl kein Problem sein könnte, man sollte sie nur hinstellen. Eigentlich hätte das uns damals doch zu denken geben sollen, war es doch bei einer Übermacht von 1 zu 14 allein gegen die Russen, ohne Berücksichtigung der amerikanischen und englischen Übermacht völlig idiotisch, noch an einen Sieg zu glauben. Wir wussten damals ja nicht, dass die Rote Armee in der Offensive insgesamt 6,7 Millionen Mann an einer Front aufbot, die von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reichte. Die Überlegenheit der Sowjetarmeen betrug bei der Infanterie 11:1, bei den Panzern 7:1 und bei der Artillerie 20:1. Die Artillerie hatte pro Kilometer Frontlinie 300 Geschütze aufgefahren, also auf zehn Meter drei Geschütze, natürlich in der Tiefe gestaffelt. Schließlich waren wir am Ziel angelangt. Bereits am 26. Januar stieß die 4. Gardepanzerarmee nördlich von Breslau bei Steinau über die Oder und südlich von Breslau bildete die 5. Gardearmee der Russen einen Brückenkopf westlich der Oder bei Ohlau.<sup>9</sup> Dort in der Nähe müssen wir angekommen sein. Gegen 07:00 Uhr rückten wir auf einem Gutshof ein, überall standen Wagen und Fahrzeuge herum, wahrscheinlich war es der Tross von anderen Einheiten, auch einige Feldküchen waren dabei. Wir waren todmüde, schließlich hatten wir zwei Nächte nicht geschlafen und waren die ganze letzte Nacht marschiert. Wir erhielten den Befehl, zunächst die Waffen zu reinigen, dann sollten wir warmes Essen aus der Feldküche bekommen und anschließend schlafen. Zum Reinigen der Waffen hatte die Zeit noch gereicht, dann mussten wir unser Marschgepäck mit den Ersatzsachen und Decke abgeben, es würde uns nachgefahren, sagte man, wir haben es nie wieder gesehen. Bedauerlich war jedoch, dass fast jeder in diesem Gepäck sehr persönliche Sachen wie Fotos verstaut hatte. Wir behielten nur das kleine Marschgepäck, also Brotbeutel mit aufgeschnallter Zeltplane, der eisernen Ration, Kochgeschirr und Feldflasche.

Dann erhielten wir den Befehl zum Abmarsch. Wir marschierten in Gefechtsordnung hinter unseren Gerätewagen, es ging lange Zeit durch einen Kiefernwald. Als auf der rechten Seite des Weges eine Lichtung kam, wurden wir plötzlich durch Granatwerfer beschossen. Die meisten liefen sofort in den Wald. Mein Unteroffizier packte mich und zog mich unter den Gerätewagen, von dem die Pferde bereits abgekoppelt waren. Wir zwei lagen nun recht sicher unter dem Wagen und Wastel, wie wir unseren Unteroffizier nannten, zog eine Flasche Sekt aus dem Wagen, die wir dann zusammen austranken. Der Beschuss dauerte nicht lange, aber es gab die ersten Verwundeten. Nach etwa einer Stunde ging der Marsch weiter, bis der Wald endete. Dort wurde eine Pause gemacht, wir gingen im Wald in Deckung. Aus den Gerätewagen wurden die Maschinengewehre, die Lafetten und die gesamten Munitionskästen entnommen, die Wagen fuhren leer zurück.

Jetzt gab es eine Suppe aus der Feldküche und Brot, Butter und Wurst, für einige von uns sollte es die letzte Mahlzeit werden. Nach dem schnellen Essen sollten gegen 12:00 Uhr die Granatwerfer und die schweren Maschinengewehre ihre Gefechtsstellungen festlegen und beziehen. Dazu gingen jeweils der Gruppenführer, die zwei Gewehrführer und die zwei Schützen 1 los, um die Stellungen mit dem günstigsten Schussfeld für die Maschinengewehre zu erkunden. Da angeblich Feindeinsicht war, hatte dies gefechtsmäßig zu erfolgen. Als wir am Waldrand angekommen waren, sahen wir, dass wir uns auf einem Hügel befanden. Vor uns lagen etwa 500 Meter Wiese, dann fiel das Gelände recht schnell ab und in einigen Kilometern Entfernung lag eine kleine Stadt mit einer Kirche in der Mitte, es war Ohlau, wo die Russen einen Brückenkopf gebildet hatten. Hinter der Wiese begann ein kleines Dorf oder Rittergut, das offensichtlich zum dahinter liegenden Städtchen Ohlau gehörte. Das gesamte Gelände eignete sich für ein Überschießen der angreifenden Schützenkompanien sehr gut und wir fanden einige günstig gelegene Plätze, die ohne zusätzliche Erdarbeiten als MG-Stellungen bezogen werden konnten.<sup>10</sup> Wir hatten für unsere beiden SMG Stellungen gefunden, die es uns erlaubten, die vorrückenden Schützenkompanien bereits beim Verlassen des Hügels, bis sie etwa 250 Meter vor dem Ort angelangt waren, sicher zu überschießen. Wir brachten unsere SMG und die Granatwerferkompanie ihre Granatwerfer in Stellung. Ich fand einen geeigneten Platz für unser MG hinter einer kleinen Böschung, die gerade so hoch war, dass die Lafette dahinter verschwand und auch wir etwas Deckung hatten. Rechts und links von uns war Gebüsch, das zusätzlich Deckung bot und wir hatten einen guten Blick über das Gelände, das wir zurückerobern sollten. Die Vorbereitungen zum Angriff dauerten etwa eine Stunde, offensichtlich hatten uns die Russen nicht bemerkt, mir war und ist bis heute ein Rätsel, wie wir das ohne jeglichen Beschuss erreichen konnten. Mit der optischen Zieleinrichtung wurde der Ortsanfang anvisiert und das Tiefenfeuer eingestellt, so dass das MG automatisch in einer Wellenlinie den Ort beschoss. Dann kam der Befehl zum Angriff, es war der 28. Februar 1945 gegen 14:00 Uhr, unsere "Feuertaufe" war gekommen. Die Schützenkompanien gingen in weit auseinander gezogenen Schützenketten durch das Tal in Richtung Dorf und wir begannen mit dem Überschießen. Von jeder Gruppe schoss jeweils immer ein SMG, aber nach und nach fielen rechts und links von mir die MG aus, bis nur noch ich schoss. Ich sah, wie die Garben meines MG über die Köpfe der Schützen in den Ort trafen, wir hatten ja als jede siebente Patrone eine Leuchtspurpatrone im Gurt. Ich weiß nicht, wie viel Schuss von mir verschossen wurden, jedenfalls hatten die Schützen 3 bis 6 viel Arbeit mit dem Reinigen der Läufe - jedes SMG hatte insgesamt neun Läufe, davon befand sich einer im Einsatz.

Nach relativ kurzer Zeit hatten die Schützenkompanien den Ort erreicht, wir verließen unsere Stellungen und rückten nach. Das Feuer der Russen begann erst, als die Schützenkompanien etwa 150 Meter vor dem Dorf waren. Jetzt konnten wir keinen Feuerschutz mehr geben und es kam für uns der Angriffsbefehl, wir bauten die SMG ab und gingen nun ebenfalls in Richtung Dorf vor, das MG musste ich nun als leichtes Maschinengewehr etwa wie eine Maschinenpistole tragen und verwenden.

Das ging beim MG 42 nur mit kurzen Feuerstößen von vier bis sechs Schuss, da der Rückstoß doch recht erheblich war. Während des Vorrückens trat ich mit dem rechten Fuß in Wasser und sank ein. Das erschien mir zunächst unwichtig, wir waren immer in Bewegung und der Fuß war warm und so legte ich zunächst keinen Wert darauf, ich konnte es auch nicht, aber es sollte mir noch erhebliche Probleme bereiten. Wir erreichten den Ort ohne Beschuss und ohne Schwierigkeiten und arbeiteten uns bis an das andere Ende des Ortes vor, er war nicht groß und bestand fast ausschließlich aus kleineren und mittleren Bauerngehöften. Unsere Gruppe besetzte einen kleinen Bauernhof und ich brachte mein MG an der linken Seite unmittelbar neben dem Haus in Stellung, schussbereit in Richtung zum freien Feld, wo wir die Russen vermuteten. Links neben unserem Gehöft stand ein kleines Wohnhaus, in das sich eine Schützengruppe einquartierte. Vor uns war ein freies Gelände - wahrscheinlich ein Feld - und in einer Entfernung von etwa 500 Metern stand ein freistehendes, zweistöckiges Wohnhaus. Etwa 700 Meter rechts von unserem Gehöft führte eine Straße aus dem Dorf, es standen dort ebenfalls noch ein paar Häuser. An der rechten Seite unseres Bauernhofes waren Stallungen und ein zwei Meter hoher Bretterzaun als Begrenzung zum Nachbargeschäft. Unser Haus war einfach, es gab eine kleine Küche, ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer mit zwei Betten und einem Schrank. Die Fenster des Wohn- und des Schlafzimmers lagen in Richtung des freien Feldes und des alleinstehenden Hauses. Ich übernahm die erste Wache am MG, nach zwei Stunden wurde ich abgelöst und ging in das Haus, im Zimmer war es schön warm. Doch nach einigen Minuten schmerzte der rechte Fuß sehr stark, der auf dem Weg zum Ort nass geworden war. Ich ging wieder hinaus und nach kurzer Zeit hörten die Schmerzen im Fuß auf.

Wir bekamen nun mit dem gegenüberliegenden, zweistöckigen Haus große Probleme, immer wieder wurde gezieltes Gewehrfeuer auf unser Haus abgegeben. Das war gefährlich und bald waren die zu diesem Haus zeigenden Fenster der Küche, in der wir uns aufhielten, zerschossen. Unser Unteroffizier meinte, es wären Scharfschützen, was ich aber nicht glaubte, trotzdem mussten wir etwas dagegen unternehmen. Also nahm ich das MG mit einem Gurt mit 250 Schuss, ging in das Schlafzimmer, das ebenfalls ein Fenster zu diesem Haus hatte, und begann vom Schlafzimmerfenster aus mit dem MG ohne Lafette, also als leichtes Maschinengewehr, gezielt in Feuerstößen in die Fenster dieses Hauses zu schießen. Ich verschoss den gesamten Gurt in die Fenster dieses Hauses, danach hatten wir Ruhe. Das Haus fing durch den Beschuss Feuer und brannte kurze Zeit später lichterloh. Ich baute das Maschinengewehr draußen wieder auf, aber ich sah dann, dass in einem der Gehöfte an der Straße rechts von uns ein Panzerabwehrgeschütz in Stellung gebracht wurde, das Rohr zeigte in unsere Richtung. Ich nahm an, dass es ein deutsches Geschütz war, unser Unteroffizier, den ich herbeigerufen hatte, beobachtete es mit dem Fernglas und meinte, es wären Russen und wir sollten uns beeilen, damit wir vor ihnen fertig wurden.

*"Wir müssen schneller sein als die, sonst sind wir gleich tot"* rief er uns zu.

Offensichtlich hatte die Geschützbesatzung den Auftrag, unser MG-Nest zu vernichten.

Also visierte ich das Geschütz an, in meiner optischen Zieleinrichtung sah ich, dass die Mündung des Geschützes genau in unsere Richtung zeigte, sie erschien mir durch die Vergrößerung wie ein riesiges, schwarzes Loch. Die russische Bedienmannschaft bereitete hektisch die Feuerbereitschaft des Geschützes vor und als ich erkennen konnte, wie der Munitionskanonier in gebücktem Gang eine Granate zum Geschütz trug, eröffnete ich das Feuer und schoss einen ganzen Gurt in Dauerfeuer auf das Geschütz. Ich sah, wie die Soldaten nach hinten davonrannten und vom Schutzschild des Geschützes sprühte ein Funkenregen. Nachdem ich den Gurt verschossen hatte, wechselte ich den Lauf meines MG, legte einen neuen Gurt in die Zuführung, spannte das MG und legte den Sicherungsflügel um - jetzt war es wieder schussbereit, denn ich erwartete, dass die Mannschaft des Geschützes wieder zurückkäme. Aber die wagte sich offensichtlich nicht mehr aus der Deckung, sie nahmen wohl zu Recht an, dass wir dann wieder das Feuer eröffneten.

Mittlerweile wurde es dunkel und wieder bitter kalt. Ich wurde mit der Wache abgelöst, aber nachdem mir etwas warm wurde, hatte ich furchtbare Schmerzen am rechten Fuß vorn. Ich zog den Schuh aus, um nachzusehen, den große Zeh war rot-blau angelaufen und schmerzte, sie war angefroren. Außerdem stellte ich fest, dass im Schuh im Bereich der Ferse ein pfenniggroßer Granatsplitter steckte, die Ferse blutete leicht, aber es war nur eine leichte Verletzung. Sobald ich wieder in die Kälte kam, ließen die Schmerzen nach. Im Nachbarhaus links neben uns, in dem die Gruppe einer Schützenkompanie Stellung bezogen hatte, war es sehr ruhig geworden. Als mein Gewehrführer Rolf Schneider dort nachschaute, stellte er fest, dass sie sich offensichtlich zurückgezogen hatten - die waren ausgeflogen, ohne uns davon in Kenntnis zu setzen. Dafür wurde es rechter Hand in dem durch die Stallungen und einen Bretterzaun von uns abgegrenzten Hof plötzlich lebendig. Wir hörten Stimmen und Bewegung, vorher war es dort völlig ruhig. Ich beschloss nachzusehen, wer dort Stellung bezogen hatte und wollte versuchen über das freie Feld in das Gehöft zu kommen, um mich mit unseren neuen Nachbarn, von denen ich annahm, es wären Kameraden von uns, abzustimmen. Glücklicherweise konnte ich aber im fast letzten Moment hören, dass russisch gesprochen wurde, dort hatte also eine Gruppe Russen Stellung bezogen. Mir schaudert nachträglich bei dem Gedanken, was passiert wäre, wenn ich, nur mit einer Pistole bewaffnet, dort hineingegangen wäre. Es wäre mit Sicherheit mein Ende gewesen. Ich setzte sofort meinen Unteroffizier von der veränderten Situation in Kenntnis, es war nach Mitternacht und wir entschlossen uns, vorsichtig unsere Stellung zu verlassen. Das war leichter gesagt als getan. Wir brachten mein SMG an der Straße in Richtung Ortsmitte in Feuerstellung, in der entgegengesetzten Richtung stand nur noch ein Haus, dann war der Ort zu Ende und wir erwarteten von dieser Seite keine Russen. Die Gruppe wechselte einzeln die Seite und brachte dort das andere SMG in Feuerstellung, so dass ich und der Schütze 2 nachfolgen konnten.

So kamen wir dann mühsam wieder zu unserer Einheit, dabei gab es keinen weiteren Schusswechsel. Die Einheit war auf einem größeren Bauernhof, wir suchten in der Scheune im Stroh Schutz und Ruhe.

Es dauerte aber nicht lange, dann kam mein Unteroffizier zu mir, ich sollte mit ihm ein Scharfschützennest der Russen bekämpfen. Er sagte mir, ich solle meine Pistole aus dem Gürtelholster nehmen und griffbereit in die Tarnjacke stecken. Wir krochen eng an den Boden geschmiegt los. Mit dem Maschinengewehr und dem Patronengurt war das keine leichte Sache. Aber da wir damit rechnen mussten, dass die Scharfschützen uns sehen konnten, war das erforderlich und wir durften keine hektischen und auffälligen Bewegungen machen. Wir kamen an einen kleinen Erdwall, der uns als Deckung diente, ich legte das MG mit dem eingeklappten Zweibein auf den Erdwall in Richtung Haus. Die Scharfschützen hatten uns mittlerweile gesehen und schossen auf uns, wir hatten aber eine gute Deckung, so dass sie uns nichts anhaben konnten. Das Problem war, dass ich den Kopf nicht zum Zielen heben konnte, ich wusste, dass die Kugeln der Scharfschützen den Helm durchschlugen. Also richtete ich das MG grob in Richtung Haus aus, schoss ohne zu zielen eine Feuergarbe und beobachtete dabei die Flugbahn der Leuchtspurgeschosse. Da die russischen Schützen Deckung gesucht hatten, konnte ich nun das MG auf die Fenster ausrichten und den Kopf heben, um richtig zu zielen. Mit Feuerstößen von etwa fünf Schuss versuchte ich nun, alle Fenster zu belegen. Nachdem der Gurt verschossen war, rannten wir nun in gebückter Haltung zur Scheune zurück. In der Scheune angekommen, stellte ich fest, dass meine Pistole fehlte. Mir war das entsetzlich peinlich, ich schämte und ärgerte mich und entschloss mich, das Wagnis einzugehen und den Weg allein zurück zu kriechen, ohne den anderen etwas zu sagen. Ich fand meine Walther P38 nach kurzer Zeit und mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich die Waffe wieder in den Händen hielt.

Wir sollten in der Scheune etwas ruhen, ich grub mich zum Schutz vor Granatsplintern im Stroh ein. Wir hatten nicht lange Ruhe, dann hieß es, wir würden von der Flanke angegriffen. Ich musste an einem Zaun als LMG in Stellung gehen, es kamen etwa 100 Mann ohne Angriffsordnung gerannt und als ich schießen wollte, hörte ich sie schreien:

*"Nicht schießen, wir sind Deutsche!"*

Es waren die Soldaten einer Schützenkompanie aus dem Nachbarort, die vor einem russischen Angriff geflohen waren. Einige von ihnen hatten ihre Waffen weggeworfen, um besser laufen zu können. Da war nichts mehr von Heldenmut und "Aufopferung für Führer und Vaterland" zu spüren, da dachte niemand von denen mehr daran, er müsste nur 14 Russen bis zum "Endsieg" töten, das war pure Angst und Panik. Meine Gruppe wurde noch vor dem Morgengrauen aus dem Ort zurückgezogen und in einem abgelegenen Bauerngehöft untergebracht. Wir sollten in einem ehemaligen Stall lagern, es roch noch furchtbar nach Schweinemist. Ich ging nach draußen, um dem Gestank zu entkommen und blieb trotz der Kälte im Freien. Ich hörte, wie im Niemandsland irgendwo zwischen unserer und der russischen Stellung jemand laut nach seiner Mutter, seiner Frau und seinen Kindern schrie, aber es konnte ihm nicht geholfen werden, weil er zu nahe den russischen Linien lag und es schon zu hell war. Irgendwann verstummten die Schreie.

Am frühen Vormittag, es mag so gegen 09:00 Uhr gewesen sein, erhielt ich den Befehl, mit meinem MG einen Stoß- oder Aufklärungstrupp mit Sperrfeuer zu unterstützen.

Ich sollte mit dem SMG den Rand des Ortes unter Dauerbeschuss halten, bis der Stoßtrupp dort seitlich den Ort erreicht hat. Einen richtigen Überblick über die Situation hatte ich nicht und von einem Stoßtrupp war weit und breit nichts zu sehen. Ich schoss also, wenn es mir gesagt wurde, und stellte das Feuer ein, wenn es befohlen wurde. Es war das Dorf, welches wir am Vortag eingenommen hatten. Die Russen hatten Teile der von mir aus gesehen linken Seite wieder besetzt, die rechte Seite war von unserer Schützenkompanie besetzt. Ich brachte das SMG hinter einer Böschung in Stellung und wartete auf den Feuerbefehl. Rechts hinter unserer Stellung wurde eine 8,8-Zentimeter-Fliegerabwehrkanone in Stellung gebracht. Ich feuerte an diesem Tag bis gegen 11:00 Uhr 20 bis 25 Kästen Munition, also 5000 bis 7500 Schuss, in diesen Teil des Ortes. Die Flak schoss sechs bis acht Granaten ab und verließ dann die Stellung. Ich habe nie erfahren, welchen Sinn dieses ganze Unternehmen hatte, mein Unteroffizier wahrscheinlich auch nicht. Langsam kam in mir der Gedanke auf, dass keiner mehr einen wirklichen Durchblick hatte und im Laufe der nächsten Zeit wurde aus dieser Vermutung Gewissheit.

Am späten Nachmittag, es war fast dunkel, erhielt unsere Gruppe den Befehl, eine neue Stellung zu beziehen. Wir marschierten in ein Waldstück und bauten am Waldrand unser MG auf, die Granatwerferkompanie aus Freiberg lag auch in diesem Wald. Jetzt sah ich, dass etwa ein Kilometer rechts daneben noch andere Häuser und Gehöfte standen. Vor uns lag ein freies Feld und dahinter offensichtlich das kleine Dorf, aus dem in der vergangenen Nacht die Schützenkompanie geflüchtet war, links davon sahen wir das Dorf, welches wir am Vortage zurückerobert hatten. Der Wald, in dem wir lagen, wurde ab und zu von Granatwerfern beschossen. Aus Baumstämmen bauten wir uns einen Schutz, ähnlich einer großen Blockhütte, aber ohne Dach, die Wände ungefähr anderthalb Meter hoch. So hatten wir Schutz vor Granatsplittern und darin schliefen wir auch in der Nacht einigermaßen sicher. Wir hatten verhältnismäßig ruhige Tage, keine Angriffe, nur selten flogen ein paar Geschosse aus russischen Granatwerfern herüber. Die Verpflegung kam per Feldküche, etwa vierzig Meter von unserer Blockhütte entfernt im Wald war ein breiter Weg, der von der Frontseite nicht eingesehen werden konnte, dadurch gab es für die Feldküche keine Probleme. Das Essen war mager, unsere eisernen Rationen hatten wir schon längst aufgegessen. Also wurde beschlossen, zur Verbesserung der Verpflegung zwei Mann in den links vor uns liegenden Ort zu schicken, um aus den Häusern Lebensmittel zu holen. Die Wahl fiel auf Rolf Schneider und mich. Es war mittlerweile Anfang Februar, es lag viel Schnee und wir nahmen uns ein Akja, um unsere Beute transportieren zu können.<sup>11</sup> Wir nahmen jeder nur unsere Pistole und eine Eierhandgranate zur Verteidigung mit. Der Ort sollte feindfrei sein, aber keiner wusste, was uns unterwegs und im Ort erwartete. Wir liefen erst etwa 500 Meter parallel zum Waldrand durch den Wald und dann einen knappen Kilometer über freies Feld zum Ort. Es war ein Dorf, aus meist nur kleineren Gehöften bestehend. In den, von den Bewohnern verlassenen Höfen lebten noch Tiere. Ich habe Hühner, Schweine und Hunde gesehen, es war ein trauriges Bild. Damals wurde mir schlagartig der ganze Schrecken und Unsinn des Krieges klar.

Was musste das für die Bevölkerung bedeutet haben, ihr gesamtes Hab und Gut, wofür sie ein ganzes Leben hart gearbeitet hatten, plötzlich im Stich lassen zu müssen!

Wir betraten ein Gehöft, die Hühner stoben mit lautem Getöse auseinander, es hatte jedoch keinen Sinn, Geflügel mitzunehmen, denn mit unseren Möglichkeiten hätten wir sie sowieso nicht zubereiten können. Außerdem wäre es uns sicher nicht gelungen, sie einzufangen, sie waren so verängstigt, dass die sofort wegflatterten, wenn man sich ihnen näherte. Wir suchten Konserven und die wurden gewöhnlich im Keller gelagert, also stiegen wir in den Keller. Er bestand aus mehreren Räumen, ich suchte gleich im ersten Raum und Rolf ging in den nächsten. Plötzlich hörte ich Schritte, ich blickte zur Treppe - jemand kam langsam die Treppe herab. Ich sah zuerst nur die Beine mit den Stiefeln, es waren russische Stiefel, dann sah ich an der Uniformhose, dass es tatsächlich ein Russe war. Das alles spielte sich wie in der Zeitlupe ab. Ich war wie gelähmt, unfähig mich zu bewegen, ich weiß nicht, ob mein Herz überhaupt noch schlug. Jetzt sah mich der Russe, er hatte keine Maschinenpistole und kein Gewehr bei sich, ich glaube, er hatte nicht einmal eine Pistole. Als er mich sah, war er genauso erschrocken wie ich, er blieb erstarrt stehen, es waren bestimmt nur drei, vier Sekunden. Er starrte mich an, ich rührte mich nicht. Er stieg langsam rückwärts Schritt für Schritt die Stufen hoch und verschwand wie ein Geist. Ich hätte mich schnellstens in den anderen Raum in Sicherheit bringen sollen, denn eigentlich hätte jetzt kommen müssen, was wir an seiner Stelle getan hätten, nämlich ein oder zwei Handgranaten in den Keller geworfen. Aber er tat nichts.

*"Hast du was gefunden?"* hörte ich Rolf fragen.

*"Ja, dort drüben stehen Gläser mit Fleisch"* antwortete ich, noch völlig benommen.

Rolf kam aus dem anderen Keller und sagte verwundert:

*"Ist was, warum hast du deine Pistole in der Hand?"*

Offenbar hatte ich sie unbewusst gezogen. Ich sagte:

*"Nein, es ist nichts, ich habe sie bloß vorsichtshalber aus der Tasche geholt."*

Wir packten die Gläser ein, groß war unser Erfolg nicht, und machten uns auf den Weg zurück. Dieses Erlebnis werde ich nie vergessen, der Russe war sicher genauso erlöst wie ich, als alles vorbei war. Er war wahrscheinlich allein und suchte, genauso hungrig wie wir, nach Essen und mir dämmerte durch den Schleier jahrelanger Indoktrination durch die nationalsozialistische Propaganda, dass der Russe auf der Treppe ebenso ein Junge mit einem Zuhause, Eltern, Geschwistern wie ich war. Doch der Kriegsaltag holte mich schnell wieder ein, wir packten einige Gläser mit Fleisch und Wurst und ein großes Glas mit Bienenhonig ein und machten uns auf den Weg zurück, an diesem Abend konnten wir uns richtig satt essen.

Wir lagen schon mehrere Tage dort im Wald, es war etwa Anfang oder Mitte Februar, das Zeitgefühl war mir völlig verloren gegangen. Es gab noch ein Erlebnis, welches mir recht nahe gegangen war. Eines Abends erschien ein junger deutscher Soldat, er setzte sich zu uns, als wir beim Essen waren. Er sprach kaum etwas und stand dann auf, um wieder wegzugehen.

Am nächsten Tag bekam unser Unteroffizier den Befehl, drei Mann unserer Gruppe abzustellen, die bei einer Erschießung zugegen sein sollten. Ich war nicht dabei. Als sie zurückkamen, erzählten sie, was sie erfahren hatten. Es sei dieser Soldat vom vorhergehenden Abend gewesen, er sei von der Westfront desertiert und wollte in den Ort, aus dem wir die Konserven geholt hatten, dort wohnten wohl mal seine Eltern, die er nun suchte. Er hatte sich angeblich bei einer anderen Gruppe hinzugesetzt und dort sein Soldbuch zerrissen und ins Feuer geworfen. Diese hätten ihn dann festgenommen.

Am späten Nachmittag sollte ich mich im Bataillonsgefechtsstand melden, er war in dem Dorf, das wir eingenommen hatten. Ich sollte mit der Feldküche in der Dunkelheit hinfahren, die wüssten, wo das sei. Als ich mich dort beim diensthabenden Stabsfeldwebel meldete, wusste der zunächst nichts mit mir anzufangen. Er kam auf die Idee, dass ich zu dem Spähtrupp gehören würde, der eine halbe Stunde später aufbrechen sollte. Er sagte mir, ich solle erst einmal Essen empfangen. Dann stellte sich aber heraus, dass das mit dem Spähtrupp ein Irrtum war. Stattdessen kam der Bataillonskommandeur vorbei, hängte mir mit einer knappen Gratulation das Eiserne Kreuz 2. Klasse an die Uniform und schickte mich zurück zu meiner Einheit. Es war schon dunkel, die Gulaschkanone war schon wieder zurückgefahren. So machte ich mich in der Dunkelheit allein auf den Weg, es waren vielleicht drei Kilometer, da der Weg im großen Bogen zu dem Wald führte, in dem wir lagen. Als ich bei meiner Gruppe ankam, wartete unser Unteroffizier schon, er hatte mich mit der Gulaschkanone zurückerwartet. Ich hatte das EK 2, wie wir es nannten, wieder von meiner Uniform abgenommen und in die Brusttasche gesteckt. Er schaute mir irgendwie neugierig auf die Brust und fragte:

*"Was solltest du denn beim Bataillonskommandeur?"*

*"Er hat mich mit dem EK 2 ausgezeichnet",* antwortete ich.

*"Bist du wahnsinnig! Das musst du 24 Stunden tragen und dann ein Stück Band in das dritte Knopfloch der Uniformjacke einziehen!"* brüllte er mich an, wobei ich mir nicht sicher war, ob er es wirklich ernst meinte.

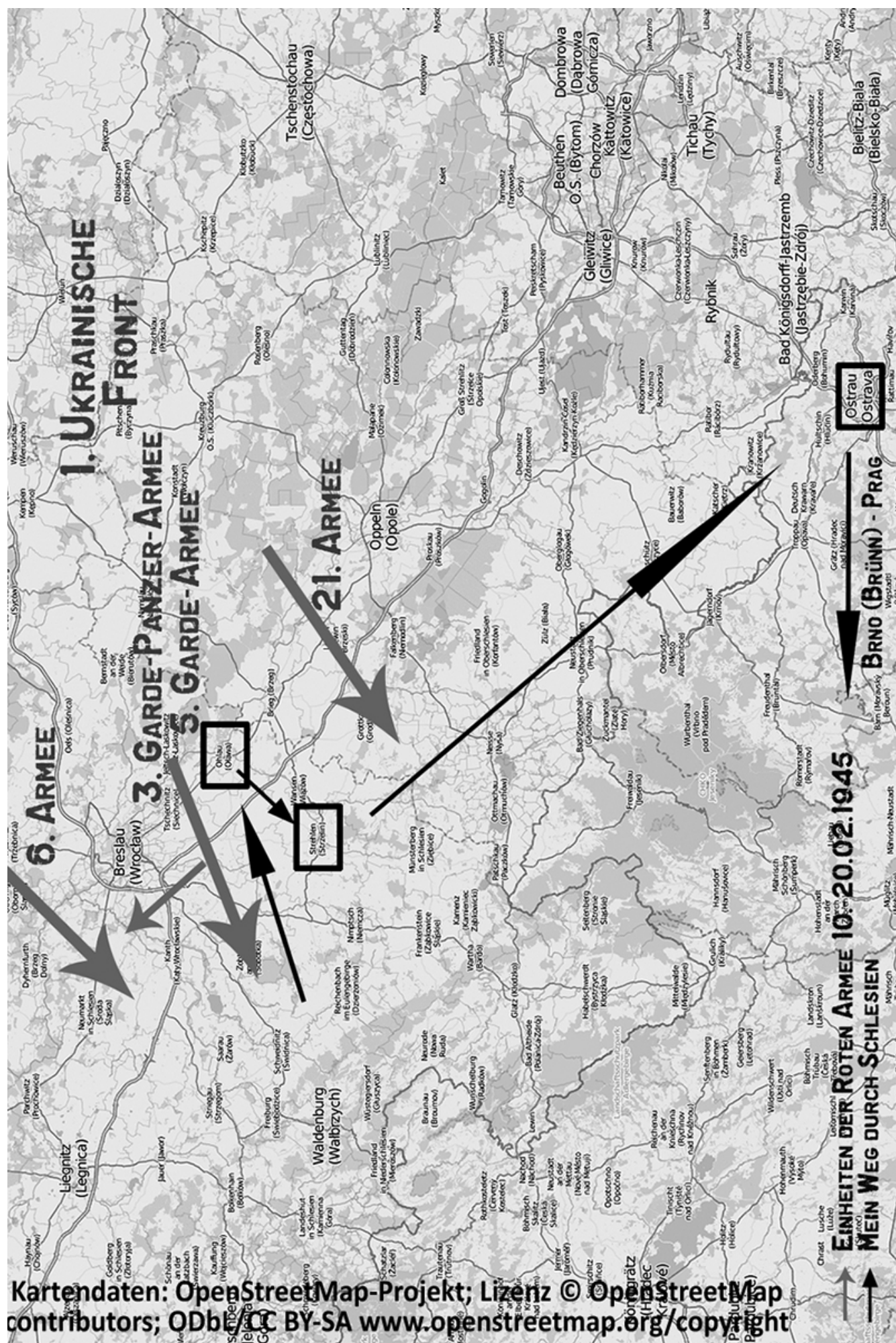
Mir war das etwas peinlich, denn eigentlich wusste ich nicht, womit ich mich gegenüber den anderen hervorgehoben habe. Aber wahrscheinlich erhielt ich es für die Bekämpfung der beiden Scharfschützennester. Das Band war länger als einen halben Meter, ich steckte es zusammen mit dem EK 2 am nächsten Tag in die linke Brusttasche. Ich ahnte nicht, dass mir dies einige Monate später beinahe zu einem ernsthaften Problem werden sollte.

Wir lagen nun schon eine ganze Zeit in diesem Wald, es war sehr ruhig, keine Kampfhandlungen, ab und zu musste ich den vor uns liegenden Ort beschießen, einen Grund konnte ich dafür nicht erkennen. Seit unserer Abfahrt aus Freiberg am 27. Januar hatten wir uns nicht gewaschen, abgesehen von einer Katzenwäsche des Gesichtes mit Schnee, wir waren nicht aus unseren Sachen herausgekommen und an Zähneputzen war überhaupt nicht zu denken. Auch in den Gehöften gab es kaum Wasser, die Pumpen waren meist zugefroren. Es ist erstaunlich, wie man so etwas ohne wirklich nennenswerte Probleme ertragen kann.

Einen Brief habe ich nach Hause geschrieben und einen an meine Bekannte vom Labor. Dann kam der Befehl zur Verlegung, wir marschierten zu einem kleinen Ort und wurden in eine Art Gehöft einquartiert. Es bestand aus einem Wohnhaus, welches recht geräumig und noch nicht alt war, und aus einem kleineren Stallgebäude, es war also kein richtiges Bauerngehöft. An das Haus, das noch von einer Frau mit ihrer etwa 18 Jahre alten Tochter bewohnt war, schloss sich ein Garten an, der an einem Hang lag. Man konnte vom Hof aus in Richtung Garten gesehen den Oderdamm erkennen. Dort sollten angeblich die russischen Stellungen liegen. Wir bauten unsere MG-Stellung am Ende des Hofes in Richtung Garten auf, so dass das Schussfeld in der Richtung des Oderdammes lag. Ein etwa 1½ Meter tiefer, sichelförmiger Graben war bereits vorhanden, so dass wir keine Arbeit mit dem Ausheben einer Stellung hatten. Die MG-Stellung musste Tag und Nacht mit zwei Mann besetzt sein, die anderen hatten Freizeit. Am späten Nachmittag musste das MG auf einen festgelegten Zielstreifen am Oderdamm fest eingestellt werden, in der Nacht wurde dann dieses Gebiet zu unterschiedlichen, willkürlich gewählten Zeiten zweimal beschossen. Wir lagen in dieser Stellung etwa bis zum 7. Februar und konnten uns endlich mal wieder einigermaßen waschen. Einmal lief ich durch das verlassene Dorf, es war größer als die anderen beiden Orte, die wir bisher gesehen hatten. Ich sah keinen Menschen, die Bewohner hatten den Ort verlassen.

Es war sehr ruhig in dieser Stellung, nur in einer Nacht hatten wir einen Vorfall, der fast böse ausgegangen wäre. Ich hatte gerade Wache mit Rolf Schneider in der MG-Stellung, als wir im Vorfeld in 400 bis 500 Meter Entfernung irgendwelche Bewegungen wahrnahmen. Wir schossen eine Leuchtkugel ab, und sahen dort mehrere Männer hinter einer Bodenwelle, man sah nur ab und zu einen Kopf auftauchen. Wir visierten sie an und schossen 250 Schuss in diese Richtung. Es stellte sich dann heraus, dass es ein Pioniertrupp von uns war, der Minen verlegte. Sie hatten großes Glück, dass sie in einer Bodenwelle waren und dass sie sofort in Deckung gingen, als die Leuchtkugel auftauchte. Sie hörten nur die Kugeln knapp über ihre Köpfe pfeifen. Sie hatten uns nicht Bescheid gegeben, weil sie dachten, die Stellung wäre nicht mehr besetzt.

Einige Tage später in der Nacht wurde wieder Stellungswechsel befohlen, wir sollten auf einem Berg in Richtung Oder eine neue Stellung errichten. Es war eine bitterkalte Nacht, der Boden war gefroren. Wir begannen, mit unseren Feldspaten zu graben, es war sehr mühsam, in den Boden zu kommen. Da kein Haus oder eine mögliche Deckung in der Nähe war, hätten wir eine umfangreiche Grabenanlage ausheben müssen, damit zehn Mann darin sichere Deckung finden konnten. Wir kamen in den Boden so gut wie nicht hinein, der Boden war nicht nur gefroren, er war auch noch mit Steinen durchsetzt. Nachdem wir fast ergebnislos etwa eine Stunde versucht hatten, den Boden zu bearbeiten, kam der Befehl zum erneuten Stellungswechsel. Wir packten unsere Sachen wieder zusammen, marschierten zurück in den Ort und kamen an einen Bauernhof am Ende des Ortes. Es war ein größerer Hof mit geräumigem Wohnhaus mit Küche, Wohn- und Schlafzimmer, dazu zwei weitere Räume mit Schlafmöglichkeiten.



Ein größeres Stallgebäude und eine Scheune sowie ein gesondertes Kellergebäude waren noch vorhanden. Die Besitzer hatten den Hof verlassen, im Stall standen zwei Kühe und ein Schwein. Als Erstes machten wir uns daran die Tiere zu füttern, damit sie sich beruhigten.

Im Hof war noch ein Hund an der Kette, dem wir nicht willkommen waren, er bellte und fletschte die Zähne, es war ein großer Schäferhund, der einem Furcht einflößen konnte.

Jetzt begutachteten wir das Gelände. Der Hof lag, wie bereits erwähnt, am Ende des Ortes, in Richtung Oderdamm war freies Feld, in einer Entfernung von etwa 300 Meter stand ein größeres, zweistöckiges Gebäude, dass angeblich die Schule war. Etwa zwanzig Meter vom Gehöft in Richtung Oderdamm war eine Stellung für ein SMG vorbereitet, wir bauten dort eines unserer beiden MG auf. In der ersten Nacht konnten wir nicht schlafen, der Hund heulte die ganze Nacht, er zerrte an der Kette und fletschte die Zähne, aus der Schnauze trat Schaum heraus. Wir wussten nicht, ob er Tollwut hatte und es gab für ihn keine Chance, deshalb erschossen wir ihn.

Südlich von uns stand auf einem Berg ein großes und mehrere kleinere Gebäude, wahrscheinlich ein Gutshof. Ich nahm an, dass es der Gutshof war, wo wir vor dem Angriff nach unserer Ankunft eine kleine Pause eingelegt hatten. Dort waren Lautsprecher aufgebaut, die den ganzen Tag laute Musik spielten und ab und zu die Russen zum Überlaufen aufforderten. Offensichtlich war das den Russen zu dumm, sie schickten drei Flugzeuge, die das Gebäude beschossen, um dem albernen Theater ein Ende zu setzen. Sie flogen sehr tief und machten eine Schleife über unserem Gehöft. Hier sahen wir plötzlich eine Möglichkeit, die Flugzeuge mit unserem MG zu bekämpfen. Wir bauten die Flugabwehrlafette auf und begannen das anfliegende Flugzeug zu beschießen. Als dieses dann aber unser Feuer mit seinen Bordkanonen beantwortete, brachten wir uns schleunigst im Keller in Sicherheit. Es blieb in den nächsten Tagen alles ruhig und weil die Feldküchenverpflegung mager war, schlachteten wir das Schwein. Wir aßen an diesem Tag soviel fettes Schweinefleisch, dass wir am nächsten Tag alle einen furchtbaren Durchfall hatten.

Anfang März wurden wir zusammengezogen, das heißt der Rest, der übrig geblieben war. Wir wurden in die Etappe verlegt. Dort wurde unsere Ausrüstung ergänzt und wir wurden zu sogenannten Kampfgruppen zusammengeschlossen, ich gehörte zur Kampfgruppe Klein. Es wurde davon gesprochen, dass wir den Ring um Breslau durchbrechen sollten. Breslau war von Hitler zur Festung erklärt worden und verteidigte sich hartnäckig. Bereits am 26. Januar hatten die Russen Brückenköpfe westlich der Oder bei Steinau nördlich von Breslau und bei Ohlau zwischen Breslau und Oppeln eingerichtet. Breslau war am 12. Februar völlig eingeschlossen. Dazu wurden mehrere Übungen durchgeführt, für jede Kampfgruppe waren die Einsatzgebiete festgelegt. In Luftaufnahmen konnten wir die Schwerpunkte, zum Beispiel eingegrabene Panzer, erkennen. Die letzte Übung sollte in der Nacht erfolgen, dann sollte ein Tag Ruhe sein und in der darauf folgenden Nacht sollten wir die Ausgangsstellungen einnehmen.

Wir bezogen am späten Abend, es war schon dunkel, unsere Stellungen für die Nachtübung, die wir aber nicht beginnen konnten, weil die Russen schweres Artilleriefeuer in unser Gebiet verlegten. Erst jetzt, beim Studium der Literatur zu den Ereignissen dieser Zeit, habe ich erfahren, dass damals die 3. Garde-Panzer-Armee der 1. Ukrainischen Front der Roten Armee den Angriff aus dem Raum Ohlau in Richtung Neustadt begonnen hatte.

Wir marschierten also sofort zur Frontlinie. Zunächst war dort alles recht ruhig, ich baute mein SMG hinter der Scheune eines Bauernhofes in Richtung eines freien Feldes, der vermuteten Feindlinie, auf. Es war dunkel, sehen konnte ich nichts. Ich hatte die erste Wache, etwa ab 02:00 Uhr nachts konnten wir entfernt Motorengedröhn hören, es klang nach vielen Motoren von Panzern. Diese dröhnenden Motorengeräusche in der Nacht wirkten demoralisierend. Man konnte nichts sehen, aber man wusste, dass im Morgengrauen der Angriff von vielen Panzern erfolgte. Ich wurde dann abgelöst und musste mein MG abbauen. Ich konnte ins Haus gehen, um noch etwas zu schlafen. Ich legte mich vollständig angezogen mit Koppel und allem, was daran war, in ein Bett, mein MG legte ich neben mich, ich muss sofort eingeschlafen sein. Ich wurde ziemlich unsanft geweckt mit den Worten:

*"Bist du verrückt, jetzt zu schlafen, die Russen kommen bereits am anderen Ende der Straße in unsere Richtung!"*

Ich sprang auf, nahm mein MG, rannte aus dem Haus und feuerte sofort etwa 150 Schuss in Feuerstößen in die Richtung der ankommenden Russen. Die waren genauso überrascht wie ich und verschwanden sofort von der Straße. Sie hatten offensichtlich nicht vermutet, dass noch Widerstand geleistet wurde. Von nun an begann das Chaos und die Angst, ein Inferno. Es fällt mir sehr schwer, die Erinnerungen daran zeitlich richtig einzuordnen. Wir rannten unter ständigem Beschuss aus dem Dorf, dann über ein freies Feld, Gott sei Dank kam dann eine Art Damm, hinter dem wir vor dem Beschuss durch Panzer, Maschinenpistolen und Maschinengewehre einigermaßen sicher waren. Mein Gewehrführer und mein Unteroffizier waren nicht mehr da, später sagte man mir, dass sie auf dem freien Feld verwundet wurden. Mein Schütze 2 hatte die Lafette abgeworfen, so dass unser MG nicht mehr als schweres Maschinengewehr verwendbar war. Dennoch schleppte ich immer noch mein MG mit und war dadurch in der Beweglichkeit stark eingeschränkt. Die anderen Schützen waren auch nicht mehr zu sehen, außer dem Gurt mit etwa 100 Schuss im Gewehr hatte ich noch einen Gurt mit 150 Schuss um den Hals. Also lief ich weiter, es war zwar schon hell, aber ich hatte keinerlei Orientierung, ich lief einfach den anderen mit meinem MG auf der Schulter hinterher. Es tauchten ein paar Häuser auf, die links von uns auf einem Hügel standen.

Ein Offizier sammelte uns ein, um einen Gegenangriff zu unternehmen. Ich musste mein MG als LMG in Stellung bringen, ich lag in einer Mulde und war dadurch geschützt. In etwa 400 Meter Entfernung rechts von mir standen drei oder vier T-34-Panzer und ein schwerer Panzer "J.W. Stalin".<sup>12</sup> Plötzlich tauchten etwa 200 Meter rechts von mir drei Soldaten von uns mit einem sogenannten "Ofenrohr" auf, ein Gerät zur Bekämpfung von Panzern mit Panzerabwehrraketen.

Ich konnte sehen, wie sich das Rohr des schweren Panzers in diese Richtung drehte, offensichtlich bemerkten es die drei auch, ließen das Gerät fallen und rannten davon. Nur Sekunden später schlug an dieser Stelle die Granate ein. Ich war blitzartig in Deckung gegangen, konnte also nicht sehen, ob die drei davongekommen waren. Aus dem geplanten Gegenangriff von uns wurde natürlich nichts, nach ein paar Stunden gingen wir dann auch zurück und kamen in einen Wald mit hohen Kiefern. Die Panzer der Russen schossen ununterbrochen in den Wald. Die Granaten explodierten in den Bäumen und die Granatsplitter, Äste und Baumkronen flogen durch die Gegend.

Ich weiß nicht, wie lange wir liefen, es herrschte ein großes Durcheinander. Ich verlor jedes Zeitgefühl, wahrscheinlich, weil ich ständig darauf bedacht war, mich in Sicherheit zu bringen. Jetzt, über sechzig Jahre danach, erscheint mir diese Zeit wie ein böser Traum, an den ich mich nur bruchstückhaft erinnern kann. An mir vorbei zogen vier Panzerabwehrgeschütze der Waffen-SS, die von je vier Pferden gezogen wurden, es waren moderne, großkalibrige Geschütze. Die Dämmerung brach herein, an einem Gutshof machten wir halt, weil die Spitze Feindberührung hatte, mit anderen Worten - wir waren wahrscheinlich eingeschlossen. Ich war hundemüde, ich hatte zwei Nächte gar nicht oder kaum geschlafen. Das letzte Essen hatten wir vor zwei Tagen bekommen und ich legte mich, so wie ich war, in irgendein Bett. Die Tür zu einem größeren Nachbarraum, offensichtlich ein Wohnzimmer, stand offen. An dem großen Tisch saßen mehrere Offiziere der Waffen-SS und der Wehrmacht mit einer Landkarte. Ich hörte, wie sie sich entschieden, einen Ausbruchversuch zu unternehmen. Ich war plötzlich hellwach, stand auf und suchte Bekannte aus unserer Kompanie. Einen von der zweiten Gruppe unseres Zuges fand ich dann. Ich erzählte ihm, was ich gehört hatte und wir entschieden uns, möglichst mit der Spitze durchzubrechen, denn das Loch im Kessel bliebe sicher nicht lange offen, weil die Russen ihn mit ihren Panzern schnell wieder schließen würden. Ich konnte meinen leeren Gurt mit Munition füllen, es waren Munitionsbestände der Waffen-SS, ich habe hier das erste Mal Maschinengewehrmunition mit Explosivgeschossen gesehen.

Wir liefen in die Richtung, in welcher der Ausbruch erfolgen sollte. Wir schlichen uns nach vorn, es ging bergab durch Waldgelände und wir kamen an einen Waldrand und sahen im Tal ein Dorf liegen. Der Morgen begann mit schwachem Licht, etwa dreihundert Meter vor uns lag im Tal ein Gehöft und wir bemerkten, dass dort Menschen umherliefen. Wir wollten hinunter gehen, ließen aber davon ab, weil nicht klar war, ob es Russen, Deutsche oder Zivilisten waren. Wir gingen wieder etwas zurück und suchten uns Deckung in einem Schützenloch, der Morgen begann zu dämmern, etwa zweihundert Meter links von uns hatten die vier Panzerabwehrgeschütze der SS Stellung bezogen. Plötzlich tauchten in etwa anderthalb Kilometer Entfernung vor dem unter uns liegenden Dorf sechs russische T-34 auf, sie fuhren auf der Straße in Richtung Dorf. Vor dem Dorf, von uns einen knappen Kilometer entfernt, führte die Straße durch einen Hohlweg. Rechts und links der Straße war eine hohe Böschung.

Als der letzte Panzer in dem Hohlweg war, fingen die vier Panzerabwehrkanonen an zu schießen, sie trafen erst den letzten Panzer und schossen dann den ersten ab, damit saßen die restlichen vier in der Falle, sie konnten nicht nach vorn und nicht zurück. Sie versuchten zwar den letzten Panzer aus dem Weg zu schieben, aber sie wurden getroffen, ehe ihnen das gelang. Damit war der Ausbruch gelungen, der Weg frei und wieder begann der Lauf ums Überleben. Wir kamen, ohne einen Schuss abzugeben, mit durch und liefen den anderen nach. Man überlegt in einer solchen Situation auch nicht, ob die an der Spitze überhaupt wissen, wo der richtige Weg ist. Alle liefen einfach hinterher. Nur nicht von den Massen trennen, in der Masse ist man sicher vor den Russen und vor der Feldgendarmarie. Ich kann mich nicht erinnern, wie lange wir liefen oder besser gesagt - wir uns treiben ließen. War es ein oder waren es mehrere Tage?

Etliche Kilometer konnten wir mit einem LKW fahren, ich musste mich als Luftbeobachter auf einen der vorderen Kotflügel setzen und nach Tieffliegern Ausschau halten. Es war nicht bequem, aber wir kamen schneller vorwärts. Es war Abend und wir kamen an eine vorbereitete Stellung vor einem größeren Ort. Nach meiner Erinnerung hieß der Ort damals Strehlen. Es lag nasser Schnee, ich war so müde, dass ich mich neben einen Schützengraben, in dem schon Wasser stand, einfach auf den Boden legte und so, wie ich war, einschlief. Früh wachte ich auf, mein Genick schmerzte, ich hatte am Abend den Stahlhelm auf dem Kopf behalten und der war in das Genick gerutscht. Ich erwachte durch einen lauten Knall, etwa fünfzig Meter von mir entfernt hatte ein 8,8-Zentimeter-Flakgeschütz Stellung bezogen und einen T-34 abgeschossen. Ich erinnere mich daran, als ob es gestern war. Die russischen Panzer fuhren mit aufgesessener Infanterie, die wie Trauben auf dem Panzer hingen. Als das Flakgeschütz den nächsten Panzer abschoss, sah ich, wie die Infanteristen im hohen Bogen durch die Luft wirbelten, da flogen ganze Körper und Körperteile. Ich sah ein Bein, die Wickelgamasche hatte sich gelöst und flatterte wie ein Schwanz am Drachen hinter dem fliegenden Bein her. Es war grauenhaft, ich werde es nie vergessen können. Aber es war der letzte Schuss dieses Flak-Geschützes, ein Volltreffer von einem anderen Panzer setzte es außer Gefecht.

Ich muss die ganze Nacht durchgeschlafen haben, es war bereits heller Morgen. Wir liefen weiter und kamen in eine kleine Stadt, ich glaube mich zu erinnern, dass sie damals Neustadt hieß. Viele von uns verteilten sich in den Häusern, wir suchten etwas zu Essen, denn an Verpflegung war nicht mehr zu denken. Ich lief auch in ein Haus, die Bewohner waren kurz vorher geflohen. Im Wohnzimmer war der Tisch zum Frühstück gedeckt, es lagen angebissene Brotscheiben auf Tellern und die Tassen waren halb ausgetrunken. Es sah aus, als ob die Zivilisten vom Frühstückstisch fliehen mussten. Lange konnten wir uns nicht aufhalten, bereits kurze Zeit später hörten wir wieder das Rasseln der Panzerketten. Als ich aus dem Haus rannte, sah ich am anderen Ende der Straße bereits wieder einen T-34 um die Ecke kommen. Wieder begann die Flucht, das MG hatte ich noch, das war vielleicht ein Fehler, weil ich wieder im Laufen behindert war. Auf der anderen Seite denke ich heute, vielleicht sollte alles so ablaufen, denn ich bin lebend davon gekommen.

Und wieder begann der Lauf um das nackte Leben. Immer bei der Masse bleiben, dann bestand weniger Gefahr, von der Feldgendarmerie aufgehalten zu werden. Kleinere Gruppen wurden nämlich von ihnen aufgesammelt, zu Einheiten zusammengestellt und zur Frontlinie zurückgeschickt. Wenn man allein kam, bestand die Gefahr als Deserteur sofort aufgehängt oder erschossen zu werden. Durch mein MG fiel ich zurück und kam mit einer kleineren Gruppe an und wir wurden tatsächlich aufgehalten und zu einer Einheit von sechzig Mann zusammengestellt. Da kein Offizier dabei war, wurde das Kommando einem Angehörigen des medizinischen Dienstes im Rang eines Offiziers übertragen. Wir bezogen an einem Damm bei einem kleinen Fluss Stellung. Etwa 800 Meter links von uns stand ein Gehöft mit mehreren Gebäuden. Mich wunderte, dass der Offizier die Stellung an einem abfallenden Hang in entgegengesetzter Richtung zu den russischen Stellungen aufbauen ließ, also mit dem Rücken zur Frontlinie. Ein Unteroffizier erhielt den Auftrag, mit einem Spähtrupp zu erkunden, ob dieses Gehöft von den Russen besetzt wäre, ich wurde mit für den Spähtrupp ausgewählt. Wir schlichen uns im Schutze des Dammes an das Gehöft heran und erreichten ohne Schwierigkeiten eine Scheune, die abseits stand. Ich blieb zunächst am Damm, um den anderen Feuerschutz zu geben und als die unbehelligt bei der Scheune ankamen, folgte ich ihnen. Wir schauten vorsichtig um die Ecke der Scheune und sahen die anderen Gebäude des Gehöftes. Ich erhielt den Befehl, mit ein paar Feuerstößen das Wohnhaus gegenüber zu beschießen. Wir warteten auf Gegenfeuer, aber es blieb völlig ruhig. Das war für den Unteroffizier der Beweis, dass dort keine Russen waren.

Wir gingen aber vorsichtshalber doch gedeckt zu unserer Stellung zurück. Dort angekommen, befahl mir der zum Kommandeur ernannte Arzt, mein MG zum Schutz des Kompaniegefechtsstandes in Stellung zu bringen. Aber in welche Richtung sollte ich das MG in Stellung bringen? Ich stellte fest, dass das MG erneut mit dem Schussfeld in die falsche Richtung aufgebaut werden sollte, die Feuerrichtung zeigte in Richtung der deutschen Linie und mein Rücken war der Richtung zugewandt, aus der die Russen zu erwarten waren. Wir lagen also für die Russen, die die Stadt besetzt hatten, völlig ungeschützt wie auf dem Präsentierteller. Außerdem hatte ich nur noch etwa 50 Schuss Munition für mein MG, das war für ein MG 42 mit 25 Schuss pro Sekunde überhaupt nichts, sonst war keine Munition mehr vorhanden. Angesichts der Gefährlichkeit der Lage war meine nun folgende Reaktion vermutlich reinem Überlebenswillen entsprungen - ich ging zum Kommandeur und behauptete, dass mein MG funktionsunfähig sei, weil beim vorhergehenden Beschuss des Wohnhauses die Zuführkralle für die Patronen gebrochen sei. Ich spekulierte darauf, dass der Mann sich mit dem MG nicht auskannte. Seine Frage, ob in der Ersatztasche nicht eine Ersatzkralle vorhanden sei, verneinte ich. Beide Behauptungen waren falsch, jemand hätte nur ausprobieren müssen, ob das MG schießt, und ich wäre ertappt worden. Aber meine Rechnung ging auf und er befahl mir, zurück zur Hauptstellung zu gehen und Ersatzteile und Munition zu besorgen. Ich machte mich auf den Weg, bis zum nächsten Ort waren es mindestens drei Kilometer, den Kirchturm konnte ich schon sehen.

Es war ein völlig ebenes, freies Gelände, Felder oder Wiesen. Als ich den Großteil des Weges geschafft hatte, setzte plötzlich Artilleriebeschuss seitens der Russen ein. Mehrere Granaten explodierten in meiner Nähe und ich spürte einen harten Schlag an der rechten Hand und an der rechten Seite des Halses, ich trug das MG auf dieser Schulter, ließ es aber sofort auf den Boden fallen. Dann sah ich, dass der Deckel des MG zerschlagen war und erst jetzt bemerkte ich ein warmes Gefühl am Hals und an der Hand und ich sah, dass die rechte Hand voll Blut war, auch am Hals lief das Blut herunter. Das MG war durch einen ziemlich großen Splitter unbrauchbar geworden, der aber meinen Hals getroffen hätte, wenn ich das MG nicht auf der Schulter getragen hätte und das wäre mit hoher Wahrscheinlichkeit mein Tod gewesen. Das MG, das ich solange mit mir herumschleppte, rettete mir auf diese merkwürdige Weise das Leben. Ich rannte, so schnell ich konnte, kam zu einem Schützengraben und sprang hinein. Dort saß ein Soldat mit seinem Gewehr, er verband mir mit meinen Verbandspäckchen die Hand und den Hals und sagte zu mir:

*"Du hast es gut, du kommst erst einmal in ein Lazarett und dann ist der Krieg vorbei. Hau ab zum nächsten Verbandsplatz, der ist im Ort."*

Ich lief los, am Verbandsplatz angekommen sagte ein Sanitäter zu mir, ich sollte gleich zum nächsten Lazarett gehen, das sechs bis acht Kilometer entfernt wäre. Mein Verband wäre gut und es wäre Unsinn, ihn jetzt zu wechseln und ich konnte etwas essen und trinken. Ich machte mich auf den Weg, als Ausrüstung besaß ich nur noch eine Pistole 08 sowie Gasmaske, Brotbeutel und Feldflasche. Nach längerem Suchen fand ich den Ort und das Lazarett. Mir wurde das obere Bett eines Doppelbettes in einem Schlafraum zugewiesen, die Behandlung sollte am nächsten Morgen erfolgen. Ich hatte höchstens drei, vier Stunden geschlafen, als wir alle geweckt wurden. Die Russen seien durchgebrochen und könnten am Morgen hier sein, sagte man uns. Alle, die laufen konnten, wären auf sich selbst angewiesen und sollten flüchten. Der Sanitäter sagte mir noch, dass unweit ein Tross der Artillerie läge und ich sollte probieren, von einem Pferdewagen mitgenommen zu werden. Ich ging mitten in der Nacht los, um diesen Tross zu suchen, fand ihn auch sehr schnell, ein großer Teil war schon unterwegs. Ich sah einen ganz normalen Leiterwagen mit zwei Pferden, wie ihn auch die Bauern hatten. Ich fragte den Kutscher, ob er mich mitnähme, er antwortete mir, ich sollte mich auf den Wagen legen. Ich schlief trotz des Rumpelns schnell ein, erwachte aber im Morgengrauen wieder, weil ich fror. Jetzt sah ich, dass die Straße voller Flüchtlinge war, die mit ihrem Hab und Gut auf der Flucht vor den Russen waren. Sie hatten ihre Gefährte - vom Pferdewagen über Handwagen, Schubkarren und Kinderwagen - voll gepackt und quälten sich über die Straße. Dabei wurden sie immer wieder von den Motorfahrzeugen der Wehrmacht zur Seite gedrängt - es war ein Bild des Jammers und Elends. Die Straße war völlig verstopft, Armeefahrzeuge und Flüchtlinge mit ihrem spärlichen Hab und Gut versuchten vorwärts zu kommen. Mein Kutscher fuhr mit seinem Wagen seitlich der Straße und so kamen wir gut voran.

Ich sprang vom Wagen, um mich etwas warm zu laufen und ging auf der linken Seite neben den Pferden.

Der Kutscher war aus Schwaben und fing an, von seinem kleinen Bauernhof, von seiner Frau und den drei Kindern zu erzählen, allerdings verstand ich ihn wegen seines schwäbischen Dialekts nur schlecht. Wir bogen, den anderen Wagen des Trosses folgend, von der Straße in einen schmaleren Feldweg ab. Ich sollte nun auf der rechten Seite des Wagens gehen, um notfalls von dieser Seite ins Zaumzeug greifen zu können, falls die Pferde scheuten. Der Weg fiel langsam ab, und ich sah, dass vor uns eine Schlucht lag. Rechts und links des Weges waren Hügel, so um die fünfzig Meter hoch und wenig bewaldet, auf der anderen Seite ging es einen Berg hinauf und wieder aus der Schlucht heraus. Nach einigen Minuten hörte ich einen furchtbaren Knall und plötzlich war von den Pferden nur noch ein Fleischberg übrig, der Kutscher war nicht mehr da. Meine Uniform war voller Blut und kleinen Fleischstücken, im Gesicht spürte ich ebenfalls das warme Blut. Ich wusste nicht, ob ich verwundet war, ich spürte jedenfalls keine Schmerzen und rannte, ohne auf das feindliche Feuer zu achten, schreiend durch die Schlucht den Berg wieder hinauf und wurde dort in den Beiwagen eines Kettenkrads<sup>13</sup> gezerzt, das in hohem Tempo Straße fuhr.

Dort war kein Beschuss durch die Russen mehr, wir waren durch den Wald gedeckt. Oben angekommen wurde ich in ein Sturmgeschütz gelegt. Wahrscheinlich führte das Pferdeblut an mir zu der Annahme, dass ich schwer verwundet sei. Dieses Fahrzeug brachte mich bis zu einem größeren Ort zu einem Sammelplatz für Verwundete. Ich glaube mich zu erinnern, dass es Neustadt in Oberschlesien, das jetzige Prudnik, an der tschechischen Grenze war. Es waren schon viele Verwundete dort, man sagte uns, dass der nächste Transport in einer Stunde weggeht und wir sollten warten, bis wir abgeholt wurden. Schließlich kamen ein paar Pferdewagen, die uns zu einem Hilfslazarett transportierten, das vorher offensichtlich eine Schule war. Hier konnte ich baden, was die erste richtige Körperreinigung in einer Wanne mit warmem Wasser seit unserem ersten Einsatz um den 26. Januar war - mittlerweile war es Mitte März!

Wir konnten uns während der gesamten Zeit nicht wirklich waschen. Als noch Schnee lag, haben wir uns manchmal das Gesicht mit Schnee abgerieben und die Hände gesäubert, an Körperpflege und Zähneputzen war ansonsten überhaupt nicht zu denken. Bis auf die paar Tage auf dem Bauernhof haben wir auch nie unsere Sachen ausgezogen, frische Unterwäsche haben wir nicht bekommen. Ich kann mir das jetzt nicht mehr vorstellen, wir müssen alle ziemlich übel gerochen haben. Ich kann mich auch nicht mehr daran erinnern, wie und wo wir unsere Notdurft verrichtet haben, ich denke, das habe ich im Lauf der Jahre verdrängt.

Nach dem Bad im Hilfslazarett fühlte ich mich endlich wieder sauber. Ich wurde neu verbunden, erhielt eine saubere Uniform und wurde mit anderen Verwundeten mit einem Zug im Güterwaggon in ein Lazarett in Ostrau (Ostrava) gebracht. Dort blieb ich nur zwei Tage, richtiger zwei Nächte und einen Tag. Nach der Untersuchung wurde ich nach Brünn (Brno) in eine Genesungskompanie am Rande der Festung Spielberg verlegt.<sup>14</sup> Meine Wunde an der rechten Hand heilte nur langsam und die Halswunde war vereitert. Nachts spürte ich im rechten Unterarm ein starkes Stechen, wenn ich meinen Kopf darauf legte.

Als ich dies dem Arzt sagte, stellte er fest, dass ich im rechten Unterarm einen Splitter hatte, der offenbar hinter dem Handgelenk eingedrungen war. Dort befand sich eine kleine Wunde. Am nächsten Tag operierte er mir diesen Splitter heraus, er hatte etwa die Größe eines Fünfpfennigstückes. Wir hatten ein sehr ruhiges Leben in der Genesungskompanie, wir konnten den ganzen Tag tun, was wir wollten. Anfang April begann die Verlegung, weil die Russen bereits in der Nähe sein sollten. Wir wurden wieder in Güterwagen verladen und fuhren angeblich in Richtung Karlsbad. Dort sollten sich viele Lazarette befinden und ich hoffte, dass ich dann vielleicht Urlaub bekäme. Aber vor Karlsbad war die Fahrt zu Ende und jeder, der laufen konnte, musste nun selbst sehen, wie er weiterkam. In dem Lazarett war ein großes Durcheinander, irgendwie bekamen ich und ein anderer Kamerad, mit dem ich mich angefreundet hatte, einen Marschbefehl zum Lazarett nach Regensburg. Eigentlich wollte ich versuchen, einen Urlaubsschein zu bekommen, aber man sagte, dass die Russen bereits bei Dresden wären, und die Chance, nach Mitteldeutschland zu kommen, sehr gering wäre. Außerdem war Dresden durch die Amerikaner und Engländer bombardiert und völlig zerstört worden, erst viel später erfuhr ich das ganze Ausmaß dieser Tragödie.

Wir deckten uns also mit Verpflegung ein, übernachteten noch irgendwo im Lazarett und versuchten am nächsten Morgen, einen Zug zu erreichen. Die Züge fuhren nicht mehr regelmäßig, sie wurden auch sehr oft von amerikanischen Tieffliegern angegriffen. Wenn der Zug auf offener Strecke stehenblieb, war das ein Zeichen für einen Tieffliegerangriff. Alle stürmten aus dem Zug und die Flieger schossen nun auf die flüchtenden Menschen. Man musste sofort versuchen, irgendwie Deckung zu finden. Uns ging es mit unserem Zug, den wir mit Mühe und viel Drängeln erreicht hatten, auch so - der Zug war nun zerstört und wir mussten einmal mehr sehen, wie wir weiterkamen. Was nun folgte, war ein abenteuerliches Unternehmen, zum Teil liefen wir, zum Teil wurden wir von Fahrzeugen unter der Bedingung mitgenommen, dass wir als Luftbeobachter fungierten. Dazu mussten wir uns auf die vorderen Kotflügel des LKW setzen und sofort warnen, wenn ein Tiefflieger zu erkennen war. Das war nicht bequem, aber besser und schneller als die Variante zu Fuß. Irgendwo auf einer Wiese lagerten Flüchtlinge und plötzlich rief jemand meinen Vornamen. Dort saß die Frau, in deren Gehöft wir bei Ohlau Stellung bezogen hatten, mit ihrer Tochter und sie fragten mich, wohin ich wolle.

*"Nach Regensburg zum Lazarett"* antwortete ich.

*"Wir versuchen auch nach Bayern zu kommen, wir haben dort Verwandte. Außerdem sind dort bald die Amerikaner, dann ist der Krieg für uns vorbei"* sagte die Frau zu mir.

Es war schon seltsam, in diesem Chaos Bekannte zu treffen.

In Regensburg angekommen, meldete ich mich im Lazarett. Auch dort war der Teufel los, in der Nacht vorher hatte ein Luftangriff stattgefunden. Mein rechter Arm war noch verbunden, und ich trug ihn angewinkelt in einem Dreieckstuch, das im Nacken zusammengebunden war. Der Arzt meinte jedoch, dass weder Verband noch Dreieckstuch notwendig seien, dass ich also wieder einsatzfähig bin.

Ich bekam einen Marschbefehl nach Prag und sollte mich dort bei einer bestimmten Einheit melden. Mein Freund, mit dem ich seit Karlsbad zusammen war, hatte den gleichen Marschbefehl. Wir liefen zwei oder drei Tage, ehe wir einen Ort fanden, von dem ein Zug nach Prag fuhr. Nachts schliefen wir irgendwo in irgendeinem Unterschlupf. Es war ja April und obgleich am Tage angenehmes Wetter war, wurden die Nächte doch noch recht kalt. Am Tage versuchten wir, eine Verpflegungsstelle zu finden, um etwas zu Essen und Sold zu bekommen. Einmal gingen wir in eine Kaserne der Gebirgsjäger, um zu essen. An der Wache sagte man uns, wir sollen uns sofort in der Bekleidungskammer melden. Dort angekommen, erhielten wir neue Schuhe und einen Rucksack mit Unterwäsche zum Wechseln. Es waren Bergschuhe, die wunderbar passten und sich bequem trugen, weil sie mit sehr weichem Leder gefüttert waren, obwohl sie durch ihre Benagelung doch recht schwer waren. Diese Ausrüstung war eigentlich für den Fronteinsatz gedacht und wir sollten einer Panzerabweereinheit zugeteilt werden, die an die Westfront zur Bekämpfung amerikanischer Panzer aufgestellt werden sollte. Aber wir beschlossen, uns davon zu machen und nach Prag zu fahren.

Wir erreichten endlich einen Zug nach Prag und meldeten uns in der Kaserne des Ersatzbataillons, die nicht ganz einfach zu finden war, es muss etwa um Mitte April gewesen sein. Nach einer Woche wurde ich zu einer Gruppe abkommandiert, die ein Wehrmachts-Materiallager zu bewachen hatte. Am 2. Mai wurde uns morgens vom Zugführer mitgeteilt, Hitler und Goebbels wären beim Kampf um Berlin gefallen und hätten den "Heldentod" gefunden. Wir wollten nicht glauben, dass Hitler tot war, es gingen viele Gerüchte herum und man erfuhr nichts Genaues.

Ich blieb in diesem Lager bis zum 2. Mai, dann wurde ich in die Kaserne zurückgeschickt, ich kann mich genau daran erinnern, dass ich mit der Straßenbahn durch Prag fuhr. In der Kaserne wurden wir zu einer Einheit zusammengestellt, die sich aus Soldaten mit unterschiedlicher Ausbildung zusammensetzte, also zum Beispiel mit Ausbildung am Granatwerfer, an Panzerabwehreinrichtungen oder am schweren Maschinengewehr. Es gab das Gerücht, dass sich die Amerikaner und Engländer mit dem Rest der Wehrmacht vereinen und gemeinsam gegen die Russen kämpfen wollten, wir sollten tschechische Soldaten ausbilden. Am Abend des 4. Mai erhielten wir den Marschbefehl nach Schlan (Slany), am Vormittag des 5. Mai begann der Prager Aufstand.

In Schlan wurden wir in einen Gebäudekomplex eingewiesen, der mit einem hohen Zaun umgeben war. Neben der Wache stand quer zur Straße ein langgestrecktes einstöckiges Gebäude, das offensichtlich ein Verwaltungsgebäude mit Unterkünften für die Offiziere war. Rechtwinklig davon entlang der Straße standen zwei dreigeschossige, langgestreckte Gebäude von je etwa fünfzig Meter Länge, es waren reine Lagerhallen. Gegenüber dieser Gebäude befand sich ein großer Platz mit Splitterschutzgräben. Dann kam wieder, parallel zu den Lagerhallen, ein langgestreckter, eingeschossiger Gebäudekomplex mit Kammer, Küche, Speisesaal, den Unterkünften für die Stammbesatzung, den Toilettenanlagen und den Waschanlagen.

Wir wurden in das obere Geschoss einer Lagerhalle eingewiesen. Es war ein großer, völlig leerer Raum - keine Betten, keine Tische und Stühle, keine Schränke. Wir nahmen im Lager Matratzen in Empfang und schliefen auf dem Boden. Die Verpflegung früh und abends bestand aus Brot und Wurst oder Fleisch aus Konserven, die wir uns kistenweise aus dem Lager holten. Mittags gab es warmes Essen aus der Küche, auch aus Konserven zubereitet, meist mit Kartoffeln oder Reis. Dazu eine Dose Kompott. Wenn uns beim Frühstück oder Abendessen die Fleischkonserven in der Kiste nicht gefielen, warfen wir sie einfach aus dem Fenster auf die Straße, wo sie von den Zivilisten aufgesammelt wurden. Dienst hatten wir überhaupt nicht. Am 7. Mai befahl der Stabszahlmeister, dem das Lager unterstand, jedem Soldaten zusätzlich aus den Beständen 200 Zigaretten auszugeben und in den Splittergräben Kisten mit Konserven einzulagern. Sie sollten für den Fall einer Internierung als Reserven dienen. Dafür wurde er telefonisch umgehend zum Soldaten degradiert.

Am Morgen des 10. Mai ließ uns der Kommandeur zum Appell antreten und wir erfuhren, dass Deutschland bedingungslos kapituliert hat. Er sagte uns, dass wir am Abend geschlossen in die Heimat marschieren würden. Wir hatten keine Waffen, es gab nur ein paar Panzerfäuste. Draußen an der anderen Straßenseite hatten tschechische Zivilisten mit einer roten Armbinde ein schweres Maschinengewehr aufgebaut. Deshalb sollte ein leichter Panzer der Wlassow-Armee kommen und uns beim Abmarsch beschützen. Am Abend des 10. Mai gegen 20:00 Uhr traten wir auf dem Hof an und warteten auf den Panzer, die wenigen Panzerfäuste wurden verteilt. Dann kam der Wlassow-Panzer<sup>15</sup> zum Tor herein, richtete das Rohr auf uns und begann zu schießen. Eine Panzerfaust beendete den "Schutz" durch den Panzer. Wir verließen die Kaserne durch das rückwärtige Tor und marschierten ohne größere Zwischenfälle los, was hieß, wenn wir von den Tschechen beschossen wurden, schossen wir mit unseren restlichen Panzerfäusten zurück. Wir marschierten die ganze Nacht. Der nächste Morgen war sehr schön, die Sonne schien und wärmte uns nach der kalten Nacht. Wir marschierten auf einer Straße, sie führte schnurgerade hinunter in ein kleines Tal und gegenüber wieder einen Berg hinauf und alles lag in einem herrlichen Sonnenschein. Plötzlich sahen wir auf dem gegenüberliegenden Berg in etwa zwei Kilometer Entfernung auf der Straße Soldaten und von kleinen, struppigen Pferden gezogene Wagen auftauchen, ich konnte sie deutlich erkennen und noch heute habe ich dieses Bild vor meinen Augen. Wir wussten sofort, es waren Russen. Einige von uns verschwanden rechts und links. Aber das hatte keinen Sinn, denn die Russen waren sicher bald überall. Als sich der Kommandeur sicher war, dass es sich wirklich um Soldaten der Roten Armee handelte, legten die Offiziere, sofern sie noch welche hatten, alle Waffen ab und die restlichen Panzerfäuste wurden eingesammelt. Als wir mit den Russen zusammentrafen, hielten wir an. Die sowjetischen Soldaten übernahmen unsere Waffen, durchsuchten uns und ließen uns dann in Begleitung von acht Posten mit Maschinenpistolen weitermarschieren. Als es dunkel wurde, wurden wir in die Scheune eines verlassenen Bauernhofes gesperrt und konnten dort schlafen.

Am nächsten Morgen ging es weiter, sobald es hell war. Wir übernachteten noch eine Nacht auf einer Wiese, es war nachts noch recht kalt, so richtig schlafen konnte ich nicht. Am Abend des dritten Tages kamen wir in Teplitz-Schönau (Teplice) an. Wir wurden in einen großen, mit Stacheldraht eingezäunten Hof getrieben, dort waren schon viele andere deutsche Soldaten. In diesem bewachten Gelände konnten wir uns frei bewegen und ich begann, es zu erkunden. Die eine Seite zur Stadt war von einem hohen Zaun begrenzt, an der gegenüberliegenden Seite war ein Berg, es ging so etwa zwanzig Meter steil hoch, aber bereits unten war ein Zaun und am Berg standen drei Wachtürme mit Posten. Auf dem Berg stand ein villenähnliches Gebäude, das von den Russen, wahrscheinlich der Kommandantur, besetzt war. Sobald man zu nahe an den Zaun kam, brüllten die Posten und manchmal schossen sie auch mit der Maschinenpistole in die Luft. Im Gelände stand ein großes Gebäude mit, soweit ich mich erinnern kann, drei Stockwerken. Auch in diesem Gebäude konnten wir uns frei bewegen. In dem Gebäude waren große Räume, wie in einer Schule, die alle mit deutschen Soldaten voll belegt waren, ich weiß aber nicht, ob es eine Schule oder eine Kaserne war. Da sich in dem Gelände noch mehrere große, garagenartige Gebäude befanden, sah es mehr nach einer Kaserne aus. Uns Neuankömmlingen blieb nichts anderes übrig, als im Freien zu übernachten. In diesem Lager war auch eine Gruppe Luftwaffenoffiziere untergebracht, natürlich in Räumen des Hauptgebäudes. Ich wunderte mich damals sehr, dass diese Offiziere noch all ihre Orden und Ehrenzeichen trugen und einige hatten ihre Burschen bei sich. Ein Offizier, es war ein Oberst, hatte sogar noch sein Auto - ein BMW-Kabriolett - dabei.

Wir blieben in diesem Lager etwa drei Wochen, manchmal bekamen wir eine dünne Suppe und etwas Brot, das heißt, wenn man Glück hatte und es noch nicht alle war. Ich hatte noch über 200 Zigaretten und konnte sie ab und zu gegen etwas Brot eintauschen. Waschen war nicht möglich, ich hatte mich das letzte Mal in Schlan am 9. Mai waschen können und es war ja immerhin schon Ende Mai. Die Notdurft wurde auf einer Latrine im Hof verrichtet, in die Toiletten im Gebäude ließ uns die dortige Stammbesatzung nicht hinein. Wir, die wir im Freien auf dem Hof übernachteten mussten, waren sozusagen die "Asozialen" unter den Kriegsgefangenen in diesem Lager. Das galt ebenfalls für Körperpflege und Verpflegung.

Ende Mai begann der Abmarsch, wohin wussten wir nicht. Wir marschierten auf der Straße durch Dörfer und Wälder, vorbei an Feldern und Wiesen und immer begleitet von den Beschimpfungen und Verwünschungen der Tschechen am Straßenrand. Einige spuckten uns an oder warfen mit Steinen nach uns. Dann griffen allerdings immer die russischen Wachposten ein. Dann kamen wir in Gegenden, wo nur Frauen, meist ältere, am Straßenrand standen, und uns mitleidig und mit Tränen in den Augen anschauten. Wir wussten nun, dass wir in Deutschland waren. Übernachtet wurde streng bewacht im Freien. Am Nachmittag des dritten Marschtages kamen wir an unserem Ziel an - es war Dresden, der Stadtteil Reick.

Wir wurden auf dem Gelände der ehemaligen Pferde-Rennbahn untergebracht, es waren auch Teile eines Wohngebietes mit einbezogen. Alles war umgeben von einem hohen Stacheldrahtzaun mit Wachtürmen, die von Posten mit Maschinenpistolen besetzt waren. Hier waren viele Gefangene, wie viele haben wir nie erfahren. Am Eingang des Lagers fand wieder das Ritual des Zählens statt, es wurde mehrmals durchgeführt, offenbar stimmte das Ergebnis die ersten Male nicht. Dann wurden wir "gefilzt", wir mussten all unsere Sachen vor uns ausbreiten und die Posten entschieden, was wir behalten durften, es war nur das Notwendigste beziehungsweise Erforderliche. Messer waren streng verboten, Bilder zum Beispiel von der Familie waren überflüssig, auch Gabeln waren nicht erforderlich, also verschwand das alles. Es war eine neue Erfahrung. Ich hatte Glück, ich kam mit einer Gruppe in einem Zimmer einer Wohnung unter. Jetzt und hier begann für mich eine neue Leidenszeit, die Zeit der Kriegsgefangenschaft, welche fast die nächsten vier Jahre andauern und erst am 22. April 1949 in Frankfurt an der Oder zu Ende sein sollte.

# Die Kriegsgefangenschaft

In diesem Lager in Dresden-Reick war ich wenigstens unter einem Dach untergebracht. Das erging den meisten anders, sie mussten im Freien übernachten. Ich lag mit anderen Gefangenen in einem Wohnhaus, wir teilten uns zu sechst ein etwa fünfzehn Quadratmeter großes Zimmer. Es gab allerdings weder Wasser noch Strom in diesem Haus. Körperpflege war so gut wie nicht möglich, denn ich fand keinen Waschraum oder eine andere Möglichkeit zum Waschen, die Notdurft musste im Freien auf einer stinkenden Latrine verrichtet werden.

Die Tagesration an Verpflegung bestand aus einer Suppe, deren Hauptbestandteil Wasser war, und etwa 100 bis 130 Gramm Brot. Manchmal gab es eine Suppe aus Fischmehl, sie war sehr salzig und schmeckte ekelhaft, ich konnte sie nie essen. Das Teilen des Brotes war ein besonderes Ritual. Zwei Gruppen, also zwölf Gefangene, bekamen ein anderthalb Kilogramm schweres Brot und die Herausforderung bestand nun darin, dieses Brot in zwölf gleich große Stücke aufzuteilen. Dazu haben wir eine Waage gebaut, bestehend aus einem Stock als Waagebalken, in der Mitte sowie am rechten und linken Ende waren Fäden angebracht. Das Brot wurde in zwölf möglichst gleiche Teile zerteilt. Einer musste die "Waage" am mittleren Faden hochhalten, so dass sie im Gleichgewicht war. Nun wurde am rechten und linken Faden je ein Brotteil festgebunden und das jeweils schwerere Stück solange verkleinert, bis beide gleich schwer waren. Ein Teil blieb an der Waage und die anderen Brotteile wurden mit diesem verglichen. Es dauerte manchmal zwei Stunden, bis man dann seine Scheibe Brot und mehrere Krumen erhielt, es wurde, jede Krume genießend, wie Schokolade oder Pralinen gegessen. Ich freundete mich mit einem Gefangenen etwa gleichen Alters an, er wohnte in der Nähe von Halle, an seinen Namen erinnere ich mich nicht mehr. Auch mit einem älteren Gefangenen war ich oft zusammen, wir unterhielten uns über alles Mögliche. Er zeigte großes Interesse für meine frühere Arbeit und ich musste ihm viel darüber erzählen. Er war erstaunt darüber, dass ich in meinem Alter schon eine Fachschule abgeschlossen hatte und besonders, dass ich dies im Abendstudium neben meiner Tätigkeit geleistet hatte. In solchen Momenten wurde mir bitter klar, was ich damals aufgab, als ich mich freiwillig meldete und sehnsüchtig auf die Einberufung wartete. Aber ich tröstete mich damit, dass man mich auf jeden Fall einberufen hätte und im Grunde genommen hatte ich ja Glück gehabt, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Er war von Beruf Lehrer, er hatte ein kleines Reiseschachspiel und versuchte, mich die Grundregeln des Schachspiels zu lehren. Wieder verging die Zeit, ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Lager leben musste. Erstaunlicherweise machte ich mir nicht viele Gedanken darüber, wie es nun weitergehen würde. Vielleicht war ich damals einfach zu jung dafür. Außerdem hatte ich keine eigene Familie mit Frau und Kindern wie viele andere, ich hatte zwar meine Eltern und meine Geschwister, an die ich viel dachte. Aber ich hatte nicht die Verantwortung wie ein Familienvater. Mein Bruder Horst war bei der Waffen-SS eingezogen, ich wusste nicht, was mit ihm war.

Meine Schwester Gerda war als Krankenschwester in einem Krankenhaus in Danzig gewesen, auch von ihr wusste ich nichts. Inge und Ilse waren ja zu Hause, der Mann von Ilse war auch eingezogen, auch von ihm wusste ich nichts. Aber auch das gehörte wohl zu all dem Chaos des Zusammenbruches. Ich lebte dahin ohne Zeitgefühl, ohne zu wissen, welcher Wochentag es war und welches Datum wir hatten. Die Uhrzeit konnten wir nur am Stand der Sonne schätzen. Aber im Grunde brauchten wir das alles nicht wissen, denn wir fühlten uns nur noch als bedeutungslose Masse.

Eines Tages, es muss etwa Ende Juli oder Anfang August gewesen sein, wurden wir zur Untersuchung aufgerufen. Diese bestand darin, dass mehrere Ärzte und Sanitäter unseren körperlichen Zustand und damit die Arbeitsfähigkeit beurteilten. Das Untersuchungsergebnis wurde in Zahlen von 1 bis 4 ausgedrückt. Eine Bewertung mit 1 und 2 bedeutete, dass man uneingeschränkt arbeitsfähig war, 3 und 3b bedeuteten eine bedingte beziehungsweise eingeschränkte Arbeitsfähigkeit und mit der Note 4 galt man als nicht arbeitsfähig. Es gab mal wieder ein Gerücht, das diesmal so lautete, die Gruppen 1 und 2 würden zum Arbeitseinsatz in die Industrie in Mitteldeutschland geschickt. Wir mussten unseren Oberkörper frei machen und mein Freund und ich wurden mit 3b eingestuft. Die Gruppen 1 und 2 mussten sich auf der einen Seite und 3, 3b und 4 auf der anderen Seite in Reihen aufstellen.

Natürlich wollte ich lieber nach Mitteldeutschland als nach Russland, also schmuggelte ich mich auf die Seite der als arbeitsfähig eingestuften Kriegsgefangenen. Freilich hätte ich mich einerseits fragen können, ob es Sinn machte, dass die Russen die Lahmen und Kranken mit nach Russland nähmen und die Arbeitsfähigen ausgerechnet in dem Land lassen wollten, das ihre Heimat überfallen und zerstört hatte. Andererseits hätte ich mittlerweile wissen können, dass so ziemlich alles, was wir seit dem Beginn unseres Kriegsdienstes erfahren hatten, windige Gerüchte waren, seien es solche über angebliche Wunderwaffen und Entsatzheere oder solche über Hitlers "Heldentod" oder den gemeinsamen Kampf mit den Briten und Amerikanern gegen die Rote Armee.

Kurz - es gab keinen vernünftigen Grund, nun auch noch dieses Gerücht zu glauben, dennoch tat ich es, was sich als verhängnisvoller Irrtum erweisen sollte. Wir Kriegsgefangene der Gruppen 1 und 2, in die ich mich hineingeschmuggelt hatte, wurden sofort absondert, während die Gruppen 3 und 4 wegtreten konnten. Erst viel später, als ich 1949 nach Hause kam, erfuhr ich, dass dies der erste Schritt nach Russland war und dass die nicht arbeitsfähigen Kriegsgefangenen kurze Zeit später nach Hause entlassen wurden. Mein Freund, der in der ihm zugeteilten Gruppe geblieben war, hatte meinen Eltern von mir berichtet.

Schon am nächsten Tag marschierten wir zum nahegelegenen Bahnhof Dresden-Reick und wurden in Güterwagen verladen. Als die Fahrt begann, konnten wir mit Entsetzen das Ruinenfeld sehen, das mal Dresden war. Die einst "Elbflorenz" genannte Stadt schien ein einziges Trümmerfeld zu sein. Ich war im März 1944 in Dresden zur Aufnahmeprüfung und ich war damals überrascht, dass Dresden völlig unversehrt und wunderschön war.

Ich war völlig erschüttert vom Anblick dieser früher so beeindruckend schönen Stadt. Die Fahrt endete Anfang August in Frankfurt/Oder, wir wurden hier in einem großen Gefangenenerlager untergebracht. Das Lager bestand aus einem weitläufig umzäunten Gelände mit zwei oder drei Häusern, in denen die russische Verwaltung und Bewachung untergebracht waren, und einer Vielzahl barackenartiger Unterkünfte für die Gefangenen. Auch hier gab es in den Baracken keine Waschmöglichkeiten, aber es gab zentrale Einrichtungen, die aus einer Wasserleitung mit mehreren Wasserhähnen bestand. Hier konnte man sich notdürftig waschen. Für die Verrichtung der Notdurft gab es wieder Latrinen, die von Bretterwänden umgeben waren.

Die Verpflegung war wie in Dresden, jedoch etwas besser. Das Lager bestand aus mehreren Bereichen, von denen ein Bereich nochmals durch hohe Stacheldrahtzäune vom übrigen Lager getrennt wurde. Man erzählte, dass dort Angehörige der SS und hochrangige Mitglieder der NSDAP untergebracht wären.

Wieder fand eine Untersuchung statt und ich wurde wieder mit 3b eingestuft, was darauf schließen ließ, dass die Einstufung nicht willkürlich erfolgte, sondern einem bestimmten System folgte. Mit einem Schein dieser Gesundheitseinstufung in den Stufen 3 und 4 sollte man sich nun in der russischen Verwaltung einen Entlassungsschein abholen können. Allerdings standen vor dem Gebäude riesige Warteschlangen, man musste sich den ganzen Tag anstellen und, um seinen Platz nicht zu verlieren, möglicherweise über Nacht stehen bleiben. Ich war natürlich ein ganz schlaues Bürschchen und dachte mir, ich warte einfach ein zwei, drei Tage, dann stünde da bestimmt keiner mehr und ich bekäme in kürzester Zeit meinen Entlassungsschein. Auch das war ein Fehler und der zweite und entscheidende Schritt nach Russland. Am nächsten Morgen musste ich mit anderen Gefangenen zum Arbeitseinsatz an den Bahnhof, wir mussten Munition aus russischen Zügen umladen, womit mein schöner Plan mit der späteren Abholung des Entlassungsscheines hinfällig war. Ob allerdings alle dort anstehenden Gefangenen wirklich einen Entlassungsschein erhalten hatten, habe ich nie erfahren.

Eines Tages war unsere Baracke von russischen Posten umstellt, wir sollten unsere Sachen holen und wieder draußen antreten. Mir war das nicht geheuer und ich versuchte über die Latrine in einen anderen Teil des Lagers zu entkommen, wurde aber ziemlich unsanft zurückgestoßen. Wir mussten uns anstellen und kamen schließlich an einen Tisch, an dem ein paar russische Offiziere saßen. Dort wurden unsere Personalien - Name, Vorname, Vorname des Vaters, Geburtsjahr und Wohnort - aufgenommen und russisch in Listen eingetragen, nach der medizinischen Einstufung fragte hier niemand mehr. Dann wurden wir in einen gesonderten Teil des Lagers eingewiesen, der durch einen hohen Zaun vom normalen Lager abgegrenzt war.

Am nächsten Morgen mussten wir antreten und wurden zu einem großen Platz gebracht, der zwar außerhalb des Lagers lag, aber mit Stacheldraht eingezäunt war. Wir warteten zunächst, denn auf dem Platz standen Gefangene, die von russischen Soldaten kontrolliert wurden.

Wir bezeichneten diese Kontrollen, die wir schon mehrmals erlebt hatten, als "filzen". Man musste sein Gepäck und sämtliche Taschen entleeren und sein gesamtes Hab und Gut ausbreiten. Der Kontrolleur machte dann eine Leibesvisitation und eine Kontrolle des leeren Rucksacks. Dann wurden die ausgebreiteten Sachen kontrolliert. Jetzt kam es auf den kontrollierenden Russen an, was man behalten durfte. Messer, Gabeln, spitze Gegenstände und Bücher oder Uhren hatten wir schon lange nicht mehr. Eigentlich bestand der Inhalt meines Rucksacks nur noch aus Kochgeschirr und Löffel sowie einem Paar relativ sauberer Fußlappen. Wir sahen also, wie die anderen "gefilzt" wurden, und es verbreitete sich sehr schnell das Gerücht, dass diese Gefangenen nach Hause entlassen wurden.

Die gerade durchsuchten Gefangenen wurden mit Posten aus dem Gelände geführt und sofort keimte in mir der Verdacht, dass sie sicher nicht nach Hause kommen. Jetzt waren wir an der Reihe zur "Filzung". Ich hatte nichts, was man mir wegnehmen konnte. Ein Wunder war allerdings, dass das Eiserne Kreuz 2. Klasse, welches sich in meiner linken Brusttasche befand, bisher und auch hier jede Durchsuchung überstanden hatte. Ich hatte es vollständig vergessen und der Russe vermutete in dieser Tasche wahrscheinlich nichts. Meinem Nachbarn wurden zum Beispiel eine Reihe Bilder von seiner Familie weggenommen, seine Beschwerde darüber wurde mit einem kräftigen Schlag beantwortet. Nach der Filzung marschierten wir zum Güterbahnhof, dort stand ein langer Zug mit geschlossenen Güterwagen bereit. Eine Reihe dieser Waggons waren bereits mit Gefangenen besetzt. Wir wurden den Waggons zugeteilt, die mit 48 Mann belegt wurden. Die großen Waggons wurden mit 90 Mann belegt, wir kletterten in den Waggon, und krachend schloss sich die Schiebetür hinter uns. Wir hörten noch, wie der Sicherungsriegel geschlossen wurde.

Nun konnten wir das Innere des Wagens inspizieren, der für die nächste Zeit unser Heim sein sollte, und uns dort einrichten. Rechts und links der Schiebetüren waren an den Stirnseiten des Waggons in einer Höhe von etwa anderthalb Metern Liegeflächen in der Art eines Regals aufgebaut, so dass sich insgesamt vier Liegeflächen ergaben. Allerdings hatten offensichtlich die Bretter nicht ausgereicht, so dass zwischen jedem Brett eine etwa fünf bis zehn Zentimeter breite Lücke war. Wir mussten uns so verteilen, dass jeweils vierundzwanzig Mann auf der rechten und linken Seite Platz fanden, je zwölf oben und unten. Ich konnte mir einen Platz oben in der Nähe des kleinen Fensters erkämpfen, das von außen mit Stacheldraht vergittert war. Ich hatte noch einen Mantel, in den ich mich nachts einwickeln konnte. Wir legten uns so hin, dass jeweils sechs Mann mit dem Kopf in Richtung einer Waggonwand lagen. Mit den Beinen mussten wir dann sehen, wie wir zurecht kamen. Schwierig war es, wenn nachts jemand runter wollte. Die Tür auf der anderen Seite war arretiert, ließ aber einen vielleicht zwanzig Zentimeter breiten Spalt offen. Dort war ein vier-eckiger Kasten mit einer nach außen führenden, schräg abfallenden Rinne aus Brettern angebracht, diese Vorrichtung war das Klosett. Zum Pinkeln war es ja geeignet, aber der Kot lief schlecht nach außen ab. Das sollte sich aber bald ändern, denn die meisten von uns bekamen schon nach ein, zwei Tagen Durchfall.

Später stellten wir noch ein Problem mit dieser Vorrichtung fest - während der Fahrt drückte der Fahrtwind dem Urin als feinen Sprühregen in den Waggon zurück und schon nach kurzer Zeit breitete sich im Waggon ein übler Gestank aus.

Doch zunächst wurde, als wir alle Platz gefunden hatten, die Tür wieder geöffnet und zwei Posten befahlen uns, draußen anzutreten. Wir gingen zum Ende des Zuges, dort standen drei LKW und wir mussten aus ihnen verschiedene Lebensmittel in einen Waggon bringen. Es waren Kartoffeln, Hafer, Graupen und Zucker in Säcken und Brot in Form von Brotscheiben, die nochmals gebacken waren, in Kartons - das war unsere Verpflegung auf der Fahrt ins Ungewisse. Wir sahen nun, dass an unseren Zug auch große, vierachsige, stahlverkleidete Waggon angekoppelt waren, während die Wände unserer kleinen Waggon aus Holz bestanden. In diesen großen Waggon waren etwa 90 Gefangene untergebracht, überwiegend Angehörige der Waffen-SS, wie ich später erfuhr. Als wir den Waggon mit den Lebensmitteln beladen hatten und wir wieder in unserem Waggon sicher untergebracht waren, dauerte es noch ungefähr zwei Stunden, dann ging die Fahrt los.

Auf der Oderbrücke, also der polnischen Grenze, blieb der Zug lange Zeit stehen. Sofort begannen im Waggon die Diskussionen. "*Wir fahren nicht nach Russland, der Zug fährt sicher zurück.*" Das waren die Optimisten. Die Schwarzseher behaupteten schon die ganze Zeit, dass wir nach Sibirien gebracht würden und nie mehr nach Hause kämen. So gab es auch in der Folgezeit bei jedem Aufenthalt heftige Streitgespräche. Es war schon dunkel, als sich der Zug in Bewegung setzte. Wir versuchten, auf den Brettern der Gestelle oder auf dem Boden des Waggon Ruhe zu finden, aber das Rattern der Räder und das Ruckeln und Schaukeln der kaum gefederten Waggon ließ mich nur wenig schlafen.

Wir fuhren durch Polen, als der Morgen graute und der Tag begann, wurde unser Zug, sobald er durch Bahnhöfe, Städte und Dörfer fuhr, oft mit Steinen beworfen und wir wurden als Verbrecher, Nazis und Schweine beschimpft. Diese Beschimpfungen und die Wut der Polen habe ich seinerzeit nicht verstanden, damals hatten die meisten von uns, die wir erst gegen Ende des Krieges zum Kriegsdienst eingezogen wurden und das Reichsgebiet im Einsatz gar nicht mehr verließen, keine Vorstellung von den Gräueltaten, die SS, Einsatzgruppen und Wehrmacht in Polen und der Sowjetunion angerichtet hatten. Ähnliches galt für die Konzentrationslager, es hatte zwar in Deutschland während des Krieges Gerüchte gegeben, aber das, was in diesen Gerüchten erzählt wurde, war zu grauenhaft, um uns glaubwürdig zu erscheinen.

Wie ich eingangs erwähnte, schrieben wir in der Familie die Vermutungen meiner Mutter, mein Bruder Willi wäre vorsätzlich getötet worden, ihrem Schmerz um den Verlust ihres erstgeborenen Sohnes zu und glaubten nicht, dass so etwas von der Regierung geduldet würde. Die Propaganda der Nazis erwähnte zwar das Bestehen von sogenannten "Arbeitslagern" für angebliche Kriminelle und Verbrecher und wir glaubten, dass sie dort zur Arbeit erzogen würden.

Wir wussten nicht, dass dort Juden, Kommunisten und Zeugen Jehovas, Homosexuelle und angeblich "Asoziale" wie die "Edelweißpiraten" eingesperrt wurden - geschweige denn, dass wir von den Vernichtungslagern wussten. Sie alle wurden nur als Verbrecher und Staatsfeinde bezeichnet. Ich sah viermal etwas, das für mich unverständlich war und mir Angst machte - die Verwüstungen der Novemberpogrome 1938 in Bitterfeld, der Blick in das Getto in Halle, der Anblick kahlgeschorener Frauen und Männer, die unter starker Bewachung im Bahnhof in Halle in einen Zug verladen wurden. Schließlich sah ich 1945 auf der Fahrt von Regensburg nach Prag im Vorbeifahren eine Gruppe stark bewachter Gefangener neben den Gleisen laufen. Ich wunderte mich damals, warum diese Menschen von SS-Angehörigen bewacht wurden und fragte mich, was diese Leute wohl verbrochen haben konnten. Erst viel später ist mir klar geworden, dass es KZ-Häftlinge gewesen sein müssen.

Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, wie lange diese Fahrt durch Polen von Frankfurt nach Brest ging, drei oder vier Tage vielleicht. Die Zeit verging langsam, zweimal mussten wir waggonweise mit allen Sachen heraustreten und wurde gefilzt. Die Posten versuchten noch etwas zu finden, was sie gebrauchen konnten. Sie hatten auch Glück, trotz mehrfacher Filzerei vorher fanden sie noch zwei oder drei Armbanduhr. Etwas ist mir im Nachhinein noch rätselhaft - ich hatte immer noch das Eiserne Kreuz 2. Klasse in meiner linken Brusttasche, das hatten sie nicht gefunden, erst später in einem Lager sah es ein Posten, nahm es mir aber nicht weg. Zweimal am Tag mussten wir unter Bewachung Essen verteilen. Unser Waggon war direkt hinter dem Küchenwaggon. Mittags gab es meist etwas Brei und abends Suppe und Brot. Wir zogen unter Bewachung von Waggon zu Waggon, einer der Posten öffnete die Tür einen Spalt, und wir gaben jeweils eine Kelle in die Kochgeschirre. Die Posten gaben sehr genau Acht, dass keiner zweimal Essen empfangen konnte. Wir hatten den Vorteil, dass wir etwas mehr als die Anderen bekamen und ab und zu gab es auch Zigaretten oder Tabak. Wir erreichten Brest, die Grenzstadt zwischen Polen und Belarus. Auf einem großen Güterbahnhof blieben wir zwei oder drei Tage stehen. Hier hatte ich das erste Mal seit Beginn meiner Gefangenschaft die Möglichkeit, mich einigermaßen zu waschen, zwar mit weniger Wasser als gewohnt, aber immerhin wurde ich sauber. Gleichzeitig wurden wir entlaust. Ich hatte zwar keine Läuse und bisher auch noch nie gehabt, aber sicher gab es eine Reihe Gefangener, die Läuse hatten und wahrscheinlich sollten sich die deutschen Läuse nicht mit den russischen kreuzen, die wir später oft bekommen sollten. Zumindest wir in unserem Waggon hatten hier in Brest öfter Gelegenheit im Freien zu sein, das war ein großer Vorzug gegenüber den anderen Gefangenen.

Die Waggon wurden auf die breitere, russische Spur umgesetzt und weiter ging die Fahrt ins Ungewisse. Die Stimmung erreichte einen Tiefpunkt. Einige versuchten nach dem Stand der Sonne die Fahrtrichtung abzuschätzen. Das war etwas unsinnig, weil ja keiner eine Uhr hatte, die zur Bestimmung der Himmelsrichtung mit Hilfe der Sonne erforderlich ist und weil sich die Richtung ja öfter änderte.

Das Ergebnis solcher Versuche waren Streitigkeiten. Die Fahrt ging etwa zwei Tage mit vielen Unterbrechungen. Plötzlich in einer Nacht hatten wir den Eindruck, dass die Fahrt zurückging. Wir hörten einen Posten rufen:

*"Kamerad, Stalin skasat boennoplennie domoi."*, was heißen sollte: *"Stalin sagt, die Kriegsgefangenen kommen noch Hause."*

Sofort war wieder Stimmung im Waggon. Ich konnte mir nicht denken, dass man uns erst tagelang durch Polen und Russland fährt, um uns dann zu sagen, dass wir nach Hause kommen. Die Freude hielt auch nicht lange an, dann bemerkten wir, dass die Fahrt wieder nach Osten und nicht mehr in Richtung Westen ging. Wir merkten das daran, dass die Sonne entgegengesetzt zur Fahrtrichtung unterging. Langsam näherte sich die Stimmung wieder einem Tief und die Gespräche gingen wieder in Richtung Sibirien, wo wir, wie einige meinten, hinkommen würden. Eigentlich waren diese Streitereien völlig unnütz, denn alles war reine Spekulation. Wir fuhren wieder mehrere Tage, allmählich ging das Zeitgefühl wieder verloren und keiner von uns konnte sagen, wie viele Tage wir bereits unterwegs waren.

Plötzlich in der Nacht, es muss bereits Mitte September gewesen sein, hielt der Zug, die Posten öffneten alle Türen und brüllten:

*"Naruschu bistrje! Natschiat dawaj, dawej!"*

Also raus, schnell. Antreten schnell, schnell! Wir fielen mehr als wir liefen einen Bahndamm hinab auf einen unbefestigten Fahrweg, der ziemlich schlammig und voller Pfützen war. Unten traten wir an, und jetzt begann Zählung - zwei-, drei-, viermal oder noch öfter. Es war immer noch Nacht, als wir uns in Bewegung setzten. Nach einer knappen Stunde, es war noch dunkel, standen wir vor einem Tor. Es war ein großes, mit Stacheldraht umzäuntes Gelände. Jetzt erfolgte die Übergabe an die Posten des Lagers. Also wieder mehrfaches Zählen, bis sich die Russen geeinigt hatten. Dann kamen wir in das Lager und konnten in einer Baracke schlafen.

Als es hell wurde sahen wir, dass wir in einem großen Lager angekommen waren. Aber es war nur ein Teil unseres Transportes. Offensichtlich waren nur ein Teil der Waggons entladen worden, der Rest ist wahrscheinlich weitergefahren. Hier begann ein "geregelter" Tagesablauf. Früh gab es eine dünne Suppe, mittags gab es wieder eine dünne Suppe, dazu zwei Esslöffel Brei, Hafer-, Kartoffel- oder Hirsebrei, er wurde als "Kascha" bezeichnet, abends gab es 400 Gramm Brot und einen gestrichenen Löffel Zucker. Diese Verpflegung, also zweimal Suppe, Brei, Brot und Zucker sollte für die nächsten vier Jahre das Standardessen sein. Manchmal mehr, oft weniger, meist schlecht, manchmal besser. In diesem Lager blieb ich bis gegen Ende September, dann kam ich zu einem Kommando, welches zu einem Staatsgut, einem sogenannten "Sowchos" geschickt wurde. Wir kamen dort Ende September oder Anfang Oktober an. Es war ein kleineres Lager, wir waren insgesamt etwa 40 bis 60 Gefangene. Das Lager bestand aus einem, mit einem hohen Stacheldrahtzaun umgebenen, Gelände. Vom Tor aus gesehen stand direkt neben dem Tor das kleine Wachgebäude.

Im Lager an der linken Seite, in der Nähe des Zaunes, war die nach außen mit Brettern verschlossene Latrine, zum Lager war sie offen. Sie bestand wie üblich aus einer Grube mit einem Balken in Sitzhöhe darüber. Gegenüber dem Tor, hinter dem Appellplatz, stand ein größeres Gebäude, es war teils gemauert, teils aus Holz. Durch eine Tür, die in einen Gang führte, kam man in das Haus. An der linken Seite war ein größerer Raum, etwa zehn mal zehn Meter, in dem wir zum Schlafen untergebracht waren. An der linken Wandseite und an der Stirnseite waren durchgehende, doppelstöckige Pritschen aufgestellt mit etwa zwei Meter Tiefe. Vor dem Pritschenblock an der Stirnseite befand sich noch ein Block von etwa sechs Meter Länge. Er schloss rechts an die rechte Wand des Raumes an. Wir hatten jeder einen Schlafplatz von etwa 80 bis 90 Zentimeter Breite, wir mussten uns einen Strohsack als Matratze stopfen, dann erhielten wir noch eine Decke, außerdem hatte ich noch meinen Armeemantel.

In der rechten Ecke unseres Schlafsaales stand ein hoher, gemauerter Ofen, eine Art Kachelofen, den wir im Winter heizen konnten. An der rechten Seite des Einganges war ein abgetrennter Raum, etwa vier mal vier Meter, es war der Raum des deutschen Lagerkommandanten und des Antifa.<sup>16</sup> Ein zu unserem Raum offener, schmaler Raum, etwa zwei mal fünf Meter groß, diente als Waschraum. In diesem Raum war an der rechten Wandseite eine etwa fünf Meter lange muldenartige Rinne, die einer großen Dachrinne ähnelte, in einer Höhe von etwa anderthalb Meter angebracht. In dieser Mulde waren in Abständen von dreißig Zentimeter Löcher mit Verschlussbolzen angebracht. Zum Waschen wurde Wasser in die Mulde gefüllt, man musste nun mit der Hand den Verschlussbolzen nach oben drücken, dann kam etwas Wasser heraus. Wenn man die Hand wegnahm, war der Ausfluss wieder verschlossen. Damit war eine richtige Körperpflege natürlich nicht möglich. Eine gleichartige Vorrichtung der Wasserentnahme zum Waschen der Hände habe ich später in den russischen Flugzeugen und Zügen kennengelernt.

Die hygienischen Bedingungen und Möglichkeiten der Körperpflege waren in allen Lagern während der gesamten vier Jahre meiner Gefangenschaft mehr oder weniger schlecht. An solchen Luxus wie Zähneputzen war überhaupt nicht zu denken, es gab weder Zahnbürsten noch Zahnputzmittel. Eine zahnärztliche Behandlung war erst im Lager in Kolumna 1948/49 möglich, die Haare wurden in regelmäßigen Abständen kahlgeschoren. In diesem Lager in der Nähe von Rjasan<sup>17</sup> hatte ich zweimal die Möglichkeit, in die Sauna zu gehen und mich gründlich zu reinigen, allerdings ohne Seife. Neben dem Waschraum lag ein etwa vier mal fünf Meter großer, abgeschlossener Raum, der eine Tür zu unserem Schlafsaal hatte. Es war der Saniraum, in dem bis zu acht Kranke untergebracht werden konnten. Vom Eingangstor des Lagers aus gesehen an der rechten Seite des Gebäudes schloss sich ein kleiner Flachbau an, das war die Küche. An der linken Seite ging eine Treppe auf das Dachgeschoss, dort befanden sich ein größerer Vorraum und eine Kammer, in der kleine und behelfsmäßige Reparaturen an Kleidung und Schuhen von einem Gefangenen durchgeführt werden konnten.

Der Sowchos war eine Obstplantage. Ich habe dort drei große Plantagen gesehen, die hintereinander lagen und von einem dicht mit Bäumen und Sträuchern bepflanzten Streifen als Windschutz umschlossen wurden. In der Mitte ging ein breiter Fahrweg durch die drei Plantagen. Jeweils links und rechts von dem Weg standen zehn Reihen Apfelbäume mit je etwa zwanzig Bäumen in einem Abstand von etwa fünf Meter von Baum zu Baum. Jede Baumreihe war etwa fünf Meter breit, der Boden war mit Gras bewachsen, jedoch war jeder Baum von einem bearbeiteten Rondell von zweieinhalb Meter Durchmesser umschlossen, der sogenannten Baumscheibe. Zwischen den Baumreihen war jeweils ein acht bis zehn Meter breites Feld. Ein Teil dieser Felder war noch mit Kartoffeln bestellt. Obst war nicht mehr vorhanden, ich habe weder auf den Bäumen noch irgendwo anders je einen Apfel gesehen. Ein Teil der Felder war abgeerntet, es lagen große Haufen Erbsen- und Linsenstroh dort. Wir haben ein paar Tage beim Dreschen geholfen. Die Obstbäume waren etwa zwischen zehn und fünfzehn Jahren alt und machten einen überraschend gepflegten Eindruck. Die ältesten Bäume standen im ersten, die jüngsten im dritten Feld, außerdem war noch ein großer Garten mit ganz jungen Bäumen vorhanden, er machte den Eindruck einer Baumschule. Der Sowchos hatte noch große Felder mit Getreide, ebenfalls schon abgeerntet, ein großes Feld mit Sonnenblumen, die mehr als mannshoch waren und einen großen Gemüsegarten, der zum größten Teil mit Weißkraut, aber auch mit Möhren und Kräutern bestellt war.

Verstreut standen Wohnhäuser, alles Blockhäuser, an zentraler Stelle, nicht weit vom Lager entfernt, standen die Bäckerei, das Verwaltungsgebäude und das Bad mit Sauna, welches von den Russen als Banja bezeichnet wurde. Es gab auch noch Viehställe und Lager-schuppen. Unsere Arbeit begann mit Erntearbeiten im Gemüsegarten, Hilfsarbeiten beim Dreschen von Linsen und Erbsen und dem Bearbeiten der Baumscheiben. Dann begann die Kartoffelernte. Wir mussten immer zu zweit eine Reihe bearbeiten, sie hatte eine Länge von ungefähr 100 Metern. Wir erhielten einen primitiven Spaten und einen Korb. Einer grub die Pflanze aus, der andere sammelte die Kartoffeln ein. Bewacht wurden wir von einem ganz jungen Wachposten, sein Gewehr war so groß wie er selbst. Er lief immer von einem Ende zum anderen und zählte uns, meistens stimmte die Anzahl nicht, und jedes Mal kam er zu mir, weil ich die äußerste Reihe hatte, und sagte:

*"Kamerad, wo Kamerad?"*

Ich wusste das natürlich nicht, meist hatte er sich auch verzählt. Ich sagte immer:

*"Ich weiß es nicht."*

Mit der Zeit wurde mir das aber zu viel, und ich antwortete:

*"Ich weiß es doch auch nicht, lass mich doch in Ruhe."*

Das hatte aber keine Wirkung und einmal rief ich verzweifelt:

*"Ich weiß es doch wirklich nicht, lass mich doch endlich in Ruhe, du Idiot."*

Er fing sofort an mich laut zu beschimpfen und mit dem Gewehr herumzufuchteln, erst verstand ich nicht warum, aber dann fiel mir ein, das dieses Wort im Russischen ebenso so hieß und die gleiche Bedeutung hatte. Aber danach hatte ich wirklich meine Ruhe.

Die Kartoffelernte ging den Russen zu langsam, am dritten Tag kamen russische Frauen dazu. Zu jedem Deutschen eine Russin. Sie nahm den Spaten, riss aber den Kartoffelstrauch mit den Händen heraus, ich musste die drei oder vier Kartoffeln am Strauch einsammeln, dann grub sie zwischen den Kartoffelstauden ein Loch. Das ging nun alles sehr schnell, jedoch mit dem Ergebnis, dass viel weniger Kartoffeln geerntet wurden. Die eingesammelten Kartoffeln wurden am Wegrand auf Haufen geschüttet, der größte Teil von ihnen lag im nächsten Jahr im Frühjahr noch dort, selbstverständlich völlig unbrauchbar. Während der Kartoffelernte versuchten wir, abends ein oder zwei Kartoffeln mit in das Lager zu nehmen. In die heiße dünne Suppe gerieben ergab das einen dicken Brei, schmeckte aber nach rohen Kartoffeln. Wir wurden deshalb am Lagertor immer gefilzt. Einige beherrschten das Verstecken so perfekt, dass sie nie erwischt wurden. Sie machten das ganz einfach. Sie nahmen zwei, nicht allzu große Kartoffeln und hielten je eine in der Hand so, dass sie vom Handrücken verdeckt und nur nach einer Seite sichtbar war. Kam der Posten von vorn, waren der Handrücken nach vorn und die Kartoffel von hinten sichtbar. Ging der Posten nach hinten, wurde die Hand blitzschnell umgedreht und der Handrücken zeigte nach hinten.

Bei einer solchen Kontrolle griff der Posten auch in meine linke Brusttasche, dort fand er das Eiserne Kreuz 2. Klasse, was an einem langen schwarz-weiß-rotem Band hing. Das Band war ziemlich lang, normalerweise trug man nur ein Stück Band im Knopfloch. Er steckte es wortlos zurück. Mir war aber nicht ganz wohl in meiner Haut. Als wir im Lager waren habe ich es schnell in die Latrine geworfen. Das war wahrscheinlich mein Glück, an diesem Abend wurden wir und all unsere Sachen im Raum gründlich durchsucht. Einer fragte den deutschen Lagerkommandanten, was die Russen noch finden wollten, wir seien doch schon ein paar dutzend Mal gefilzt worden. Er sagte:

*"Da soll noch jemand dabei sein, der ein Ritterkreuz versteckt hat."*

Also hatte mich meine Vorahnung nicht getäuscht. Nach zwei Stunden war die Filzung vorbei.

Anfang November begann es kalt zu werden. Ich besaß noch meine Bergschuhe, die ich auf dem Weg von Regensburg nach Prag in einer Kaserne erhalten hatte. Sie waren innen mit weichem Leder gepolstert, das war bequem und hielt warm. Jetzt war ich froh, dass ich diese Schuhe noch besaß. Im Sommer waren sie mir immer etwas schwer gewesen. Die Erntearbeiten waren zu Ende. Jetzt mussten wir die Stämme der Obstbäume einbinden. Vor dem Obstgarten war ein Feld mit Sträuchern angelegt. Es waren schnell wachsende, rohrartige Pflanzen, etwa 80 Zentimeter hoch. Wir mussten sie abbrechen und dann als Schutz dicht um die Stämme der Obstbäume binden. Sie sollten die Bäume im Winter vor dem Fraß durch Hasen und Mäuse schützen. Diese Arbeit ging bis Mitte Dezember, es lag bereits hoher Schnee. Die nächste Beschäftigung für uns war, unter den Obstbäumen den Schnee fest treten. Dazu ging jeder an einen Baum und trat von innen beginnend den Schnee auf einer kreisförmigen Fläche von zweieinhalb Meter Durchmesser fest. Diese Arbeit wurde vorwiegend dann gemacht, wenn der Schnee feucht war.



Wir fanden diese Arbeit damals unsinnig, machten uns oft darüber lustig oder verfluchten sie. Aber es hatte schon seine Berechtigung, den erstens kamen die Mäuse nicht von unten durch den festgefrorenen Schnee und zweitens taute der feste Schnee im Frühjahr nicht so schnell auf und die Bäume hatten länger Wasser. Wenn kein neuer Schnee gefallen war, mussten wir in breiter Reihe durch die Obstgärten laufen und dabei laut rufen, dadurch sollten die Hasen oder anderes Wild vertrieben werden. Ich habe jedoch nie einen Hasen oder anderes Wild gesehen.

Im Januar kamen etwa zehn Gefangene aus einem Waldlager zu uns. Sie machten einen sehr verwahrlosten Eindruck und waren in einem schlechten körperlichen Zustand. Sie erzählten grausige Dinge über das Lager im Wald. Vor allem über den deutschen Lagerkommandanten, einen ehemaligen Oberfeldwebel, der seine eigenen Landsleute schlimm behandelte und quälte. Sie erzählten von einem Karzer, also einem Arrestraum, der aus einem etwa drei Meter tiefen Erdloch im Freien bestand, welches gitterartig mit Baumstämmen bedeckt war. Dort wurden bei geringen Vergehen die Gefangenen über Nacht oder länger eingesperrt, und das im tiefsten Winter. Die Gefangenen waren völlig verlaust, schmutzig und hatten überhaupt keine warme Kleidung. Sie kamen alle in zerrissenen Sommeruniformen. Zum Ungeziefer ist zu anmerken, dass auch wir Läuse hatten, dazu gab es Wanzen und Flöhe.

Einige Bemerkungen zur Kleidung - sie bestand aus dem, was wir mitgebracht hatten und wurde notdürftig repariert. Wenn es unbedingt erforderlich war, das heißt, wenn sie wirklich völlig unbrauchbar war, wurde sie ausgetauscht. In den späteren Jahren erhielten wir im Winter zusätzlich Wattejacken, Wattehosen, Wintermützen und Filzstiefel, allerdings nur diejenigen, die im Freien arbeiten mussten. Als Unterwäsche hatten wir lange Unterhosen und Unterhemden, die an Bauch und Hals durch Bändchen verschlossen worden. Wir bekamen in diesem Lager etwa alle acht Wochen frische Unterwäsche und Lappen für die Füße. Später in anderen Lagern war es teilweise besser. Das Essen bestand in diesem Lager aus Suppe am Morgen, Suppe und Brei (Kascha) zu Mittag und 400 Gramm Brot. Wenn die Arbeitsnorm erfüllt wurde, waren es 600 Gramm Brot sowie etwas Zucker am Abend. Das klingt zunächst gut, aber in diesem Lager bestanden die Suppen im Wesentlichen aus heißem Wasser, man musste schon Glück haben, wenn etwas Kohl oder ein Stück Kartoffel drin war. Der Brei war meist aus ungeschältem Hafer, wie ihn die Pferde bekommen, es waren keine zwei Esslöffel und der Brei war ohne Salz zubereitet. Das Brot war sehr nass, neben Getreide waren auch Rübenschnitzel drin. Brot war in der Versorgung hier ein besonderes Problem., denn die Bäckerei konnte oft tagelang nicht backen. Dafür gab es viele Gründe wie kein Mehl, kein Holz oder etwas anderes fehlte. Dann gab es tagelang kein Stück Brot. Aber sobald die Bäckerei wieder lief, wurde das Brot schnell nachgeliefert. So hatten wir manchmal zwei und mehr Kilogramm Brot am Abend. Man musste versuchen, es vor dem Einschlafen zu essen, in der Nacht wurde es meist gestohlen oder von Mäusen, die in den Strohsäcken nisteten, gefressen. Nach so einer "Brotvöllerei" hatte man nachts oft Probleme und auf dem Donnerbalken war Hochbetrieb.

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an eines meiner solchen Durchfallprobleme. Ich musste mit dem russischen Proviantoffizier in einem Lager Verpflegung holen und wir fuhren mit dem Pferdeschlitten hin. Dort war eine junge, recht gut aussehende Russin, der Offizier und sie kannten sich offensichtlich. Sie verschwanden in einer Ecke und vergnügten sich auf einem Haufen Getreide. Ich belud den Schlitten mit unseren Lebensmitteln und weil die beiden noch nicht zurück waren und ich zufälligerweise neben einem Berg Linsen stand, machte ich mir die Taschen voll. Zum Schluss füllte ich noch einen meiner Fausthandschuhe und schon unterwegs kaute ich Linsen. Im Lager nahm ich mein Kochgeschirr, füllte es zur Hälfte mit Linsen und gab Wasser hinzu. Das ganze stellte ich in den geheizten Ofen. Schon nach kurzer Zeit war das Kochgeschirr voll, ich aß die Hälfte und gab wieder Wasser hinzu. Bald war das Kochgeschirr wieder voller halbgarer Linsen. Die Prozedur begann von vorn. Ich weiß nicht, wie oft ich Linsen essen und Wasser auffüllen musste, ich war auf jeden Fall vollgestopft mit halbgaren Linsen. In der Nacht erwachte ich mit heftigen Magenkrämpfen. Ich rannte, so schnell ich konnte, zur Latrine und dann schossen die halbverdauten Hülsenfrüchte hinten heraus. Ich musste noch mehrmals zur Latrine, um mich vollständig zu entleeren. Diese Nacht blieb mir eine Weile in Erinnerung, aber ich war einmal richtig satt.

Bei der nächsten Fahrt zur Verpflegungsbesorgung nahm mir vor, dieses Mal Weizen zu nehmen. Weizen konnte man rösten und dann schmeckte er sehr gut. Ich wunderte mich, dass ich eine Brechstange und mehrere Säcke mitnehmen sollte. Wir fuhren mit dem Pferdeschlitten in eine andere Richtung und kamen bei ein paar Häusern an. Wir hielten vor einem kleinen Blockhaus, bei dem ab etwa einem Meter Höhe die Stämme aus den Wänden fehlten. Dort lagerten Kartoffeln, die aber durch die Kälte zu einem großen Block zusammengefroren waren. Der Russe sagte mir, ich solle die Säcke füllen und verschwand. Jetzt wusste ich, wofür die Brechstange war. Ich brach nun mühsam kleine Kartoffelblöcke ab und füllte die Säcke. Ich wartete, der Russe kam nicht. Ich hatte schon die ganze Zeit gesehen, wie mich eine ältere Frau vom gegenüber stehenden Haus durch ein Fenster beobachtete. Sie gab mir ein Zeichen, zu ihr zu kommen. Ich ging hin, sie öffnete die Tür und ich ging in die Stube. Sie gab mir ein Stück Brot und zwei sauer eingelegte, grüne Tomaten. Als sie den russischen Offizier kommen sah, gab sie mir ein Zeichen, wieder hinauszugehen. Die gefrorenen Kartoffeln haben wir gleich zum Auftauen in die Banja gebracht. Sie sorgten dann tagelang für eine leicht süßliche "Morgensuppe."

Eines Tages ging ich in die Schneiderstube. Ich wollte mir einen Knopf annähen oder etwas ausbessern lassen, ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern. Als ich die Treppe hochging und den Raum vor der Schneiderstube betrat, lagen da zwei Leichen. Es waren Gefangene, die ein paar Tage vorher gestorben waren. Die Toten lagen immer dort oben, bis das Grab fertig war. Es war ja harter Winter und der Boden tief gefroren und das Ausheben eines Grabes dauerte ein paar Tage. Ich habe einmal mit ein Grab ausheben müssen, wir hatten nur eine Brechstange und einen Spaten.

Obgleich wir den ganzen Tag daran gearbeitet hatten, waren wir nur zehn bis fünfzehn Zentimeter in den tief gefrorenen Lehm Boden gekommen. Ich weiß nicht, wie tief die Gräber ausgehoben wurden, ich fürchte aber, nicht tiefer als achtzig Zentimeter.

In unserem Lager starben in der Zeit, als ich dort war, also von Ende September 1945 bis März 1946, etwa zehn Gefangene. Obgleich wir alle in einem Raum lagen, sah ich davon nur einmal etwas. Als wir draußen antreten sollten, blieb einer auf seinem Strohsack liegen, als ob er weiterschliefe.

*"Eh, aufstehen!"* rief einer und schubste ihn.

Der Mann rührte sich nicht, er wurde nochmals geschüttelt, aber er nahm scheinbar keine Notiz davon. Dann merkten wir, dass er bereits kalt war, er war in der Nacht gestorben. Oft sah man schon im Voraus, wenn es bei einem dem Ende zu ging. Es waren meist die schon älteren Männer über 40. Sie hatten schon längere Zeit keinen Lebensmut mehr, sie tauschten ihr Brot bei den Nichtraucher gegen Tabak und Zigaretten. Es gab für eine 600 Gramm-Brotration drei Zigaretten oder die entsprechende Menge Tabak. Wir erhielten als ehemalige Soldaten pro Tag drei Zigaretten oder drei Gramm Tabak, die Offiziere erhielten zehn Zigaretten.

Das Thema Sterben und nach Hause kommen war oft Gesprächsstoff.

*"Die lassen uns hier verrecken, nach Hause kommen wir nie"*, sagten die meisten.

Ich war eigentlich immer der Meinung, dass wir eines Tages wieder nach Hause kommen würden. *"Unsere einzige Aufgabe hier ist es, das zu überstehen und einigermaßen gesund zu bleiben. Dann werden wir auch irgendwann unsere Familien wiedersehen."* Diesen Standpunkt vertrat ich immer und ich handelte danach. Während der fast vier Jahre der Gefangenschaft habe ich nicht ein einziges Mal mein Brot gegen Zigaretten getauscht. Gegen Ende Dezember, ich glaube es war vor Weihnachten, konnten wir unsere erste Karte nach Hause schreiben. Nur jeder vierte von uns bekam eine Karte, ich war glücklicherweise dabei. Der Bleistift zum Schreiben wurde herumgereicht. Was sollten wir schreiben? Ich glaube ich schrieb damals nur: *"Liebe Eltern, macht Euch keine Sorgen um mich, mir geht es hier recht gut. Viele liebe Grüße Rudi."*

Ich hasste das morgendliche Antreten bei fünfzehn Grad Kälte und das Warten auf die Abkommandierung zur Arbeit. Am Schlimmsten war es, wenn bei diesen Temperaturen noch Schneesturm war. Auch wenn es nicht schneite, blies der heftige Wind die Eiskörner vom Boden hoch. Die stachen wie Stecknadeln im Gesicht, man musste die Augen zukneifen und konnte so gut wie nichts sehen. An einem solchen Tag im Januar, es war wieder heftiger Wind und bei Temperaturen zwischen Minus fünfzehn bis zwanzig Grad, kippte ich auf dem Appellplatz einfach um. Ich kann wirklich nicht sagen, ob ich ohnmächtig wurde, ob es Schwäche war oder ob ich mich einfach fallen ließ, weil ich die Schnauze voll hatte. Man brachte mich in das Krankenrevier, aber am nächsten Tag wurde ich wieder entlassen. Das morgendliche Antreten zur Arbeit im Obstgarten begann von neuem. Als wir abends in das Lager kamen machte ich folgendes: Ich stellte mich mit dem Rücken zum Ofen und hielt ein Tuch an den Ofen, bis es heiß war.

Dann steckte ich es eine Zeit lang in die linke Achselhöhle, nahm es wieder heraus, und ging in die Krankenstube zum Fieber messen. Ich hatte natürlich eine recht hohe Temperatur über 39 Grad. Wieder blieb ich in der Krankenstube, dort konnte ich aber nichts manipulieren und war fieberfrei. Also wieder zur Arbeit. Ich wiederholte das Spiel. Ich tat dies damals einfach um zu überleben, ich war wirklich mager und schwach geworden. Ich wusste zwar nicht, ob und wenn ja, was ich damit erreichen könnte, aber das war mir zunächst egal. Hauptsache, ich musste ein oder zwei Tage nicht in die verfluchte Kälte. Nach dem dritten Mal wurde ich zum Sonderkommando "Getreidespeicher Bahnhof" abkommandiert.

Das Bahnhofskommando war ein größeres Kommando mit etwa fünfundzwanzig Gefangenen, vier von uns gingen zum Getreidespeicher, der Rest verrichtete innerhalb des Bahnhofgeländes andere Arbeiten. Wir vier wurden vom "Natschalnik", was Vorgesetzter, Leiter oder auch Vorarbeiter bedeutet, des Getreidelagers abgeholt und zunächst zu seiner Wohnung gebracht. Dort setzten wir uns an den Tisch und erhielten Brot und Tee als Frühstück. Seine Frau bediente uns, es war eine freundliche, etwa vierzig Jahre alte Frau. Er war etwa fünfundvierzig und ebenfalls freundlich, ich kann mich nicht erinnern, von ihm oder ihr schlecht oder auch nur herablassend behandelt worden zu sein. Eigentlich ging mit uns um wie mit ebenbürtigen Arbeitskräften. Die Getreidelager bestanden aus zwei Lagerhallen aus Holz, je etwa zehn mal zwanzig Meter groß. Sie waren auf Pfählen etwa sechzig Zentimeter über dem Erdboden aufgestellt, so konnten von unten weder Feuchtigkeit noch Ungeziefer herankommen. In den Lagerhallen lagerten mehrere Haufen Weizen und Roggen. Wir hatten die Aufgabe, dieses Getreide zu reinigen. Dazu hatten wir ein Gerät, das aus einem horizontalen, leicht geneigten Rohr bestand, welches mit einer Kurbel von Hand gedreht wurde. Das Rohr bestand aus einem feinen Sieb, alles war in einem Gestell integriert. Zwei von uns drehten die Trommel, nicht allzu schnell, und zwei füllten mit der Schaufel in die höhere Seite das Getreide. Beim Drehen fiel der Staub, Schmutz und Unkrautsamen durch das Sieb, und das gereinigte Getreide fiel am unteren Ende sauber aus dem Rohr. Da wir vier waren, konnten wir uns mit der schwereren Arbeit des Drehens der Trommel abwechseln. Wir waren im Getreidespeicher immer allein. Gegen 12:00 Uhr bekamen wir Suppe und ein Stück Brot oder ein paar Löffel Brei, um 16:00 Uhr wurden wir wieder zurückgebracht. Im Lager erhielten wir unser Mittagessen und natürlich am Abend das Brot. In diesem Arbeitskommando blieb ich drei Wochen, ich habe mich dadurch recht gut erholt.

Danach blieb ich bei dem Bahnhofskommando und wurde zunächst eingeteilt, die Asche zwischen den Schienen zu beseitigen. Auf diesem Bahnhof hielten die Güterzüge an, um Wasser und Kohlen für die Dampflokomotive aufzunehmen. Dabei wurde die Feuerung entschlackt, die meist noch glühende Schlacke und Asche fiel zwischen die Schienen. Wir hatten zu zweit eine sogenannte "Nosilki", eine Trage, die aus zwei Holmen bestand, in der Mitte befand sich eine kastenartige Holzfläche, in die das zu befördernde Gut gefüllt wurde.

Jeweils zwei Mann, einer vorn und der andere hinten, trugen dann die Asche auf einen großen Ascheberg, der so warm war, dass sich dort selbst im tiefsten Winter kein Schnee hielt. Da die Asche meist noch mit Kohleresten durchsetzt war, hielt sich die Glut sehr lange, wir haben uns dort oft aufgewärmt. Wenn man die erkaltete Asche etwas beiseite schürfte, fand man an vielen Stellen noch Glut. Die wurde benutzt, um im Kochgeschirrdckel Weizen zu rösten, den wir entweder aus den Waggonen oder aus dem Getreidelager gestohlen hatten. Da das Getreidelager, in dem ich gearbeitet hatte, auf Pfählen über der Erde stand, konnte man darunter kriechen. Im Boden waren, wahrscheinlich von der russischen Bevölkerung gebohrt, an einigen Stellen mit Holzstopfen verschlossene Löcher. Wenn man sie öffnete, rieselte langsam das Getreide heraus. Ich habe das einmal gemacht, eigentlich war es sehr gefährlich, denn man riskierte erwischt zu werden und dann drohte Verurteilung zu langjähriger Strafarbeit in einem Straflager. Ich habe mich immer gefragt, warum niemand von uns erwischt wurde, obgleich das Getreide von uns am Tage geklaut wurde. Der Natschalnik des Getreidelagers hätte das doch mitbekommen müssen, es wäre für ihn eine Kleinigkeit gewesen, sich auf die Lauer zu legen und dort wurde jeden Tag Getreide gestohlen. Ich glaube im Nachhinein, dass er einfach zu gutmütig war und niemand ins Verderben schicken wollte.

Eines Tages, es war sehr kalt und es wehte ein heftiger Wind, mussten wir Schneezäune an der Bahnstrecke, die halb in der Schneewehe steckten, ausgraben und hochsetzen. Ich weiß nur, dass ich plötzlich umkippte und nichts mehr wahrnahm. In einem Bett kam ich zu mir, ich hatte meine Sachen noch an, lediglich die Schuhe waren ausgezogen. Am Bett saß eine Frau zwischen 50 und 60, sie trug ein Kopftuch, und massierte meine Füße mit Wodka. Zuerst war ich verwirrt und dachte, meine Mutter säße vor mir und alles bisher war nur ein böser Traum. Die Frau weinte und als sie merkte, dass ich wach war, musste ich ein Glas Wodka trinken. Mir war gleich schwindlig davon, aber der ganze Körper wurde sofort warm. Später erfuhr ich, dass mich meine Kameraden in das Haus getragen haben. Vor dem Heimmarsch holten sie mich wieder ab.

Ich blieb weiter bei dem Bahnhofskommando, die Zeit verging, langsam wurden die Temperaturen milder und die Schneeschmelze setzte ein. Im März 1946 wurde ich mit einigen anderen in das Zentrallager zurückgeschickt. Bitter für mich war, dass ich meine guten Schuhe abgeben musste und dafür Holzschuhe bekam. Im Zentrallager bekam ich jedoch wieder Lederschuhe. Ich kam zu einem Arbeitskommando in einen Betrieb, der "Sawod Selmasch" hieß und in Rjasan lag, dort wurden landwirtschaftliche Maschinen hergestellt. Wir waren in einem lagerhallenartigen Gebäude untergebracht. Wenn man zum Tor hineinging war rechts und links die Waschräume, die Küche, Zimmer für das russische Wachpersonal, ein Zimmer für den russischen Politoffizier und das Krankenrevier untergebracht. Dann kam man in einen großen Raum mit zwei großen, dreistöckigen, zwei Metern tiefen Doppelpritschengestellen, die wie große Lagerregale aussahen, das waren unsere Schlafplätze.

In einer Reihe fanden zwanzig Gefangene Platz, jeder hatte einen Platz von etwa siebenzig Zentimetern in der Breite und knapp einen Meter Höhe. Ich weiß nicht wie viel Gefangene wir genau waren, aber ich schätze etwa 200. In der rechten Ecke befand sich ein Holzverschlag. Es war der Raum, in dem der deutsche Lagerkommandant und das Antifa untergebracht waren.

In der Nacht konnte ich in der ersten Zeit kaum schlafen. In dem großen Saal war ein einziges Gestöhne und Jammern, manche sprachen im Schlaf mit ihrer Mutter, Frau oder ihren Kindern, andere schrien, fluchten oder knirschten mit den Zähnen im Schlaf. Der Raum war erfüllt mit einem Gestank nach Schweiß und anderen Körperausdünstungen, man konnte kaum atmen. Dazu kam die Peinigung durch die Wanzen, Flöhe und Läuse. Ich habe bis dahin noch nie und danach nie wieder so viele Wanzen gesehen. Wenn man nachts das Kochgeschirr offen ließ, das an der Kopfseite an einem Nagel hing, so war am Morgen der Boden mit Wanzen bedeckt, die nachts dort hineingefallen waren. Diese Pritschen und Matratzen waren Brutstätten für alles Ungeziefer, ich habe einmal am Tage meine Hand in etwa 10 Zentimeter Entfernung an die Pritsche gehalten, nach wenigen Minuten kamen die Wanzen aus ihren Verstecken in Richtung meiner Hand und das, obgleich sie eigentlich erst nachts richtig aktiv waren. Im Sommer, wenn es draußen warm war, nahmen viele ihre Matratze und schliefen im Freien. Ich habe das auch versucht, es war zwar besser, aber in der Matratze waren genügend Quälgeister, die einem den Schlaf rauben konnten. Aber mit der Zeit habe ich mich - so wie alle anderen auch - an diese Verhältnisse gewöhnt.

Die Hauptidezeugnisse dieses Betriebes waren kleine Dreschmaschinen, die sowohl durch einen Elektromotor als auch über einen Treibriemen angetrieben werden konnten. Dazu kamen Göpel, die von Zugtieren bewegt werden konnten und als Antrieb für die Dreschmaschinen gedacht waren, alle Teile für diese Maschinen wurden in dem Betrieb hergestellt. Dazu gab es eine Gießerei, eine Schmiede, eine Schlosserei, eine Zimmerei und einen Lackierraum. Wir Gefangenen wurden in allen Bereichen, meist zusammen mit Russen, eingesetzt. Neben Lager- und Außenarbeiten, die ich in der ersten Zeit durchführen musste, war ich in mehreren Betriebsteilen tätig. Das hing immer von dem jeweils bei den Untersuchungen festgestellten körperlichen Zustand ab. Mein erster Arbeitsplatz für ein paar Wochen war Nachtschicht in der Schmiede. Dort habe ich zuerst Hilfsarbeiten wie Materialtransporte zu den einzelnen Schmiedeplätzen und zur Schlosserei, wo diese Teile bearbeitet wurden, und Aufräumarbeiten durchgeführt. Dann wurde ich einem Russen an einer kleinen Gesenkschmiede zugeteilt. Dort wurden die Zähne für die Dreschtrommeln und für Eggen gepresst. Sie wurden aus Rundeisenstücken gemacht, diese wurden in einem Schmiedeofen auf Weißglut erhitzt, dann in das Gesenk eingelegt und mit einem Schlag gepresst. Ich musste diese heißen Rundeisenstücke mit einer Zange aus dem Ofen zu nehmen, und sie dem Schmied zuwerfen, der versuchte sie mit der Zange zu fangen oder von dem Tisch aufzunehmen, auf den sie fielen.

Ich habe mich sehr darüber gewundert, mit welchem Geschick der Schmied diese Teile fing, kaum ein Stück fiel auf den Tisch. Wenn ein Ofen leer war, musste ich ihn wieder mit Teilen belegen und die nun heißen Teile aus dem zweiten Ofen nehmen. Der Schmied hatte natürlich eine Norm für die Schicht und wir mussten pausenlos arbeiten, um diese zu erfüllen.

Ich weiß nicht genau, wie viele Wochen ich in der Schmiede arbeitete. Nach der nächsten Untersuchung wurde ich in der Zimmerei eingesetzt, ebenfalls in der Nachtschicht und wieder zu Hilfsarbeiten. Wir mussten die am Tage fertiggestellten Dreschmaschinengestelle in den Lackierraum tragen. Sie waren vollständig aus Holz gefertigt. Die bereits lackierten und trockenen Gestelle trugen wir in den Montageraum, wo sie dann fertiggestellt wurden. Die fertigen Dreschmaschinen wurden zum Versand auf offene Güterwagen verladen. Die Arbeit ging wieder einige Wochen, sie war nach meiner Meinung schwerer als in der Schmiede. Nach der nächsten Untersuchung wurde ich zur Vier-Stunden-Arbeit versetzt. Hier mussten wir in der Nacht die gesamten Holzabfälle der Zimmerei in das Kesselhaus zum Verbrennen bringen.

Mittlerweile war es Sommer geworden. Viele von uns nutzten ihre Möglichkeiten in der Tischlerei und fertigten sich Sandalen an. Dazu wurde eine Sohle aus Transportband, das war ein Gummigewebeband, geschnitten und mit Holzleisten benagelt. Die Holzleisten von etwa zwei Zentimeter Breite und zehn Zentimeter Dicke wurden in den Dreschmaschinen für die Transportbänder verwendet. Vorn und hinten wurden rechts und links noch Gewebebänder zwischen Sohle und Leiste eingefügt, mit diesen konnten die Sandalen am Fuß festgebunden werden. Ich habe mir auch ein Paar von diesen Sandalen angefertigt, besonders gut konnte man damit aber nicht laufen. Sie waren auch bald wieder verschwunden, es war wohl mehr so eine Modeerscheinung, einer fing damit an und die anderen machten es nach.

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu und ich wurde zur Bewachung des Betriebes eingesetzt. Dazu muss ich erläutern: Ein Kriegsgefangener wurde als "Woennoplennyj" bezeichnet, er trug am Arm die russischen Buchstaben "WP". Es gab unter ihnen Gefangene, die zur Bewachung des Gefangenenlagers und der Arbeitskommandos eingesetzt waren, sie wurden als "Woennokonwojir" bezeichnet und trugen die russischen Buchstaben "WK". Das russische Wort *konwoir* bedeutet im Deutschen Begleitmann. Die zur Bewachung des Betriebes eingesetzten Gefangenen blieben Woennoplennyj. Der Betrieb war vollständig von einem mindestens zwei Meter hohen Bretterzaun umgeben, der nachts beleuchtet war. In Abständen standen Wachtürme, die dann von uns Tag und Nacht besetzt wurden. Ich habe den Sinn dieser Bewachung nie richtig einsehen können, nie habe ich bemerkt, dass sich jemand diesem Zaun näherte. Wir konnten ja auch nur an einer im Wachturm hängenden Stahlschiene Alarm schlagen, was sicherlich niemand bemerkt hätte. Wir standen jeweils vier Stunden Wache und hatten dann acht Stunden frei. Innerhalb des Betriebes, zum Beispiel am Tor, standen wir acht Stunden und hatten dann sechzehn Stunden frei.

Es war eine langweilige Geschichte, ich versuchte mir die Zeit zu verkürzen, indem ich an meine Arbeit im Labor dachte, Analysenverfahren im Gedanken durchging oder versuchte, im Geist chemisches Rechnen zu rekapitulieren. Eine Seite des Betriebes lag an der Bahnlinie, die von Moskau kam und über Kolomna und Rjasan in Richtung Südosten führte. Wenn ich an dieser Seite Wache stand, sah ich oft den Zügen nach und träumte davon, verreisen zu können, es war dann nicht ganz so langweilig. Es fuhren viele Züge, wahrscheinlich war es eine der Hauptstrecken. Der Winter kam, das Wachestehen machte noch weniger Spaß, es wurde kalt, obgleich wir Wattejacken, Wattehosen und Filzstiefel trugen. In diesen dicken Sachen konnte ein Floh sehr quälen. Wenn man ihn an einer Stelle durch Scheuern verjagte, biss er kurze Zeit später an einer anderen Stelle wieder zu.

Es begann das Jahr 1947, vom Weihnachtsfest und Neujahr spürten wir nicht viel. Einer von uns wurde mehrfach vom russischen Politoffizier verhört. Eines Tages verschwand er, wir wussten nicht wohin. Es tauchte das Gerücht auf, das er verurteilt wurde, weil seine Einheit - und vermutlich auch er selbst - in der Ukraine an der Erschießung von Zivilisten beteiligt war. Bei unserer Gefangennahme mussten wir angeben, in welchen Einheiten der Wehrmacht wir waren. Diese Frage wurde dann im Verlaufe der Gefangenschaft ab und zu wieder gestellt. Ich habe immer nur "Grenadierersatzbataillon 11" angegeben, denn es war unmöglich, sich alle Einheiten zu merken, denen man irgendwie angeschlossen war. Ich war ja einschließlich der Ausbildungszeit nur etwa neun Monate bei der Wehrmacht und war allein in dieser kurzen Zeit in sieben verschiedenen Einheiten. Die Russen überprüften die Angaben mit ihren Informationen über die Wehrmachtseinheiten, die an der Verletzung des Kriegs- und Völkerrechts beteiligt waren. Fanden sie jemanden, dann begannen die Verhöre.

Im zeitigen Frühjahr 1947 wurde ich in ein anderes Lager versetzt. Es war ein sogenanntes "Stadtlager" am Stadtrand von Rjasan. Wir waren im Wesentlichen mit Reparaturarbeiten an Häusern beschäftigt. Eine Zeit lang haben wir Hilfsarbeiten beim Bau des "Kinotheaters" durchgeführt. Beim Ausheben einer Grube, die zum Löschen von Kalk verwendet werden sollte, fanden wir ein Skelett. Zuerst kam ein Totenschädel zum Vorschein, er war völlig blank und ganz weiß. Dann kamen auch die Reste des Skelettes zum Vorschein. Ich wunderte mich damals, dass die Erde um das Skelett ganz dunkel und locker war im Unterschied zu der übrigen. Der russische Brigadier sagte nur "nitschtoschnie", was etwa "unbedeutend" heißen sollte. Wir sollten einfach weitermachen, ich sollte mit einem Pferd und Wagen Material holen. Es war ein Alptraum, ehe sich dieses störrische Tier in Bewegung setzte, aber vielleicht hatte ich es nur falsch behandelt, denn dann wusste es besser als ich, wohin es zu laufen hatte.

Bei Reparaturarbeiten an einem Haus passierte mir folgendes. Ich musste mit einem anderen Gefangenen mit einer Nosilki Schlacke auf den Boden eines Hauses tragen. Die Rusin, die als Natschalnik eingesetzt war, trieb uns immer an. Am Ende des Tages hatte mein Mitträger die Norm mit 120 % und ich hatte sie mit nur 80 % erfüllt. Wahrscheinlich hatte ich gemeckert, als sie uns immer antrieb.

Ich musste mich im Lager beim russischen Politoffizier melden, der lag in seinem Zimmer auf einer Pritsche und fragte mich, warum ich die Arbeit sabotiert hätte. Ich versuchte ihm alles zu erklären, aber viel Deutsch verstand er ohnehin nicht. Zu Strafe musste ich mit einem anderen Gefangenen bei der Mutter dieses Offiziers Holz hacken und Gartenarbeit verrichten. Es war zwar immer abends nach der Arbeit, aber irgendwie gefiel es mir. Die Frau wohnte in einem Holzhaus am Rande der Stadt, war freundlich und hat uns nie angetrieben. Wir sind dort immer ohne Bewachung gewesen. Allgemein war auch bei den Arbeitseinsätzen in der Stadt nur wenig Bewachung dabei, meist ein russischer Soldat, den wir dann kaum noch sahen, und ein oder zwei deutsche Woenokonwojir, die sich auch nicht um uns kümmerten. Um Ziegel für den Bau des Kinotheaters zu bekommen, musste ich ein oder zwei Wochen in einer Ziegelei arbeiten. Es war ein sogenannter Ringofen, der immer in Betrieb war. Wir fuhren die gebrannten Steine aus dem abgekühlten Teil heraus und stapelten ungebrannte Steine wieder hinein. Es war eine schmutzige, sehr staubige Arbeit, dazu kam noch die Hitze des Ofens und der gebrannten Ziegel. Eine andere Arbeit bestand darin, Kohlen auf den Brennofen zu fahren. Es war kleinstückige Steinkohle, wir brachten sie mit Schubkarren über eine Schräge hoch. Oben war eine Russin, die Heizerin, die diese Kohlen durch kleine Löcher in die jeweilige Heizzone füllte. So konnte der Brennofen ständig in Betrieb gehalten werden. In einem Teil erfolgte der Brennvorgang, in dem anderen die Abkühlung und in einem dritten Teil wurde die Entleerung und Neubeschichtung vorgenommen.

In diesem Lager blieb ich nicht lange, es wurde aufgelöst und ich kam in ein anderes Lager. Es war ein zweigeschossiges, verhältnismäßig großes Holzhaus, die Küche befand sich in einem flachen Nebengebäude. Das Lager war weitläufig mit einem Stacheldrahtzaun umgeben, an drei Ecken standen Wachtürme, an der vierten Ecke war der Eingang mit dem Wachhaus, das aus einem Raum bestand. Wir hatten nur einen jungen, russischen Leutnant als Lagerkommandanten. Die eigentliche Bewachung des Lagers erfolgte von kriegsgefangenen Woenokonwojir, zu denen auch ich eingeteilt wurde. Im Lager war eine Stammbesatzung von ungefähr vierzig Gefangenen, die im unteren Geschoss des Hauses schliefen. Sie wurden zu Arbeitskommandos eingeteilt, die im Wesentlichen Reparaturarbeiten an Gebäuden und Einrichtungen der Polizei und der Roten Armee durchführten. Als Gefangene waren sowohl Mannschaften als auch Offiziere im Lager. Im oberen Stockwerk befanden sich der Sanitätsraum und das Zimmer der Ärztin, die nur ab und zu im Lager war. In einem größeren Saal, der den Rest des oberen Stockwerkes ausfüllte, standen Einzelbetten mit Matratzen und Decken mit weißer Bettwäsche. In diesem Raum schliefen etwa vierzig Gefangene, die für vierzehn Tage, manchmal bis zu vier Wochen, einen Erholungsaufenthalt hatten. Es waren sogenannte Bestarbeiter, die sich im Arbeitseinsatz hervorgetan hatten oder Gefangene in einer schlechten, körperlichen Verfassung. Sie erhielten etwas besseres Essen und brauchten, außer zur täglichen Säuberung ihres Raumes, nicht zu arbeiten. In einer Ecke dieses Saales war am Eingang ein Raum mit einem zwei Meter hohen Bretterverschlag abgeteilt.

In diesem Raum standen vier Doppelstockbetten und ein Tisch mit zwei Bänken. Das war der Raum für acht Woennokonwojir, in dem auch ich untergebracht war. Im unteren Geschoss befand sich der Waschraum, der im Verhältnis zu den anderen Lagern recht gut war und fließendes Wasser hatte. Die Latrine stand im Hof an einem Ende des Lagers, also mindestens vierzig Meter vom Haus entfernt. Es war ein Holzschuppen, wie üblich konnte man sich nicht setzen, sondern musste sein "Geschäft" in der Hocke verrichten, was aber sicherlich das Richtige für die Verhältnisse war. Im Prinzip war die Latrine eine lange Bank von etwa dreißig Zentimeter Höhe und sechs Meter Länge über einer Grube. In diese Vorrichtung waren acht Löcher mit einem Durchmesser von etwa vierzig Zentimetern, über die man sich hocken musste. Diese Latrine war sauber und wurde gern von Zivilisten benutzt, die durch ein Loch im Lagerzaun kamen. In diesem Lager habe ich meine beste Zeit während meiner Gefangenschaft erlebt. Wir als WK waren relativ frei und konnten sogar allein in die Stadt gehen, wenn wir uns bei dem russischen Offizier vorher abmeldeten.

Ich habe den Basar von Rjasan mehrmals besucht, einmal haben wir uns eine orthodoxe Kirche angesehen. Es war für mich beeindruckend, sie war prachtvoll geschmückt, die Mutter Maria war, was mich irritierte, dunkel, und die Russen, die diese Kirche besuchten, küssten Marias Füße, die Farbe war an dieser Stelle schon weg. Wir erhielten als WK jeden Monat achtzig Rubel und konnten uns in der Stadt etwas kaufen, oft war es Tabak, der recht billig war. Für fünf Rubel erhielt man 100 Gramm guten Krim-Tabak. Es war zwar Abfalltabak aus der Zigarettensindustrie, der manchmal sehr fein war, aber er war im Grunde genommen recht gut für den Preis. Einmal war ich in einem größeren Lebensmittelgeschäft, einem sogenannten "Magazin". Dort wurde roter und schwarzer Kaviar verkauft. Es waren Eimer mit vielleicht 5 Kilogramm. Die Verkäuferin legte ein Stück Zeitung auf die Waage und portionierte mit einem Löffel den Kaviar auf dem Papier. Ich hatte damals keine Ahnung, wie wertvoll und teuer einmal russischer Kaviar werden sollte. Eines Tages kamen wir WK auf die Idee, uns eine Torte zu machen. Wir kauften Weißbrot und Schwarzbrot, Zucker, Milch und Kakao. Dann kochten wir Kartoffelbrei, der mit Milch und Zucker zubereitet wurde, einen Teil verrührten wir mit Kakaopulver. Das Brot schnitten wir in Scheiben, legten die Scheiben zu einem Viereck zusammen und strichen diesen süßen Kartoffelbrei darauf. Das wurde jeweils abwechselnd in Schichten gemacht, Schwarzbrot mit hellem Kartoffelbrei, dann Weißbrot mit dem Kakao-Kartoffelbrei und so weiter. Aus dem Rest des Kakaopulvers und der Milch mit Wasser und dem Zucker machten wir Kakao. Es schmeckte uns herrlich, anschließend sind wir gemeinsam in die Stadt gegangen.

Die Versorgung der Bevölkerung mit Brot und Mehl war bis 1947 immer wieder ein Problem. Es gab Zeiten, in denen es in der ganzen Stadt ein oder zwei Wochen weder Brot noch Mehl gab, auch wir bekamen dann kein Brot. Aber sobald die Bäckerei wieder arbeitete, bekamen wir alles nachgeliefert.

Anfang des Winters 1947 erhielten wir Winterbekleidung. Ich erhielt eine Wattehose, eine Wattejacke, Filzstiefel, eine weiße Lammfellmütze, eine Wintermütze, die von den Russen als Schapka bezeichnet wurde, und einen wunderbar weichen, hellen Lammfellmantel. Er war völlig neu. Die Lammfellmütze gefiel mir nicht so gut. Sie war oben rund und das weiße Leder schaute heraus. Ich besorgte mir schwarzen Stoff und Draht und veränderte sie so, dass sie oben abgeflacht und mit schwarzem Stoff besetzt war. Ich war regelrecht stolz auf diese Kleidung und hätte sie oft an Russen verkaufen können. Als ich wieder einmal in der Stadt war, kam ich an einem kleinen Fotogeschäft vorbei, ging hinein und ließ mich fotografieren. Als ich die nächste Karte nach Hause schreiben durfte, nähte ich eins der Bilder an die Karte. Es kam auch gut zu Hause an und ich hoffte damals, dass ich meinen Eltern dadurch ein paar Sorgen um mich abnehmen konnte. In regelmäßigen Abständen mussten wir alle in die zentrale Badeanstalt der Stadt. Dort wurde unsere Kleidung entlaust und wir konnten uns von oben bis unten waschen. Die gesamten Kleidungsstücke wurden etwa dreißig Minuten auf 100 Grad erhitzt. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass wir in diesem Lager Ungeziefer hatten, um es von vornherein zu bekämpfen, mussten wir im Sommer alle vier Wochen unsere Matratzen im Freien gründlich reinigen und lüften.

Die Arbeitskommandos wurden von jeweils einem Zivilisten abgeholt, das waren ein älterer Mann, um die sechzig Jahre alt, und ein junger Bursche, vielleicht achtzehn bis zwanzig Jahre. Sie mussten eine Waffe haben, der junge Bursche hatte einen alten, deutschen Karabiner 98, der ältere Mann eine Schrotflinte. Es gingen immer ein oder zwei WK von uns mit, die russischen Zivilisten, die uns bewachen sollten, verschwanden meist an der nächsten Straßenecke, sobald man uns vom Lager nicht mehr sehen konnten. Sie holten uns erst mittags beziehungsweise abends wieder ab. Ich wunderte mich, dass der junge Russe immer seine Hand auf dem Schloss des Karabiners hatte, das war eigentlich sehr unbequem für ihn, bis ich dann eines Tages sah, dass am Schloss der Verschlussriegel fehlte. Ein lustiges Erlebnis hatten wir mit dem älteren Russen. Als er wieder eines Tages ein Arbeitskommando abholte, rief ihn der russische Leutnant in das Wachhäuschen, es war eigentlich nur eine kleine Bretterbude. Die Tür stand offen und ich hörte, wie der Leutnant ihn fragte:

*"Funktioniert dein Gewehr überhaupt?"*

*"Aber sicher."*

*"Hast du überhaupt Munition?"*

*"Ja, im Gewehr."*

Der Leutnant öffnete das Gewehr und sagte:

*"Die ist doch schon abgeschossen, das Zündhütchen ist schon angeschlagen!"*

Er schloss das Gewehr, hielt den Lauf in Richtung Decke und drückte ab. Nichts passierte, er drückte wieder ab, wieder nichts. Beim dritten Mal gab es einen furchtbaren Knall und als der Rauch sich verzogen hatte, sah man ein rundes Loch im Dach des Wachhäuschens. Ich hörte noch, wie der alte Mann sagte:

*"Siehst du, funktioniert doch."*

Wir arbeiteten in einer größeren Polizeistation. Im Gelände waren sechs Hundezwinger mit deutschen Schäferhunden, die man eher als Hundehäuser bezeichnen konnte. Es waren begehbbare Blockhütten, die auch beheizt wurden und jede Blockhütte hatte einen Außenzwinger. In dieser Hundestation wurden Hunde gezüchtet, aufgezogen und abgerichtet. Wir haben dort auch eine Woche gearbeitet und die Hundezwinger gereinigt und repariert. Sobald man in die Nähe der Zwinger kam, fletschten sie die Zähne, knurrten und bellten, als ob sie einen zerreißen wollten. Einer von den Hunden benahm sich besonders heftig. Ich hatte schon Angst, in die Nähe der Zwinger zu gehen. Eines Tages kam ein Polizist und ließ alle Hunde heraus. Wir waren ebenfalls auf dem Hof, ich hatte furchtbare Angst, weil sie auf uns zukamen. Ich hatte mich schon damit abgefunden, dass ich gebissen würde. Aber überraschender Weise konnte man sie streicheln, sie waren ganz friedlich. Der Polizist erklärte uns, dass sie nur gefährlich sind, wenn Fremde an oder in ihren Zwinger kommen oder wenn er das Kommando gibt.

Ein anderes Erlebnis mit einem Hund hatte ich noch bei dieser Arbeitsstelle. Es war sehr kalt, und wir hatten in dem Gelände eine Holzbaracke mit einem eisernen Ofen zum Aufwärmen. Als ich dort hineinkam, standen ein paar Gefangene am Ofen, sie brieten in einer Pfanne Fleisch. Es roch sehr appetitlich, mir lief das Wasser im Mund zusammen. Ich fragte: *"Was bratet ihr?"* und hoffte natürlich ein Stück zu bekommen.

*"Es ist ein Hund, den haben wir vorhin überfahren, als wir mit dem LKW Material geholt haben. Willst du etwas abhaben?"*

Als ich hörte, dass es Hundefleisch war, spürte ich einen starken Brechreiz, ich verließ ganz schnell den Raum, um mich nicht übergeben zu müssen.

Einmal waren wir zu Reparaturarbeiten in einem Kasernenkomplex außerhalb von Rjasan eingeteilt. Wir fuhren mit einem LKW, das Problem bei diesen Lastwagen war, dass sie im Winter schlecht ansprangen. Viele von ihnen hatten auch eine alte, abgenutzte Batterie, so dass der Anlasser gar nicht ansprang. Sie wurden deshalb an einem Berg abgestellt. Früh wurden Putzlappen mit Benzin und Öl getränkt, unter den Motor gelegt und angezündet. Nach ein paar Minuten, wenn der Motor warm war, ließ der Fahrer ihn einfach mit eingelegtem Gang den Berg hinunterrollen, das klappte eigentlich immer. Im Arbeitskommando war ein Offizier der Panzertruppen von uns. Als wir von der Kaserne wieder in die Stadt fuhren, kamen wir an eine Brücke, die über einen Fluss führte. Vor uns sahen wir Rjasan liegen. Da sagte er zu mir:

*"Hier vor dieser Brücke habe ich im Winter 1941 mit meinem Panzer gestanden."*

Wir als WK mussten in der Nacht das Lager bewachen. Dazu standen wir auf einem Wachturm beziehungsweise liefen innerhalb des Zaunes Kontrolle. Die Wachschichten dauerten jeweils vier Stunden, dann mussten wir unsere Ablösung wecken, welche die Wache übernahm. Mir passierte dabei Folgendes. Meine Ablösung war sehr mürrisch, wenn man ihn im Schlaf störte. Er schimpfte und wenn das nicht reichte, ihn in Ruhe zu lassen, wurde er handgreiflich.

Ich ließ ihn also weiter schlafen und legte mich ebenfalls zum Schlafen hin. Als wir früh aufwachten, erlebten wir eine böse Überraschung. Ein Wachturm war verschwunden. Die vier Holzstämme die ihn trugen, waren kurz über der Erde abgesägt. Offensichtlich wurde er von russischen Zivilisten gestohlen und zu Brennholz verarbeitet. Es war ja ein kalter Winter. Mich wunderte damals nur, dass unser russischer Lagerkommandant so tat, als hätte er es nicht bemerkt. Es gab keinerlei Reaktion.

Auf einer Baustelle besuchte uns öfter eine junge, hübsche Russin, sie war sechzehn oder siebzehn Jahre alt und sprach ganz gut deutsch. Sie unterhielt sich immer mal wieder mit den Gefangenen und brachte leicht transportier- und versteckbare, aber für uns überaus wertvolle Dinge wie Nähnadeln, Garn oder Schmerztabletten mit. Später trug sie dann ihren Wunsch vor - sie wollte zehn deutsche Uniformen für die Aufführung eines Theaterstückes an ihrer Oberschule. Es wurde vereinbart, dass sie in der Nacht vor der Aufführung mit ihrem Freund durch den Zaun in unser Lager kommt, um die Uniformen zu holen, und sie nach der Aufführung zurückbringt. Als die beiden dann am verabredeten Tag durch den Zaun krochen, beobachtete das ein Offizier, der im Haus gegenüber dem Lager wohnte. Er benachrichtigte die Polizei und dann kam der Ärger, der sich für uns in einem strengeren Regime auswirkte. Was aus der Aufführung wurde und was mit den beiden geschah, haben wir nicht erfahren, aber unser Lagerkommandant deutete an, dass die Strafe nicht so schlimm gewesen wäre, das Mädchen wäre die Tochter eines hohen Parteifunktionärs aus Rjasan. Sie durfte sich allerdings seitdem den Gefangenen nicht mehr nähern und ihr Vater ließ die Uniformen beim Lagerkommandanten abgeben.

Im April 1948 wurde unser gutes Gefangenenlager aufgelöst und wir wurden nach Kolumna verlegt. Es war ein großes Lager mit mehreren Hundert Gefangenen, hier gehörte ich nicht mehr zu den WK. Das Lager lag innerhalb des Geländes eines großen Betriebes. So viel ich mich erinnern kann hieß der Betrieb "Stankosawod", abgeleitet von *stankostrowenie*, was Werkzeugmaschinenbau bedeutet, und *sawod*, dem russischen Wort für Werk oder Betrieb. Dieser Betrieb wurde erweitert, dazu wurden zwei riesige Hallen neu gebaut.

Die Rekonstruktion und Vergrößerung dieses Betriebes erfolgte mit Maschinen, Anlagen und Stahlkonstruktionen, die in der russischen Besatzungszone demontiert worden waren. Auf dem Freigelände standen große Mengen Kisten mit Werkzeugmaschinen, an der Aufschrift konnte man erkennen, dass sie aus Demontagemaßnahmen in Deutschland stammten. Die Kisten waren oft bereits aufgebrochen und die Maschinen beschädigt, beziehungsweise Teile entnommen. Wenn eine Maschine abtransportiert werden sollte, kam ein Traktor, der ein großes Stahlblech an einem Seil zog. Darauf wurde die Maschine gestellt und ab ging es mit ziemlichem Tempo. Es war bereits ein großer Hallenkomplex mit mehreren, miteinander verbundenen Hallen vorhanden. In einer großen Halle waren bereits Dreh-, Bohr- und Schleifmaschinen aufgebaut und in Betrieb. Auch diese Maschinen stammten in der Mehrzahl aus Deutschland. Wir konnten uns im Betriebsgelände frei bewegen.

Als ich durch diese Halle lief, in der bereits gearbeitet wurde, konnte ich das sehen. Obgleich ich in der Halle nichts zu tun hatte und ich mir interessiert die Maschinen ansah, wurde ich von keinem angesprochen und aus der Halle verwiesen. Eigentlich arbeitete ich in der Nachbarhalle, dort wurden alte Maschinenfundamente entfernt und neue vorbereitet. Dieser Betrieb wurde 1941, als die Wehrmacht in Richtung Moskau vorrückte, demontiert und nach Sibirien verlagert. Jetzt sollte der Betrieb mit Maschinen aus Deutschland wieder aufgebaut werden. Fast eine ganze Woche arbeiteten wir auf dem Dach des alten Hallenkomplexes, es sollte neu mit Dachpappe belegt werden. Wir mussten von der Dachpappe, die beidseitig mit einer dicken Talkumschicht belegt war, die Talkumschicht mit Glascherben abkratzen, das war notwendig, damit sie auf dem Dach verklebt werden konnte. Es war wunderbares Wetter, die Sonne schien bei Temperaturen zwischen fünfundzwanzig und dreißig Grad und wir lagen die meiste Zeit in der Sonne. Damit wir unsere Norm schafften, kratzten wir nur an beiden Seiten einen zehn Zentimeter breiten Streifen und etwa zwei Meter am Ende frei. Bei der Kontrolle der Rollen wurde nie etwas bemerkt. Bis zum Herbst arbeitete ich innerhalb des Betriebsgeländes, hauptsächlich mussten wir Waggons entladen, in den alten Hallen Fundamente ausheben und im Gelände Planierungsarbeiten durchführen. Am Aufbau der Stahlkonstruktionen für die neuen Hallen arbeiteten keine Kriegsgefangenen. Ich habe die Russen bewundert, die ohne irgendwelche Sicherungen auf den Doppel-T-Trägern herumliefen, die als Dachträger in etwa fünfzehn Meter Höhe quer über der Halle lagen.

Ab Beginn des Herbstes war ich einem Arbeitskommando zugeteilt, dass beim Bau von Wohnhäusern arbeitete. Es waren zwei- und dreigeschossige Häuser, die teilweise aus Ziegeln und aus Schlackesteinen gebaut wurden. Das Haus, an dem ich mitarbeitete, hatte zwei Eingänge und insgesamt zwölf Wohnungen. Jede Wohnung hatte einen Korridor, von dem drei Zimmer, eine kleine Küche und eine Toilette abgingen, aber kein Bad und keine Dusche. Ein etwas größeres Waschbecken mit Warm- und Kaltwasseranschluss war nur in der Küche und die Toilette hatte kein Außenfenster, nur ein kleines Fenster ging zur Küche. Die Zwischenwände bestanden teilweise aus Brettern, meistens Schalbretter, oder aus schmalen Schlackesteinen. Ich wurde zu verschiedenen Arbeiten eingesetzt wie Gerüstbau, Fenster einsetzen, Deckenbalken einziehen, Zwischenwände mauern und verputzen, Dach decken, Fußboden aus Dielenbrettern legen und so weiter. Ich habe auf dieser Baustelle eine Reihe Fertigkeiten erworben, die ich wahrscheinlich sonst nie gelernt hätte, und das unter Verwendung recht einfacher Behelfswerkzeuge. So zum Beispiel beim Einsetzen der Fenster, es gab natürlich keine Wasserwaage, also suchte ich mir einen Faden, an den ich eine Schraube band und ihn als Lot benutzte. Das Mauern und Verputzen klappte auch nicht beim ersten Mal. Die Mauer, mit schmalen Schlackesteinen und dem schlechten Mörtel aufgebaut, fiel mir in meinen Rücken, als ich mich umdrehte. Oder der Putz fiel so wieder herunter, wie ich ihn angeworfen hatte. Aber mit der Zeit klappte es doch ganz gut. Als letzte Arbeit auf diese Baustelle musste ich Heizungsleitungen isolieren, die vom Heizhaus zu den Gebäuden führten.

Die Leitungen wurden zuerst mit Filzplatten und Glaswollvlies umwickelt, dann mit Lehm-masse umhüllt und zum Schluss wurde das Ganze mit Dachpappe umschlossen und mit Draht gesichert. Einige von uns betrieben ein reges Geschäft mit den russischen Anwoh-nern, sie verkauften die Filzplatten. Nach kurzer Zeit waren die Haustüren der alten Häuser mit Filzplatten beschlagen. Da wir diese Arbeiten sehr schnell erledigten und auch gleich die Kanäle abdeckten, erhielt jeder von uns eine Prämie in Höhe von 120 Rubel. Die Arbei-ten auf dieser Baustelle wurden gerade rechtzeitig bei Anbruch des Winters abgeschlos-sen. Als ich mit einem Russen darüber sprach, dass die Wohnungen eigentlich recht mo-dern und groß für eine Familie waren, sagte er mir, dass sie jeweils für drei Familien ge-dacht wären. Für jede Familie war ein Zimmer vorgesehen und gemeinsam teilten sie sich Küche und Toilette.

Mit dem Winter 1948/49 begann mein vierter Winter in der russischen Gefangenschaft. Die Unterbringung in den Baracken war einigermaßen erträglich, die Unterkünfte waren geheizt. Von der einen Seite des Lagers konnten wir einen breiten Fluss, die Oka, sehen, die ab Januar zugefroren war - es war wirklich bitterkalt. Wenn ich vom Waschraum mit nassen Haaren in die Baracke ging, hatte ich Eis auf dem Kopf, in diesem Lager hatten wir keine Winterkleidung. Ich wurde einem Kommando zugeteilt, das an einer anderen Stelle vor der Stadt Kolomna den Bau eines größeren Wohnkomplexes mit Magazin, also einem Einkaufszentrum, vorbereiten sollte. Wir mussten Fundamentgräben für die Häuser aushe-ben und die Fundamente mit Beton ausgießen. Dazu wurde eine Technologie angewendet, die ich später nie wieder sehen sollte. Da die Temperaturen minus fünfzehn Grad und tie-fer lagen, standen die Betonmischmaschinen in beheizten Holzbaracken, in diesen Bara-cken lagerten auch Sand und Zement. Der Beton wurde mit diesem vorgewärmten Sand und warmen Wasser gemischt. Die Schubkarren, mit denen wir den Beton zu den Gräben fuhren, bestanden aus einem, außen mit Filz verkleideten, Holzkasten mit Deckel. Der Kas-ten wurde mit Beton gefüllt, mit dem Deckel verschlossen und weggefahren. Allerdings hat-te das Verfahren einen Haken - der Beton gefror sofort auf den kalten Steinen im Funda-mentgraben, ohne in die Hohlräume fließen und die Steine binden zu können. Ich habe das Tauwetter auf dieser Baustelle nicht miterlebt, ich kann mir jedoch vorstellen, dass es beim Bau der Häuser noch Probleme mit der Standfestigkeit beziehungsweise Tragfähig-keit der Fundamente gab.

Beim Ausheben der Fundamentgräben hatten wir eine Norm von vier Kubikmeter Aus-schachtung inklusive 100 Meter Abfahrweg für den Aushub pro Person. Der Boden war et-wa einen Meter tief gefroren, als Werkzeug hatten wir eine Brechstange und eine Schaufel. Mit der Brechstange lösten wir mit jedem Schlag immer nur eigroße Stücke von dem ge-frorenen Lehm-boden. Wir konnten die Norm nie erfüllen, wir schafften höchstens zehn bis zwanzig Prozent. Wenn wir 16:00 Uhr zum Rückmarsch in das Lager antraten, kam jedes Mal laut schimpfend der Bauleiter. Er verlangte, dass wir erst unsere Norm erfüllten, und dann zurück in unser Lager dürfen.

Wir blieben ungerührt stehen, gegen 16:30 Uhr begann es dunkel zu werden, jetzt hatten unsere Wachposten die Nase voll, sie befahlen den Abmarsch, ohne sich um die Tobsuchtsanfälle des Bauleiters zu kümmern. Er legte diesen Auftritt wohl drei Mal hin, dann hatte er begriffen, dass es keinen Zweck hatte.

Es war etwa Anfang März 1949, ich musste mich in der Sanitätsbaracke bei der russischen Ärztin melden und nach der Untersuchung erhielt ich vierzehn Tage Erholung. Ich sollte mich in einer Baracke einfinden, die am Rand des Lagers stand. Wir hatten hier Einzelbetten, erhielten die bessere Offiziersverpflegung und wir keine anderen Aufgaben, als den Raum und die Betten in Ordnung zu halten. In der Baracke gab es eine Bibliothek mit deutschen Büchern und mit Spielen, die wir uns ausleihen konnten. Wer wollte, konnte sich freiwillig zum Helfen in der Küche melden, dafür gab es noch Suppe und Brei, man konnte sich satt essen. Ich hatte mich auch gemeldet, aber bereits am dritten Tag bekam ich Magenbeschwerden. Ich sagte das dem deutschen Arzt und ging nicht mehr mit zur Küche. Nach diesen vierzehn Tagen Erholung arbeitete ich noch ein paar Tage. Dann wurde ich zur Ärztekommision bestellt, es waren sechs Personen, die russische Lagerärztin war auch dabei, ich musste mich ausziehen und wurde untersucht. Ich wunderte mich, dass man sehr genau die Oberarme untersuchte, offensichtlich suchten sie die Tätowierung der Blutgruppe, wie sie die Waffen-SS hatte, aber auch eine Narbe durfte man an dieser Stelle nicht haben. Danach konnte ich wieder gehen. Zwei oder drei Tage später hingen Namenslisten im Speisesaal - mein Name war dabei, wir sollten verlegt werden. Jetzt wurden die Gerüchte, Hoffnungen und Spekulationen laut, wir kämen endlich nach Hause, ich habe nicht daran geglaubt. Es wäre zu plötzlich und ohne jede Vorankündigung gewesen und das erschien mir zu unwahrscheinlich. Wir erhielten andere Sachen zum Anziehen und zwei Tage später begann der Abtransport, es muss Anfang April gewesen sein.

In Kolomna hatte ich einen guten Freund gefunden, Wolfgang Kniekrehm, er war mit mir im gleichen Alter. Er verabschiedete sich von mir und gab mir eine Zigarettenschachtel, die er aus Aluminiumblech selbst gefertigt hatte. Auf dem Deckel stand: "Kolomna 1949" darunter die Initialen "RK", im Deckel war "Zum Andenken an Deinen Freund Wolfgang" eingraviert. Diese Schachtel besitze ich noch heute. Ich bedankte mich und tröstete ihn mit den Worten:

*"Du kommst auch bald nach Hause, wenn die erst einmal anfangen, geht das Zug um Zug."*

Er sagte zu mir:

*"Ich nicht, ich war doch bei der Waffen-SS, uns behalten sie noch lange hier."*

Später schrieb er mir, dass er im November 1949 nach Hause kam.

# Entlassung und Heimreise

Der Transport von Kolomna in das Entlassungslager erfolgte mit einem normalen Personenzug. Sogar eine Frau, die Getränke und belegte Brote zum Kauf anbot, kam durch den Zug. Zum Lager, in dem wir jetzt untergebracht wurden, mussten wir noch ein ganzes Stück laufen. Es war ein schlammiger Weg, Schnee lag hier keiner mehr. Der Frühling hatte überraschend schnell Einzug gehalten. Die Zeit, die jetzt folgte ist schwer zu beschreiben. Mir war, als ob ich träumte. Ich konnte nicht daran glauben, dass für mich die Gefangenschaft zu Ende gehen sollte und ich hatte Angst, aus diesem Traum aufzuwachen und in die unangenehme Wirklichkeit zurück versetzt zu werden. Jetzt begannen die Gedanken, ständig um mein Zuhause zu kreisen. Wie mag es meinen Eltern und Geschwistern gehen. Ich wusste, dass mein Bruder Horst bereits 1946 aus amerikanischer Gefangenschaft nach Hause gekommen war, dass er geheiratet und einen Sohn bekommen hatte. Auch dass meine Schwester Gerda noch glücklich aus Danzig heraus nach Hause kam, wusste ich. Aber mein Schwager Alfred, der Mann meiner ältesten Schwester Ilse, war noch in russischer Gefangenschaft. Ich war im Zweifel, ob ich meine Arbeit, die ich so liebte, in dem schönen Laboratorium wieder bekäme. Ich wurde im Mai 22 Jahre alt, meine Mutter im September 60 und mein Vater im Mai 59 Jahre alt. Ich machte mir Gedanken, ob sie das Ende des Krieges gut überstanden hatten.

Das Lager war sehr groß, es waren wohl fünf bis sechs Unterkunftsbarracken vorhanden, eine Küchenbaracke, Waschräume und eine Kulturbarracke mit Bühne. Ich habe diese Kulturbarracke auch einmal besucht, als Gefangene versuchten, eine Operette aufzuführen, ich glaube, es war der Zigeunerbaron.

Dort sah ich, dass auch Frauen als Kriegsgefangene in diesem Lager waren. Ich wurde einer Baracke zugeteilt, musste aber selbst sehen, wo ich auf den Pritschen einen Schlafplatz fand. Die Gefangenen, die schon länger in diesem Lager waren fragten, wo wir herkämen und warum wir eingewiesen wurden. Ich sagte ihnen, dass wir nach Hause geschickt würden. Daraufhin lachten sie und sagten:

*"Erst sind wir an der Reihe, wir sind schon seit einem halben Jahr hier und warten darauf, entlassen zu werden."*

Das war eine herbe Enttäuschung und die Hoffnung schwand wieder. Diese Lager waren nicht sehr unangenehm und mir graute davor, hier längere Zeit bleiben zu müssen. Die Tage vergingen sehr langsam, wir wurden nicht zur Arbeit eingeteilt, es geschah absolut nichts. Die Hoffnung, nun endlich nach Hause zu kommen, schwand wieder. Doch eines Tages, es muss so um den 16. April gewesen sein, wurden Namenslisten ausgelegt. Man musste nun suchen, ob man dabei war. Ich konnte es kaum fassen - Gott sei Dank fand ich meinen Namen. Da stand deutlich: *"Rudi Wilhelm Kupfer, Burgkernitz, 27"*. Der Vor- und Vatersname, wie es in Russland üblich ist, der Familienname, Wohnort und Geburtsjahr.

Ministerium der Streitkräfte  
UdSSR

# Ausweis

98

Militäreinheit

Feldpost-Nr.

61948

Ehemaliger Kriegsgefangener

*Kufter Rudi Wilhelm*

(Name, Vorname, Vatersname)

geboren am *1927*

ist aus dem

Kriegsgefangenenlager entlassen worden und befindet sich auf der Heimreise

nach

*Бухарин*

(Stempel)

Kommandeur der Einheit der Sowjetarmee

Feldpost-Nr. *61948*

OTTO INACK, LEIPZIG W/199

НКО—СССР

Воинская часть  
Полевая почта

№ *61948*

От карантина освобожден

## СПРАВКА

Бывший военнопленный

*Куfter Руди Вильгельм*

(Фамилия, имя, отчество)

*1927* года рождения освобожден из лагеря для военнопленных и слободы своего постоянного жительства в г.

Место  
для  
печати



Командир в/ч Советской Армии

Полевая почта № *61948*

Mein Entlassungsausweis aus Kriegsgefangenschaft

Bereits am nächsten Tag mussten wir auf der Liste Stehenden im Hof antreten, am Tor standen russische Offiziere, sie riefen den Familiennamen auf und man musste vortreten und den Vor- und Vatersnamen, den Wohnort und das Geburtsjahr sagen. Wenn das mit der Liste übereinstimmte, durfte man durch das Tor gehen und draußen erneut antreten. Jetzt erschienen mir die Minuten wie Stunden, es ging mir alles viel zu langsam. Endlich setzten wir uns in Bewegung, ohne Bewachung, ein russischer Offizier lief am Anfang. Wir marschierten zum Bahnhof, dort stand ein Zug mit Güterwaggons, ich wurde einem Waggon zugeteilt, ich weiß nicht mehr, wie viele sich einen Waggon teilen mussten. Es war uns auch gleichgültig, es konnte ja nur noch Tage dauern. Vor den Waggons lag Stroh und wir holten uns etwas davon als Lagerstätte. Diesmal wurden die Türen nicht verriegelt. Endlich setzte sich der Zug in Bewegung, ich kann mich nicht mehr erinnern, ob wir unterwegs Essen bekamen, ich glaube nicht. Am 21. April kam der Zug im Entlassungslager in Frankfurt an der Oder an. Ich konnte es kaum fassen, es sollte Wirklichkeit werden, dass ich nach Hause kommen durfte und mein Leben sozusagen neu beginnen konnte. Fast fünf Jahre meines Lebens waren für mich nutzlos vergangen. Na ja, sicher nicht ganz nutzlos, die Kriegsgefangenschaft war eine harte Schule, sie hat mich geformt und dazu beigetragen, Enttäuschungen und Niederlagen ertragen und relativ unproblematisch verarbeiten zu können. Allerdings hat sie auch dazu geführt, dass ich misstrauischer und vielleicht in mancher Hinsicht auch rücksichtsloser wurde, als ich es bis dahin war. Doch zunächst konnten wir uns richtig säubern, wir wurden entlaust, obgleich ich seit 1947 niemals mehr Läuse hatte und wir bekamen saubere Unterwäsche. Die Nacht zum 22. April verbrachten wir im Lager. Am 22. April erhielten wir unseren Entlassungsschein und Geld, wenn ich mich recht erinnere, waren es zwanzig Mark.

Den ganzen Tag am 22. April blieben wir noch im Lager, ein Sammeltransport mit der Bahn nach Berlin sollte am Abend abgehen. Von Berlin aus sollte jeder dann in seinen Heimatort fahren können, jeder durfte ein Telegramm nach Hause schicken, um seine Rückkehr anzukündigen. Im Lager war ein Verkaufsstand, dort gab es Zigaretten, Süßigkeiten und auch Bier. Ich hatte in meinem ganzen Leben ein einziges Mal einen Schluck richtiges Bier getrunken. Es war an einem heißen Sommertag, ich war mit meinem Vater Heu von unserer Wiese an der Mulde holen. Wir hatten die Schubkarre, es war eine Leiterkarre, mit einem riesigen Haufen Heu beladen, mein Vater schob und ich zog die Karre. Es war ein Weg von drei Kilometern und als wir die Hälfte des Weges geschafft hatten, waren wir erschöpft und hielten bei einem kleinen Geschäft an. Mein Vater kaufte eine Flasche Bier und ich durfte auch einen Schluck davon trinken. Es war sehr bitter und schmeckte mir überhaupt nicht, ich war damals zehn oder zwölf Jahre alt. Es war damals das erste und einzige Mal, dass ich meinen Vater habe Bier trinken sehen. Ich stellte mich in der langen Schlange auch nach Bier an, ich kann mich erinnern, es sollte fünf Mark kosten. Je näher ich an den Verkaufstisch kam, um so mehr waren mir die fünf Mark für ein Glas Bier zu teuer. Also ging ich ohne Bier wieder weg. Eine Stunde später dachte ich, ich könne mir doch ein Glas Bier holen, also stellte ich mich wieder an.

Wieder das Gleiche, kurz bevor ich an der Reihe war, ging ich weg, ich machte das mindestens dreimal. Einige von den Gefangenen kauften sich gleich für ihr ganzes Geld Bier, da sie den Alkohol aber nicht mehr gewohnt waren, waren sie danach ziemlich betrunken.

Am späten Abend stand ein Personenzug bereit, mit dem wir nach Berlin fuhren. In der Nacht waren wir dort, ich glaube, wir kamen damals auf dem Ostbahnhof an und ich musste zum Anhalter Bahnhof, um in Richtung Halle zu fahren. Es war dunkel, Berlin war voller Ruinen und die Bahnhöfe in einen schlimmen Zustand. Auf jeden Fall erreichte ich irgendwie den Bahnhof, von dem mein Zug nach Hause fuhr. Es war am Morgen des 23. April. Von dieser Nacht in Berlin habe ich nur noch bruchstückhafte und konfuse Erinnerungen. Im westlichen Teil von Berlin gaben auf dem Bahnhof Diakonie-Schwestern Suppe für uns aus. Ich hatte dafür keine Zeit, ich wollte nur nach Hause und auf keinen Fall den nächsten Zug verpassen.

Endlich stand der Personenzug nach Halle bereit, der über Muldenstein fuhr - den Bahnhof, wo ich aussteigen musste. Der Zug setzte sich in Bewegung und mich überwältigten Gefühle, welche ich in der Rückschau kaum beschreiben kann. Es war eine aufwühlende Mischung aus Unruhe, Erwartung, Unsicherheit und Angst vor dem, das mich erwartete. Ich hatte zwar einen Sitzplatz, der Zug war nicht sehr voll, aber ich stand fast die ganze Zeit am Fenster und ließ die Eindrücke an mir vorüberziehen. Der Zug erreichte Luckenwalde, dann Jüterbog und schließlich Wittenberg. Hier hatte ich damals meine Freiwilligenmeldung zur Unteroffiziersschule unterschrieben. Jetzt kam ich Kilometer für Kilometer immer näher nach Hause und durch mir nun bekanntes Gebiet. Der Zug hielt in Pratau, hier wohnten eine Tante und ein Onkel, der Bruder meines Vaters. Die Zeit schien mir viel zu langsam vergehen, es dauerte mit jedem Halt eine Ewigkeit bis zur nächsten Bahnstation. Ich blieb am Fenster stehen und saugte förmlich die Eindrücke in mich auf. Immer mehr Erinnerungen verbanden sich mit dem draußen vorbeiziehenden Orten und Gegenden. Es folgten Bergwitz, Radis und Gräfenheinichen. Hier in Gräfenheinichen wurde ich im Frühjahr 1944 gemustert, ich sah vom Zug aus die Gaststätte, in der die Musterung stattfand. An der rechten Seite erschien die "Mondlandschaft", die von den ausgekohlten Gruben geblieben und hier besonders hässlich war. Dann tauchten die vielen Schornsteine des Großkraftwerkes Zschornewitz auf, das aus der Braunkohle Strom erzeugte. In der Nähe von Zschornewitz mitten im Wald war ein wunderbares Freibad, wo ich oft zu Schwimmen war. Man erreichte es von unserem Haus auf dem Knack mit dem Fahrrad auf schönen Waldwegen. Die Gegend war mir nun bis in den kleinsten Winkel bekannt und viele Erinnerungen von früher schwirrten durch meinen Kopf. Es ist erstaunlich, was für Bilder einem in Erinnerung gerufen werden, oft Nebensächlichkeiten, an die man nie gedacht hat.

Der Zug hielt in Burgkernitz, hier war auf dem Friedhof die Urne von Willi, einem Bruder von mir beigesetzt. Auf der linken Seite konnte ich durch die Bäume das Schloss von Burgkernitz erkennen, das dem Baron von Bodenhausen gehörte. Hierher hatten wir als Kinder am Wandertag zwei- oder dreimal Ausflüge mit der Schulklasse gemacht.

Ich stellte mir nun schon den wunderschönen Kiefernwald vor, der an unserem Haus stand. In diesem Wald hatte ich meine Kindheit verbracht, gespielt und Buden gebaut. Als der Zug sich wieder in Bewegung setzte erfasste mich eine Unruhe, die nächste Station war Muldenstein, bis dorthin waren es etwa sechs Bahnkilometer, dort musste ich aussteigen. Mein Herz begann heftiger zu schlagen, mir wurde ganz warm und mir stiegen Tränen in den Augen. Auf der linken Seite in Fahrtrichtung verfolgte ich mit meinen Augen den Weg, der im Wald parallel zur Bahnlinie verlief. Diesen Weg bin ich viele Male gelaufen oder mit dem Fahrrad gefahren, so dass ich ihn mit geschlossenen Augen hätte gehen können. In meinem Kopf erinnerte ich mich an jedes Detail. Jetzt kam die Schranke, wo der Weg über die Bahnlinie führte, um dann an der rechten Seite zu verlaufen. An der Schranke standen ein Bahnwärterhaus und ein Wohnhaus, das zur Bahn gehörte. Hier wohnte ein Freund von meinem Bruder Horst, hier ging auch der Weg weiter zum Badeteich im Wald, der eine alte Tongrube war, in der wir im Sommer meistens badeten. Ich ging zur rechten Fensterseite und plötzlich war ich verwirrt und traurig. Ich konnte es nicht fassen - unser schöner Kiefernwald mit seinen hohen Bäumen war völlig verschwunden. Nur noch etwas Gestrüpp war vorhanden. Dann kam der Teich, ich drückte förmlich mein Gesicht an die Scheibe, jetzt sah ich das Haus, in dem meine Eltern wohnten. Der Zug bremste langsam ab und hielt auf dem Bahnhof Muldenstein. Ich war in Berlin in den vorderen Teil des Zuges eingestiegen. Als ich ausstieg sah ich eine Frau aus dem hinteren Teil des Zuges aussteigen, sie wurde von einer älteren Frau mit einem Kind erwartet. Wie ein Blitz schoss es durch meinen Kopf, das sind meine Mutter, meine Schwester Ilse und ihr Sohn Rainer, den ich noch nicht gesehen hatte. Sie bemerkten mich nicht und liefen los. Als sie dann auf den Weg nach rechts in die Richtung unseres Hauses einbogen, drehte sich Rainer, der mich offensichtlich von Fotos kannte, um und rief:

*"Da kommt Onkel Rudi!"*

Jetzt drehten sich auch Ilse und meine Mutter um. Die Gefühle in diesem Augenblick kann ich nicht beschreiben. Ilse hatte bei Bauern versucht, etwas zum Essen zu bekommen, und kam gerade mit dem gleichen Zug zurück. Wir umarmten uns, meiner Mutter rollten Tränen, über die Wangen und wir gingen zusammen nach Hause. Es war Sonnabend, der 23. April 1949, gegen Mittag - ich war endlich wieder zu Hause. In der Wohnung hatte sich so gut wie nichts verändert. Meine Mutter hatte eine Erbsensuppe gekocht, die habe ich immer gern gegessen. Jetzt erst merkte ich, dass ich sehr großen Hunger hatte. Ich hatte ja seit Mittag des vorhergehenden Tages nichts gegessen. Also haute ich rein. Ich weiß nicht mehr, wie viel ich gegessen habe. Aber mein Magen war solches Essen mit Speck nicht mehr gewohnt, und es dauerte nicht lange, bis sich die Suppe fast unverdaut wieder von mir verabschiedete.

Am Nachmittag kamen meine Schwestern Inge und Gerda und mein Bruder Horst mit seinem Sohn Jürgen, es gab viel zu erzählen. Nach dem Kriegsende waren in der unteren Wohnung russische Soldaten einquartiert, die Pferde hatten sie im Haus im Waschhaus untergebracht.

Unser Nachbar, Herr Schütze, wurde nachts erschossen, er lag tot auf einem Misthaufen und gleich in der Nähe ein toter, ebenfalls erschossener Russe. Das hatte große Probleme gegeben, weil die Russen daraufhin alle Männer erschießen wollten. Sie haben es dann doch nicht getan, offensichtlich hatte ein anderer Russe beide getötet. Mein Bruder Horst hatte nach seiner Heimkehr 1946 im ehemaligen Junkers-Flugzeugwerk in Dessau gearbeitet, bis es demontiert und geschlossen wurde. Nun arbeitete er in der Agfa-Filmfabrik in Wolfen, Inge arbeitete ebenfalls dort. Gerda arbeitete als Schwester im Krankenhaus in Bitterfeld. Sie hatte Glück gehabt, als sie aus Danzig evakuiert wurde musste, hatte sie die "Wilhelm Gustloff" - das Schiff, welches von einem russischen U-Boot versenkt wurde - wieder verlassen müssen und kam erst später mit einem anderen Schiff aus Danzig heraus. Sie hatte in Danzig zufällig auch Alfred getroffen, den Mann von Ilse, der dann in russische Gefangenschaft geriet und noch dort war. Mir war es damals unangenehm, dass ich schon nach Hause kam und Ilse noch auf ihren Mann warten musste. Wenn ich es hätte ändern können, wäre ich meiner Schwester zuliebe an seiner Stelle noch geblieben. Aber später habe ich dann erfahren, dass er fast die ganze Zeit seiner Gefangenschaft in der Küche arbeitete. Als ich nach Hause kam, wog ich etwa 57 Kilogramm, aber das gute Essen, das mir meine Mutter immer zubereitete, führte sehr schnell zur Erholung und Zunahme.

Zu Beginn der folgenden Woche wurde ich unruhig, ich wollte unbedingt wissen, wie es jetzt mit meiner Arbeit und mit dem Labor, in dem ich gearbeitet hatte, weitergehen sollte. Am Montag nach meiner Entlassung musste ich mich in Burgkernitz beim Bürgermeister anmelden und bekam bei dieser Gelegenheit Bezugsscheine für einen Anzug und ein Paar Socken. Also fuhr ich am Donnerstag, den 28. April, nach Bitterfeld in den Betrieb, der jetzt unter sowjetischer Verwaltung stand und als "Staatliche Sowjet-AG Kaustik" firmierte. Es dauerte eine Weile, bis ich das Labor fand. Es befand sich nicht mehr im Hufeisenbau 140, sondern war jetzt in einer Halle untergebracht, in der früher Aluminiumschrott umgeschmolzen wurde. Die Halle hatte einen Kopfbau mit Verwaltungs- und Laborräumen.

Herr Petznik, mein ehemaliger Laborchef, leitete das Labor noch, sonst war niemand mehr von den früheren Laboranten da. Das Labor gehörte noch zu dem Sonderproduktebetrieb, allerdings nur noch zur Gießerei, die jetzt als Stahlbetrieb bezeichnet wurde. Herr Petznik war wirklich freudig überrascht, als er mich sah. Ich musste zuerst berichten, wie es mir in den letzten fünf Jahren ergangen war. Wir hatten uns, abgesehen von meinem kurzen Besuch nach dem Arbeitsdienst im August 1944, das letzte Mal am 3. Juni 1944 gesehen. Als ich ihn fragte, ob ich wieder im Labor beginnen könnte, antwortete er mir, dass ich das selbstverständlich sofort könnte. Wir einigten uns, dass ich am folgenden Montag, den 2. Mai, wieder beginne. Ich erledigte noch am gleichen Tage die Einstellungsformalitäten im Personalbüro. Ich fuhr froh und glücklich nach Hause. Mir war, als wäre eine schwere Last und Sorge von mir abgefallen. Zu Hause erzählte ich meiner Mutter glücklich, dass ich ab Montag arbeiten kann. Sie sagte zu mir:

*"Willst du wirklich schon ab Montag arbeiten? Bleibe doch erst ein paar Wochen zu Hause, Horst war fast ein halbes Jahr zu Hause, ehe er wieder arbeiten ging."*

Sie konnte sich nicht vorstellen, wie sehr ich in Russland darauf gewartet hatte, diese mir so lieb und wichtig gewordenen Arbeit wieder aufnehmen zu dürfen.

# Erinnerungen meiner Frau Renate

*Renate schrieb im Februar 1987 ihre Erinnerungen an das Kriegsende nieder, ich füge ihre Aufzeichnungen hier ein.*

Es begann also das Jahr 1945, das für unser persönliches Leben so einschneidend war, denn auch wir Kinder empfanden die Last des Krieges und des nahenden Zusammenbruchs stark. Die Bombenangriffe und das Überfliegen unserer Stadt Bitterfeld - Ziel und Richtung dieser grässlichen, silbernen Vögel und der damit verbundenen Geräusche war ja die Reichshauptstadt Berlin - belastete uns Kinder sehr. Die ohnehin wenigen Schulstunden verbrachten wir in den entsetzlichen Betonklötzen der Luftschutzbunker, wobei ich mir immer gleich einen Platz an den wenigen Luftschächten suchte, um nicht von einem Gefühl des Erstickenmüssens befallen zu werden. Die Fliegeralarme während der Nacht waren noch schlimmer, aus dem Schlaf gerissen griff man, ohne richtig wach zu werden, sein vorgefertigtes Umhängeschild, auf dem die Anschriften der nächsten Angehörigen und die Feldpostnummer des Vaters stand, sowie den kleinen Rucksack, in dem ein wenig Zwieback oder Knäckebrötchen als eiserne Reserve war, und wir Kinder torkelten mehr als wir liefen in den Keller. Auf einem Feldbett liegend warteten wir auf die Entwarnung, um dann durchgefroren - aber froh, wieder einmal davongekommen zu sein - in unsere Betten zu kriechen und in einem Alter von guten zehn Jahren schnell wieder einzuschlafen. Von mir kann ich sagen, dass ich schon damals Zweifel hatte, dass unser, mit ein paar Balken - die hießen wohl Stempel - abgestützter Keller uns Schutz bieten würde gegen die Grausamkeit der Bomben. Damals waren es die Phosphorbomben, die uns ängstigten, deren infernalische Vernichtungskraft wir von den Bildern aus Hamburg und später auch Dresden erahnten. Mich drängte es immer, im Hausflur zu stehen, ich fühlte mich in den Betonklötzen der Gefahr ausgesetzt, lebendig begraben zu werden, aber unsere Mutter achtete unerbittlich darauf, dass die Anordnungen des Luftschutzwartes bis aufs I-Tüpfelchen eingehalten wurden!

So verbrachten wir also die ersten drei bis vier Monate des Jahres 1945. Dann kam der von vielen doch irgendwie erhoffte Panzeralarm, denn irgendein Ende dieser unerträglichen Situation sehnten wohl alle noch im Lande verbliebenen herbei und das waren ältere Frauen, Kranke, Greise und wir Kinder. Dann ging alles ziemlich schnell und wir bemerkten nicht sehr viel - Geschützdonner und das dumpfe Dröhnen näher rückender Panzer erfüllte unsere Tage, die wir nun auch im Keller verbrachten. Wir waren recht isoliert und voller Angst vor dem Ungewissen. Dann kamen eines Tages, es war gegen Ende April 1945, plötzlich laut polternd amerikanische Soldaten in unser Haus und unseren Keller und suchten alkoholische Getränke. Zum ersten Mal sah ich farbige Amerikaner hautnah, wir hatten große Angst vor ihnen, sie taten uns aber nichts. Der Krieg war für uns beendet und wir gehörten zur amerikanischen Besatzungszone. Die Mulde, so schätzungsweise zwei bis drei Kilometer hinter unserer Siedlung Richtung Dessau fließend, war die Grenze zur russischen Zone.

Über diese - die Muldebrücke der Bahnlinie Halle-Berlin hatten die Deutschen noch gesprengt - kamen Tag und Nacht in halsbrecherischen Aktionen über die Ruinen der Brücke kletternde oder durchs eiskalte Wasser schwimmende, aus dem Osten flüchtende Menschen. Das waren auch Soldaten, die nach Hause wollten und die ihre Uniformen in den ersten Häusern, die sie erreichten, gegen Zivilkleidung tauschen wollten. Was aber bald unmöglich war, denn die Frauen wollten und konnten ja nicht die letzten Sachen ihrer Männer und Söhne weggeben, aber im Gedenken an die gefallenen oder gefangenen Männer, Väter und Söhne gab wohl jeder doch noch heraus, was irgendwie möglich und entbehrbar war. Schließlich hoffte jede Familie, bald den ihren, wenn er kriegsgefangen war, nach monatelangem Nichtsmehr hören wieder bei sich zu haben. Ich lief immer wieder zu der gesprengten Muldebrücke hin, wo auf einem mächtigen Betonbrocken ein toter Soldat lag, vielleicht angeschwemmt oder beim versuchten Überqueren der Mulde verunglückt. Ich war wie besessen von dem Gedanken, es könnte mein Vater sein, er war aufgedunsen und entstellt und passte äußerlich so gar nicht zu dem Bild, das von meinem Vater in mir war und trotzdem ließ mich der Gedanke nicht los - es war der erste tote Mensch, den ich bis dahin gesehen hatte. Dann kam der 8. Mai, der Tag der Kapitulation, ein Dienstag - und die Veränderungen im weltpolitischen Geschehen brachten es mit sich, dass das von der Sowjetunion beanspruchte Gebiet des ehemaligen Deutschen Reiches weiter nach Westen verlagert wurde. Deutschland wurde in vier Besatzungszonen aufgeteilt und wir gehörten nun zu der russischen. Vor den Russen hatten wir mächtige Angst, muss ich gestehen, die jahrelange Propaganda und die Erzählungen der Flüchtlinge, mit denen wir in Berührung kamen, taten das ihrige. Heute weiß ich, dass der ganze Krieg, das Zwingen von eigentlich arglosen und oft noch kindsköpfig-jugendlichen Menschen, rücksichtslos anderes Leben auszulöschen, ohne überhaupt einen Gedanken an das Warum und Weswegen zu verschwenden, Menschen in solchen Situationen böse, roh und animalisch macht. Das war, wie ich auch immer wieder in der Literatur fand, in den römischen Legionen und dem viel beschriebenen 30-jährigen Krieg so und das ist in dem 1945 beendeten Krieg nicht anders gewesen und wird so bleiben, solange das Übel an sich - die verfluchten Kriege, das infernalische Sichüberbieten in der Produktion von Waffen, das Verkaufen dieses Teufelszeugs in alle Winkel der Welt und die moral- und gewissenlose Manipulation der Menschen - nicht aufhört. Jedenfalls kamen wieder Soldaten, diesmal russische, in unsere Siedlung und durchsuchten die Häuser. Unsere Mutter versteckte uns Kinder im leeren, aber trotzdem dunklen Kohlenkeller, doch die Soldaten taten uns nichts, sie waren zwar, wie ihre amerikanischen Kollegen, laut und polterten im Haus herum, waren aber ansonsten friedlich und - im Gegensatz zu ihren amerikanischen Kollegen - an eher nützlichen Dingen interessiert. Sie schoben das alte Motorrad des Vaters vom Hof, ließen uns aber immerhin von den drei Fahrrädern eines und auch von den beiden Ziegen im Stall nahmen sie nur eine mit.

Wir halbwüchsigen Kinder wurden nun verstärkt in den Kampf ums Überleben der ersten, schlimmen Nachkriegsjahre einbezogen.

Das war in erster Linie das Auflesen aller sich bietenden Feldfrüchte. In Scharen fuhren die Mütter mit ihren Kindern auf alten, klapprigen Fahrrädern während der Erntezeit - und die zog sich lang hin - in den späten Abendstunden der Dämmerung in die Felder, um erst von August an in den abgeernteten Getreidefeldern die liegengebliebenen Ähren und später bis in den November hinein mit eiskalten, erstarrten Fingern die kleinen Zuckerrübenabschnitte aufzulesen. Aus letzteren wurden in aufwendiger Aktion im Waschkeller Rübensaft und Rübenmus durch Zusatz von Möhren gekocht. Dank der großen Rührigkeit meiner Mutter Elsbeth Eichmann, geborene Wecke, haben wir zwar immer Hunger gehabt, aber nicht regelrecht hungern müssen. Was mich noch mehr beeindruckte und mich lange bewegt hat, waren die Bemühungen, an Heizmaterial zu kommen, speziell in dem schlimmen Winter 1945/46 und danach auch noch. In unserer Gegend, in Mitteldeutschland, konnte man sich nicht mit Holz versorgen, da war so gut wie nichts. Täglich fuhren aber auf der Bahnstrecke in Richtung Berlin, die nur durch ein schmales Feld von unserer Siedlung getrennt war, lange Güterzüge mit Kohle aus den umliegenden Tagebauen beladen vorbei und die mussten anhalten, da die notdürftig reparierte Muldebrücke nur eingleisig zu befahren war. Vor dem Signal, nicht weit von uns entfernt, hielten die Züge und das war zugleich das Signal für uns Kinder, die im Hausflur bereit liegende Säcke zu greifen und in Windeseile quer über das Feld zu rennen, im Laufen schon mit Augen und Hirn erfassend, welche Wagen nicht allzu hoch und für uns Kinder zu erklimmen waren. Dort spielte sich oft ein brutaler Kampf um den kleinen Tritt der Wagons ab, um sich brutal gegen andere, vielleicht kleinere oder schwächere, auf dem knappen Tritt zu behaupten und dann auf den Güterwagen zu klettern, um in Windeseile so viele Kohlen wie nur möglich auf die Böschung des Bahndammes zu werfen, immer den eigenen Haufen im Auge behaltend. Die inzwischen nachkommende Mutter las schnell alles in den Sack, danach kam noch die Nachlese der Alten und Kranken, die nicht auf den Wagen klettern konnten oder heruntergestoßen wurden und sich mit den liegen gebliebenen, kleinen Stücken begnügen mussten. Es war schlimm und gefährlich, was wir da zu tun gezwungen waren. Meine Mutter, insbesondere später auch, als er wieder zuhause war, mein Vater litten darunter, uns zu solchen Handlungen bewegen zu müssen. Einmal schaffte es mein kleiner Bruder, er war gerade sieben Jahre alt, nicht mehr, rechtzeitig vom Wagon zu klettern, als das Signal umschaltete und der Zug losfuhr. Für diesen Fall hatte uns unsere Mutter eingetrichtert, auf gar keinen Fall vom rollenden Zug zu springen, sondern bis zum nächsten Signalhalt mitzufahren, dann herunterzuklettern und am Bahndammrand zu warten, bis wir abgeholt würden. So lief meine Mutter fast fünfzehn Kilometer die Bahngleise entlang, bis sie meinen Bruder hinter Burgkernitz am Bahndamm hockend fand. Natürlich mussten sie die Strecke auch wieder zurücklaufen, es war spät in der Nacht, als beide zuhause ankamen. Aber wir Kinder empfanden das gar nicht so schlimm, es war mehr eine Art Sport und den abschätzenden Blick, ob erklimmbar oder nicht, wenn ein Güterwagen kommt, habe ich lange behalten, das heißt, eigentlich ertappe ich mich heute noch manchmal dabei. Auch von Staatsseite wurde diese Art der Versorgung eher geduldet als bekämpft.

Jeder Zug wurde zwar von der Bahnpolizei begleitet, die taten aber wenig, waren sie vorn am Zug, dann klauten wir hinten und umgekehrt. Die Not der Menschen führte natürlich auch zu direkt kriminellen Handlungen, aber solche Dinge kamen für meine Eltern, die sehr stark den Ehr- und Ordnungsbegriffen des Preußischen Staates und des Kaiserreiches verhaftet waren, nicht in Frage. Im Gegenteil, ich habe oft beobachtet, dass meine Mutter bei der Feldlese oder der Kohlebeschaffung Alten, Schwachen oder Weggestoßenen Kartoffeln, Rüben und Kohlestücke aus unserer Beute zusteckte. Ich verstand das damals als Kind nicht und habe erst später begriffen, warum sie das tat.

Inzwischen war es Sommer geworden und im Herbst des Jahres 1945 stand der Schulbeginn für mich in der Mädchenoberschule am anderen Ende der Stadt vor der Tür. So recht kann ich mich nicht mehr erinnern, es fiel mir offenbar nicht sehr schwer mitzukommen, denn richtig lernen brauchte ich nicht und ich hatte wohl auch nicht sonderlich viel Lust dazu. In der wirklich raren Freizeit machte ich mich über die Bücher in dem elterlichen Bücherschrank her. "Prisonnière Hahn" war eines der ersten, ich verstand zwar erstmal absolut gar nichts, aber allmählich erschloss sich doch eine Dimension, die mir Elfjähriger noch nicht bekannt sein konnte. Wir Nachkriegskinder sind durch eine harte Schule gegangen, dieses Volleingespanntsein in den Kampf ums tägliche Überleben hat auch irgendwie diszipliniert. Ich verwaltete die Lebensmittelmarken der Familie und teilte sie mit ein, so dass es bei uns - bis auf ein Mal - nie vorkam, dass gegen Ende des Monats nichts mehr da war und regelrecht gehungert wurde, wie bei vielen Menschen geschehen. Eisern wurde durch die Anzahl der Wochen geteilt, so dass immer etwas von den zugeteilten Dingen da war. Das waren in der Hauptsache als Dreh- und Angelpunkt die Fleisch-, Butter- und Zuckermarken. In großer Erinnerung ist mir dabei ein Fall - das war aber schon ein paar Jahre später - als ich mir, ich sehe das Geschäft heute noch vor mir, an einem Schaufenster eines Bäckerladens die Nase platt drückte, um die dort ausgestellten Köstlichkeiten wenigstens ansehen zu können. Als ich wieder auftauchte in die Wirklichkeit, musste ich bei einem Kontrollgriff nach der Markentasche feststellen, dass irgendjemand mir diese geklaut hatte. Nur mit viel Fantasie kann man sich meinen unglaublichen Schrecken und die furchtbare Angst vor der Offenbarung dieser Tatsache bei meiner Mutter vorstellen. Ich wurde sehr geschlagen, aber gewisslich nicht aus Sadismus, sondern die Pein, uns den Monat ohne diese Marken ernähren zu müssen, war der Anlass. Aber irgendwie haben wir auch das geschafft. Nun will ich berichten von den Änderungen in unserem persönlichen Leben, die hervorgerufen wurden durch die grundsätzlichen Änderungen, die sich in dem Teil des Landes, in dem wir lebten - der sowjetischen Besatzungszone - vollzogen. Nachdem das Volk über alle Untaten der Nazis - allem voran über die Konzentrationslager, in denen Millionen Juden und alle dem Staat missliebigen Menschen auf entsetzliche Weise gequält und umgebracht worden waren - ausführlich über Funk und Presse informiert wurden - ich verfolgte gespannt die Kriegsverbrecherprozesse in Nürnberg im Radio - war für viele klar, dass ein neues und besseres System aufgebaut werden musste. Für uns in der Sowjetzone sollte das ein sozialistisches sein.

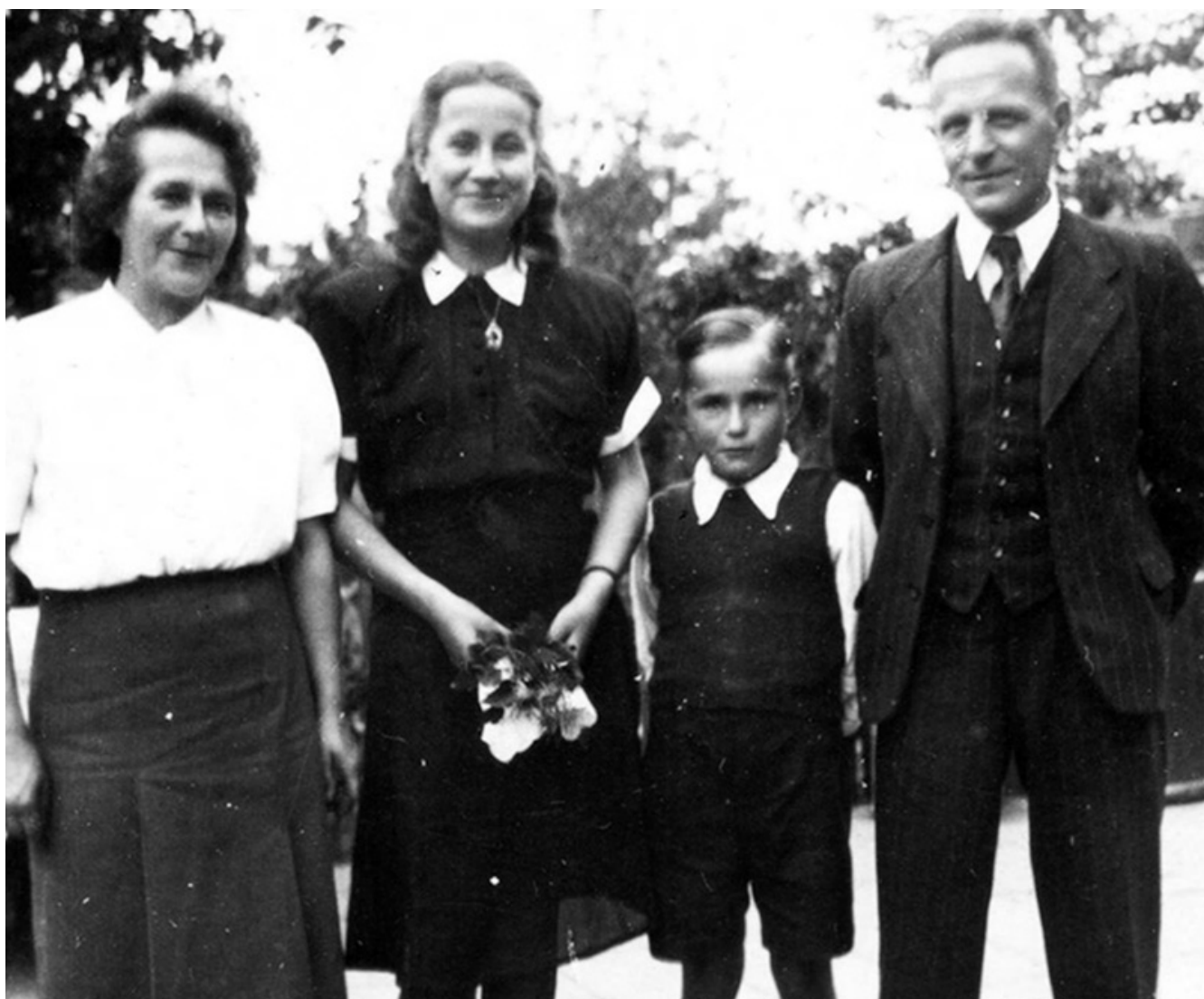


**Fritz Eichmann als Soldat**

Dazu gehörte, dass mein Vater nicht mehr als Oberinspektor im Verwaltungsdienst des Ordnungsamtes tätig sein konnte. Die sichere Position als Beamter auf Lebenszeit nach schrecklichen Jahren der Arbeitslosigkeit war vorbei! Doch zuerst musste er ja mal wieder von irgendwoher aus der Gefangenschaft wiederkommen, denn an die noch schlimmere Möglichkeit, dass er nie wieder käme, wollten wir nicht denken. Hatten wir ihn auch als strengen Vater in Erinnerung, so gab es viele gute Dinge an und Erlebnisse mit ihm, an die wir gerne dachten. Als Vorbote von ihm kam zunächst ein schrecklich dünner, junger Mann, der brachte Nachricht und Grüße aus einem Gefangenenlager in Rumänien. Auf meiner Mutter besorgte Frage, ob es denn tatsächlich der bewusste Fritz Eichmann sei, erwähnte der junge Mann, dass der Fritz wohl gerade aus einem alten, gefundenen Lehrbuch Spanisch lerne. Ja, da war es klar, das war typisch für unseren Vater! Und eines Tages stand er dann alt, verlaust und zerlumpt mit großen Hungerödemen an den Beinen in der Türe. Ja, er kam uns alt vor, obwohl er eigentlich sportlich war und wirkte - am 6. August 1898 geboren war er für mich ja auch relativ alt. Mutter zog ihn regelrecht in die Waschküche, verbrannte das verlauste Zeug und wusch ihn, dank ihrer fürsorglichen Wirtschaftsführung päppelte sie ihn auf und die Ödeme verschwanden auch bald bei regelmäßiger Nahrungszufuhr.<sup>18</sup> Große Sorge bereitete nun das Finden einer Arbeit. Geeignet war eigentlich nur Büroarbeit in irgendeiner Form, aber diese Stellen waren mit Leuten besetzt oder für Leute vorgesehen, die glaubhaft machen konnten, in der vergangenen Epoche keine Nazis gewesen zu sein. Nicht weniger wichtig war das Einstufen in die der Schwere der Arbeit entsprechende Lebensmittelkartenkategorie. Bitterfeld ist ja ein Industriegebiet und so erfuhr er, dass in dem ehemaligen I.G. Farbenindustrie, jetzt Elektrochemisches Kombinat Bitterfeld, Elektroschweißer gesucht beziehungsweise in Kurzlehrgängen ausgebildet wurden. Ich finde es heute, wo ich im gleichen Alter bin, erstaunlich, wie mein figürlich sehr zierlicher und vom Alter her - er war ja über 50 Jahre alt - gewiss nicht mehr jugendlicher Vater sich entschloss, die letzte Phase seines Arbeitslebens mit solch grundlegender Änderung zu beginnen - zumal er sich eigentlich nur mit Verwaltungsakten und in der Freizeit mit Büchern und mit Hingabe seinen vielfältigen Beobachtungen in Natur und Pflanzenwelt beschäftigt hatte. Ein wesentlicher Gesichtspunkt war wohl der Erhalt der höchsten Lebensmittelkartenstufe für diese körperlich schwere Arbeit, um uns Kindern mehr zukommen lassen zu können. Ich erinnere mich, wie er dann mit zwei, auf der Ofenplatte gerösteten Brotscheiben und zwei Löffeln Zucker in einer leeren, kleinen Backpulvertüte - aber immer mit irgendeinem naturwissenschaftlichen Buch in der abgeschabten Aktentasche - mit seinem Fahrrad losfuhr. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass er, der sehr streng und oft unerbittlich beim Durchsetzen von ihm gegebenen Aufgaben war, über diese einschneidende Änderung in seinem Leben verbittert gewesen wäre oder auch nur gemurrt hätte. Die Disziplin und Härte, die er verlangte, brachte er stets selbst auf. Ich denke aber auch, dass er froh war, das Inferno des Krieges überlebt zu haben und - ohne viele Worte zu machen - wusste und verstand, dass er dem System des Hitler, das soviel Leid und Tod über ganz Europa gebracht hatte, nicht nur auf den Leim gegangen war, sondern - wenngleich

er sich dem Mittun in der letzten Konsequenz verweigert hatte - ihm lange Zeit gedient und es mitgetragen hatte. Er nahm seine neue Lebenssituation als gegeben hin und mühte sich redlich, mit seinen gerade halb so alten Kollegen mithalten zu können, die - wie das so Menschenart ist - gegen Schwächere gerne ihre Späßchen und Witze mit ihm machten, obwohl oder gerade weil er ihnen geistig haushoch überlegen war.

Die Jahre 1945 bis 1949 waren die meines körperlichen Erwachsenwerdens und des Herauswachsens aus der, durch das Elternhaus vorgegebenen, Norm des Denkens und Handelns. Da ging es mir nicht anders als den heute Heranwachsenden - alles, was zu Hause für richtig und erstrebenswert gehalten wurde, war kritikwürdig und wurde abgelehnt. Nur äußerte sich diese Ablehnung mehr passiv, beziehungsweise man hob sich seine Ansichten und deren Umsetzung für später auf, weil die Strenge meines Vaters einfach nichts anderes zuließ. Die Atmosphäre an der von mir besuchten Mädchenoberschule war eigenartig. In meiner Klasse lernten außer einigen Flüchtlingskindern, die ohnehin wenig Beachtung fanden, hauptsächlich die Mädchen, die auch vor 1945 die Schulbänke in der "Mädchenoberschule Adolf Hitler" bevölkert hatten. Es waren die Töchter von Geschäftsleuten und den höheren Beamten der Stadt und Umgebung. Irgendwie hatten die meisten es besser geschafft als mein Vater, in dem neuen Staat Fuß zu fassen. Und da die Kinder gnadenlos zueinander sein können, ließen einige mich recht heftig fühlen, wie tief wir gefallen waren: Vater, der gefürchtete Chef des Ordnungsamtes, war ein Fabrikarbeiter geworden! Maria B. verdient es für diesen Klüngel extra benannt zu werden, ihr Vater war der Parteivorgesetzte meines Vaters gewesen und irgendwie fühlte sie sich wegen der Fähigkeit ihres Vaters, sich ins neue Regime zu schummeln, berechtigt, mich durch perfide Spitzfindigkeiten zu hänseln - eine Eigenschaft, wie man sie in dieser Intensität eigentlich nur bei Erwachsenen antrifft. Es gab natürlich aber auch liebe und nette Mitschülerinnen wie Marianne R., die mir die Welt des Karl May erschloss, zur damaligen Zeit waren seine Bücher hier im Lande unter dem neuen Regime nicht erwünscht, das änderte sich erst später. Ich beschäftigte mich so intensiv mit dem Milieu und dem Geschilderten, dass ich dann immer in Versuchung war, mit merkwürdig nach außen gestellten Füßen einherzuwatscheln, wie ich glaubte, dass eine Squaw das eben täte. Wohl dreißig seiner Bücher habe ich regelrecht verschlungen, immer aufs Neue gefangen von dieser Abenteuer- und Indianerwelt, die so fern und bunt und edel war, aber wohl recht erheblich von der Realität abwich. Ein Anreiz, sich auf den Weg zur Schule zu machen, war die Ausgabe eines großen Brötchens - es wird wohl zwei Normalbrötchen entsprochen haben - an jeden Schüler jeden Tag, darauf warteten wir mit knurrendem Magen. Da aber die Beschaffung des Mehls manchmal stockte, geschah es immer wieder, dass es erst mehrere Tage nichts gab, dafür dann aber eine lange Stange Brötchen ein paar Tage später. So sah man Minuten später in den Klassen Mädchen, die lange Brötchenstangen blitzschnell hinunterwürgten.



**Oben: Renates Konfirmation 1949; unten Arbeitseinsatz  
beim NAW am Kulturhaus Bitterfeld 1952 (rechts)**

Allerdings bekamen in der Klasse beliebte Lehrer zu ihren Geburtstagen, die wir ausgekundschaftet hatten, die für den Tag ausgegebenen Brötchen geschenkt und wir waren auf uns selbst richtig stolz ob dieses Opfers. Heute frage ich mich, was der Mann oder die Frau wohl mit den dreißig Brötchen an ihren Ehrentagen angefangen haben. Heute wird das niemand mehr verstehen, da Brot oder gar geworfenes Brot keinen mehr aufregt, mich erinnert jedes im Rinnstein liegende Stück Brot an diese heute unglaubliche Zeit.

**Anmerkungen des Herausgebers:** Mein Großvater Fritz Eichmann war seit 1934 erst in mittlerer, später in hoher Position im Ordnungsamt des Landkreises Bitterfeld tätig. Ich habe meinen Großvater dazu befragt, als ich Anfang der 1980er Jahre in Leipzig arbeitete und deshalb einige Monate bei meinen Großeltern im Haus wohnte. Meine Großmutter ließ im Gespräch - wohl unbeabsichtigt - eine knappe Bemerkung fallen, die mich hellhörig werden ließ, denn dass da Anfang der 1940er Jahre irgendetwas vorgefallen sein musste, ahnte ich schon lange. Mein Großvater wollte erst nicht darüber sprechen, doch einige Tage später erzählte er, dass er die Situation nach dem Krieg, seine "Degradierung" zum Arbeiter, als eine Art Sühne dafür ansah, dass er zu lange das System des Nationalsozialismus mitgetragen hatte - und das aus Überzeugung. Er sah es als Buße dafür, dass er sich erst entschloss, sich dem System zu verweigern, als es zu spät war und seine offene Verweigerung nur noch bewirken konnte, dass er eben am weiteren Verlauf nicht mehr unmittelbar beteiligt war, was - konsequent zu Ende gedacht - auch nur Egoismus war - und das war ihm auch bewusst. Er ist, das sollte an dieser Stelle erwähnt werden, nie bei irgendeinem Staats- oder Parteiorgan damit hausieren gegangen und hat diesen Entschluss nie zur Rechtfertigung vor irgendeiner Instanz zur etwaigen Verbesserung seines Status zum Vortrag gebracht. Auf diese Tatsache, die meine Großmutter, nicht ganz zu Unrecht, als Sturheit interpretierte, in Verbindung mit ihren sehr begrenzten, finanziellen Möglichkeiten, bezog sich ihre oben erwähnte Anmerkung. Dasselbe Motiv der Sühne gilt für den Verbleib in der Sowjetzone, er hätte sich bequem und rechtzeitig in die Westzonen absetzen können und hätte dort vermutlich eine zweite Karriere in der Verwaltung gemacht. Die erwähnte Verweigerung bestand darin, dass er seinen Dienst auf einer Sitzung in Anwesenheit des Gauleiters und zahlreicher, regionaler SS- und Parteiführer mit den Worten "DAS wird uns Gott nicht verzeihen!" quittierte. Während dieser Sitzung des NSDAP-Parteigaus Halle-Merseburg, zu dem der Landkreis Bitterfeld gehörte, zur Umsetzung der Beschlüsse der Wannseekonferenz vom 20. Januar 1942 wurde ihm seinen Worten zufolge schlagartig klar, dass die Realisierung dieser Beschlüsse auf Massenmord hinauslief. Er erhob sich mitten in der Sitzung, legte seinen Dienstausweis auf den Tisch und verließ mit obigen Worten den Saal. Er wusste, was passieren würde, denn als er an diesem Tag nach Hause kam, packte er einen Koffer mit dem seiner Meinung nach Notwendigsten - das waren hauptsächlich Bücher - und wartete, er ging nicht wieder zum Dienst. Zwei oder drei Tage später wurde er von Feldgendarmen zum Einsatz an der Ostfront abgeholt.

Auf dem Foto als Soldat auf Seite 121 ist er kurz vor dem Abmarsch zu sehen und die

Schulterklappe lässt erkennen, dass mein Großvater in die 2. Panzerjägerkompanie der Panzerjäger-Abteilung 14 einberufen wurde, die in Halle/Saale am Standort der 14. Infanterie-Division stationierte war. Das Foto ist eigentlich eine Postkarte, die laut Aufdruck im "Atelier für moderne Fotografie Waldemar Schilling" in der Großen Ulrichstraße 62 in Halle a.d. Saale aufgenommen wurde. Es war damals üblich, dass die einberufenen Rekruten wenige Tage vor dem Fronteinsatz eine solche Karte aufnehmen ließen und als oft letzten Gruß an ihre Lieben schickten. In Anbetracht der Tatsache, dass mein Großvater damals bereits 43 Jahre alt war und die neun Jahre davor seit 1933 am Schreibtisch verbracht hatte, davor war er fast fünf Jahre ohne Erwerbstätigkeit, und angesichts der Tatsache, dass die Panzerjäger - insbesondere an der Ostfront - ein echtes Höllenkommmando waren, blickte er recht gelassen in die Kamera. Mehr noch - ich glaube, den spöttischen Blick und das leicht höhnische Lächeln zu erkennen, mit dem er seine Zeitgenossen bis zur Weißglut reizen konnte, weil es immer auch ein "Rutscht mir doch alle den Buckel herunter, ihr Idioten!" implizierte.

Er hat den Krieg überlebt und der Überlieferung zufolge stand mein Großvater urplötzlich mit dem Spruch in der Küchentür: "Da staunst du, Alte, was? Hast du nicht gedacht, dass ich den Krieg auch überlebe?", mit Betonung auf "den", und zwar deshalb, weil er schon den Ersten Weltkrieg überlebt hatte. Er hatte sich 1915 im Alter von siebzehn Jahren als Kriegsfreiwilliger gemeldet und kam an der Westfront zum Einsatz und hatte die gesamte Schlacht um Verdun überstanden, während der er mit Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichnet wurde, was man an der Bandschnalle an der Uniformjacke im Bild auf Seite 204 gut erkennen kann. Die Zahl der Verleihungen dieser Auszeichnung war im Ersten Weltkrieg im Vergleich mit dem Zweiten relativ niedrig und die Verleihung der I. Klasse an einfache Soldaten und Schützen eher unüblich. Es wird also Anfang 1942 nicht viele Träger des Eisernen Kreuzes I. Klasse gegeben haben, die als einfache Soldaten an die Ostfront eingezogen wurden.



**Fritz Eichmann, ca. 1955**

# Mein neues Leben beginnt

Am Montag, den 2. Mai 1949, begannen meine Arbeit und damit auch ein neuer Lebensabschnitt mit viel Freude, aber auch mit viel Arbeit, mit angenehmen Überraschungen, mit neuen Freunden, aber auch mit Enttäuschungen. Alles in allem jedoch wurde es ein erfolgreicher und erfüllter Lebensabschnitt. Als ich am 2. Mai 1949 früh im Labor stand, war mein erster Eindruck enttäuschend. Es war nicht das alte, schöne Labor, das ich in Erinnerung hatte und auf das ich mich so gefreut hatte. Es war recht klein und nicht so zweckmäßig eingerichtet, wie es das alte Labor war, und an den Labortischen waren teilweise bereits die Fliesen beschädigt oder abgefallen. Es hatte einen größeren Laborraum mit zwei Doppeltischen, an der Fensterseite waren der Spültisch und ein weiterer Tisch. An der rechten Stirnseite stand an der Wand ein Tisch, auf dem die Geräte zur Maßanalyse ihren Platz hatten, auch ein Potentiometer stand dort. An der linken Seite neben der Eingangstür war ein kleiner Wägeraum mit drei oder vier Analysewaagen, daneben war noch ein zweiter, kleiner Raum mit drei Abzügen. An der linken Stirnseite führte eine Tür zu einem Chemikalienlager. Es gab noch ein kleineres Labor mit einem Labortisch an der Fensterseite und einem kleinen Dunkelraum mit Photometer, links neben der Eingangstür befanden sich dort zwei Abzüge.

Außer dem Laborleiter, Herrn Petznik, war keiner von den ehemaligen Kollegen da. Herr Schwerdt, so erzählte man mir, sei nach Kriegsende gestorben, von den anderen wusste niemand etwas. Im Labor arbeiteten, mich eingeschlossen, neben unserem Chef fünf Laboranten, hin und wieder hatten wir für einige Zeit einen Lehrling. Eine nette Frau im Alter von etwa 40 Jahren spülte die Gläser, ihr Ehemann befand sich noch in russischer Gefangenschaft. Ein etwa 50-jähriger Mann, der während der Nazizeit Polizist war, arbeitete als Laborgehilfe, er musste Material holen, Proben zerkleinern und die Standflaschen auf den Labortischen auffüllen. Es dauerte nicht lange, bis ich mich eingearbeitet hatte und Kontakt zu den anderen Kollegen fand. Mit Alfred Hofmann, der nach Kriegsende in das Labor kam, fand ich schnell einen guten Freund, zu den anderen Laboranten hatte ich eigentlich nur ein kollegiales Verhältnis. Wir begannen, im Zweischichtbetrieb zu arbeiten, um Schnellproben zu analysieren, damit in der Gießerei die Schmelze in der Zusammensetzung noch vor dem Abguss korrigiert werden konnte.

Am 7. Oktober 1949, ich hatte Spätschicht und als ich in das Labor kam, war nur unser Chef da. Ich fragte, was los sei und er antwortete:

*"Sie sind alle zur Demonstration, die DDR wurde heute gegründet, das heißt ab heute tritt die neue Verfassung in Kraft."*

Seine Antwort klang nicht sehr begeistert. Das Jahr 1949 ging dem Ende zu. Weihnachten 1949, mein erstes Weihnachten zu Hause bei der Familie seit 1943. Es war zwar ein ärmliches Fest, aber wir waren alle zu Hause und alle hatten den Krieg und die Folgezeit ohne größere Schäden überstanden. Mein Schwager Alfred, der Mann von Ilse, kehrte im November aus der russischen Gefangenschaft heim.

Das Jahr 1950 begann, politisch verschärften sich die Spannungen zwischen den USA und der UdSSR und das hatte ebensolche Auswirkungen auf das Verhältnis der BRD und DDR. Im Mai richteten die drei Westmächte eine Protestnote an die UdSSR gegen die Aufrüstung der DDR. Angeblich würden in der DDR kasernierte Polizeieinheiten in einer Stärke von ca. 50.000 Mann gebildet, die gemäß ihrer Ausbildung und Ausrüstung den Charakter einer Armee trugen - tatsächlich waren zu diesem Zeitpunkt 40 Einheiten zu je 250 Mann aufgestellt. Die USA hatten den westeuropäischen Ländern eine sofortige Militärhilfe zur Modernisierung der europäischen Streitkräfte angeboten. Sechs amerikanische Divisionen sollten nach Deutschland verlegt werden. Bedingung war, dass die Bündnispartner ihrerseits energische Rüstungsanstrengungen unternähmen und deutsche Divisionen akzeptieren würden. Undurchschaubar war, ob die Protestnote der USA an die UdSSR eine vorbereitende Rechtfertigung dafür war. Es gab den ersten, großen Spionagefall der Nachkriegszeit - der Atomphysiker Klaus Fuchs hatte über Jahre den sowjetischen Geheimdienst mit wichtigsten Informationen aus der amerikanischen und britischen Atomforschung versorgt. Er flog 1948 auf, aber die UdSSR hatte es geschafft, in der Entwicklung der Wasserstoffbombe mit den USA gleichzuziehen. Viel später, nach seinem Austausch mit den Sowjets, war er in der DDR bei der Akademie der Wissenschaften tätig. Dort lernte ich ihn bei einer Besprechung des Forschungsrates der Akademie der Wissenschaften in Dresden kennen.

Das Jahr 1951 brachte eine kleine Änderung im Labor. Alfred Hofmann und ich zogen in das kleine Nebenlabor ein und bildeten nun kurioserweise eine Brigade mit dem Namen "Freyhoff". Die Bildung von Arbeitsbrigaden nach dem Muster der UdSSR wurde von der Gewerkschaft gefördert, das gesamte Kollektiv des Labors bestand aber lediglich aus unserem Chef, der von dieser Brigadebildung absolut nichts hielt und auch keiner angehörte, und uns fünf Laboranten. 1951 fanden die "Weltfestspiele der Jugend" in Berlin statt, daran nahmen Jugendliche aus 104 Ländern der Welt teil, der größere Teil kam jedoch aus den sozialistischen Ländern. Irgendeiner der Laboranten kam auf die Idee, dass wir daran teilnehmen sollten und so fuhren wir für eine knappe Woche nach Berlin. In Berlin angekommen erhielten wir ein nettes Privatquartier, was etwas Besonderes war, denn die meisten Teilnehmer wurden in Massenquartieren wie Schulen, Turnhallen oder Sälen einquartiert. Wir nahmen zwar - vom großen Feuerwerk der Abschlussveranstaltung abgesehen - nicht an den Aufmärschen, Demonstrationen und sonstigen Massenveranstaltungen teil, machten uns aber ein paar schöne Tage in Berlin und besuchten Vorstellungen und Kinos. Einmal fuhren wir nach Westberlin und als wir auf der Straße liefen, hielt ein Auto und der Fahrer schlug vor, uns die Stadt zu zeigen. Wir stiegen also ein, merkten aber schnell, dass der Mann ziemlich betrunken war. Er selbst schien es dann auch zu bemerken, er setzte uns an einem Kino ab und bezahlte den Eintritt für uns. Am 13. Oktober wurde ich als Aktivist ausgezeichnet. Auch wenn ich darauf keinen großen Wert legte, sollte mir diese Auszeichnung bei meinem Studium in Köthen von Nutzen sein, denn sie brachte mir 55 Mark "Aktivistenstipendium" als Zulage zum regulären Stipendium ein.

Nach dieser Auszeichnung wurde ich immer öfter gefragt und später eher gedrängt, als Kandidat in die SED einzutreten, was ich dann auch tat. Warum tat ich das? Ich hatte den Eindruck, dass die Regierung, die ja im Wesentlichen durch diese Partei, die SED, gestellt wurde, wirklich den Frieden und die wirtschaftliche Entwicklung des Landes zum Wohle aller Werktätigen wollte. Großen Eindruck machte auf mich auch die Linie der SED mit dem Slogan "Deutsche an einen Tisch", mit dieser Aufforderung an den Bundestag sollten gesamtdeutsche Beratungen angestrebt werden. Der Ministerpräsident der DDR, Otto Grotewohl, schlug dazu gesamtdeutsche, freie Wahlen vor, unter anderem führte er in seiner Erklärung aus: *"Wir halten es für selbstverständlich, dass eine Betätigungsfreiheit für alle demokratischen Parteien in ganz Deutschland geschaffen werden muss und dass die Wahlen in ganz Deutschland unter völlig gleichen Bedingungen durchgeführt werden müssen."* Das waren Entwicklungen, die Hoffnungen auf eine Wiedervereinigung weckten. Von diesen Erwägungen abgesehen spielte sicher auch die Tatsache, dass ich schon immer nur schwer Nein sagen konnte, eine Rolle für meinen Eintritt in die SED.

Die Arbeit im Labor machte mir weiterhin Freude, trotzdem beschloss ich nun, im nächsten Jahr ein Studium zu beginnen. Ich meldete mich zu einem Vorbereitungslehrgang an, der im Betrieb nach Feierabend stattfand, am Anfang war es etwas schwierig, doch ich schloss schnell auf und im Laufe der Zeit machte mir das Lernen wieder richtig Spaß. Wenn wir in unserem kleinen Labor etwas Zeit hatten, setzten wir uns auf die große Fensterbank und beobachteten das Geschehen auf der Werksstraße. Das war besonders zur Mittagszeit interessant, wenn die Laborantinnen aus den anderen Labors und die Sekretärinnen zur Kantine gingen. Mir fiel ein junges Mädchen besonders auf, das sehr oft einen buntgestreiften Rock trug. Manchmal piffen wir, wenn sie kam, sie schaute natürlich nicht zu uns hoch. Aber ich bemerkte, dass sie öfter als gewöhnlich vorbei ging, und dass sie von weitem nach unserem Fenster schaute, ob wir zu sehen waren. Ich erfuhr dann auch, dass sie als Lehrling im Metall-Labor arbeitete, ihr Name war Renate Eichmann. Ich besuchte sie dort ab und zu, wenn ich mal wieder in diesem Labor zu tun hatte und wir unterhielten uns dann - meist über fachliche Probleme. Allerdings wusste ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass ich mit meiner künftigen Frau sprach.

Die FDJ begann sich nun intensiver um mich zu kümmern und mich in die politische Arbeit einzubeziehen, zunächst sollte ich das FDJ-Lehrjahr abhalten. Das war lustig, ich hatte die kaufmännischen Lehrlinge, alles junge Mädchen, manche am Anfang doch recht eingebildet, aber das legte sich mit der Zeit. Entsprechend der Linie "Deutsche an einen Tisch" hieß das Thema damals "Unsere schöne, deutsche Heimat", was der FDJ-Leitung des Betriebes in ihren Vorgaben zum Erdkundeunterricht in Sachen Westdeutschland geriet mit Dia-Vorträgen über Bayern, Rhein und Schwarzwald. Aber vielleicht war das der tiefere Zweck der Übung, nämlich die jugendlichen, werktätigen Massen näher an die FDJ zu bringen, denn die Beteiligung war sehr rege, meisten waren alle anwesend. Wobei natürlich auch die Tatsache eine Rolle spielte, dass das FDJ-Lehrjahr in der Arbeitszeit stattfand.



**Renate 1953**



**1953**

Im Dezember richtete die FDJ-Leitung eine Weihnachtsfeier aus - Renate, die damals im Jugendchor des Betriebes sang, nahm auch daran teil. Nach der Feier brachte ich sie nach Hause und wir küssten uns das erste Mal. Das Jahr 1952 begann, ich bewarb mich - wie beschlossen - zum Studium an der Fachschule für Chemie in Köthen und erhielt kurze Zeit später den Bescheid, dass ich angenommen wurde. Im Februar fuhr ich mit Alfred Hofmann zum Wintersport nach Schellerhau, wir wohnten in einer Privatunterkunft, es lag sehr viel Schnee, Ski und Schuhe konnten wir uns ausleihen. Es war das erste Mal, dass ich Abfahrten von Bergen unternahm, ich hatte zwar während meiner Ausbildung bei der Wehrmacht in Freiberg das Skilaufen gelernt, allerdings nur als Langlauf. Erstaunlicherweise ging es gut und ohne dramatische Stürze ab.

Ich fuhr zwei Tage früher als ursprünglich geplant nach Hause, weil ich zwischenzeitlich mit Renate vereinbart hatte, mit ihr die Wintersportmeisterschaften in Oberhof zu besuchen, diese Fahrt wurde von der Jugendleitung organisiert.

Ab 1. Januar 1953 begann meine Arbeit in der zentralen Jugendleitung als 2. Sekretär, also hauptamtlich. Warum ich zugestimmt hatte, die Arbeit im Labor aufzugeben und diese Aufgabe als Jugendfunktionär zu übernehmen, ist mir heute in der Rückschau unerklärlich, wahrscheinlich war das wiederum in meiner Schwäche geschuldet, nicht Nein sagen zu können. Aber es gab noch einen Umstand, der maßgeblich dazu beigetragen hatte - mein Chef, Herr Petznik, verließ uns und ging in ein anderes Labor und die Leitung unseres Labors übernahm ein Herr Blum, ein - zumindest für diese Aufgabe - völlig ungeeigneter Mann. Unerklärlich war meine Entscheidung auch meinem Freund Alfred, er fragte mich direkt, aus welchem Grund ich das tat und zeigte deutlich seine Unzufriedenheit mit meiner Entscheidung. Meine Schwester Gerda, mit der ich eigentlich ein sehr gutes geschwisterliches Verhältnis hatte, sagte wörtlich zu mir:

*"Da muss man sich wohl in Zukunft vor dir in Acht nehmen?"*

Das hatte mich damals sehr gekränkt. Sie schrieb mir aber kurze Zeit später in einen Brief unter anderem:

*"Ich quäle mich sehr damit herum, dass zwischen uns ein Misston ist. Deshalb möchte ich Dich auch bitten, vergiss was ich an diesem Abend sagte. Aber Rudi glaube mir, wir haben alle Angst um Dich."*

Meine Entscheidung, in der Jugendleitung zu arbeiten sollte ich später noch sehr bereuen. Ich war als zweiter Sekretär verantwortlich für Propaganda, eigentlich war das alles keine Arbeit im Sinne von sinnvoller und produktiver Tätigkeit. Der Alltag als 2. FDJ-Sekretär war ausgesprochen langweilig, ich und die anderen, hauptamtlichen Funktionäre hatten tagelang nichts zu tun, was man als ernsthafte Tätigkeit oder gar Arbeit bezeichnen könnte. Ich beschäftigte mich im Wesentlichen mit der Auszeichnung guter Lehrlinge mit Büchern und mit dem Organisieren von Theaterbesuchen, das wurde sehr großzügig gehandhabt und es wurde alles von der Jugendleitung bezahlt, sogar der Omnibus zur Anreise zu den Veranstaltungen wurde vom Betrieb gestellt.

Immerhin organisierte ich etliche, sehr schöne Theaterbesuche, wie zum Beispiel den Besuch der "Mutter Courage" im Theater der Jugend in Halle und auch mehrere Besuche des Opernhauses in Dessau während der dortigen Wagner-Festspiele waren besonders schön. Wir sahen unter anderem "Die Meistersinger von Nürnberg", "Sängerkrieg auf der Wart-burg", "Tannhäuser", "Der fliegende Holländer" und "Der Ring der Nibelungen" - es waren unvergessliche Vorstellungen. Renate war immer dabei, einmal habe ich meine Schwester Inge mitgenommen. Leider wurden die Angebote nur von wenigen Jugendlichen wahrgenommen.

Politisch ging es im ersten Halbjahr 1952 recht turbulent zu und keiner konnte sich so recht erklären, was dahinter steckte. Anfang Februar fand eine Wehrdebatte im Bundestag der BRD statt, in der Adenauer seine Auffassung betonte, dass sich der Osten nur durch die Politik der Stärke auf Verhandlungen einlassen würde. Im März richtete Stalin folgende Note an die Westmächte: *"Die Sowjetunion hält es für notwendig, die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika darauf aufmerksam zu machen, dass, obwohl seit Beendigung des Krieges in Europa bereits etwa sieben Jahre vergangen sind, immer noch kein Friedensvertrag mit Deutschland abgeschlossen wurde."*

Stalin fügte dieser Note seine Vorstellungen zu den Grundlagen eines Friedensvertrages mit Deutschland bei. Danach sollten allen Angehörigen der Wehrmacht einschließlich der Offiziere und Generale sowie allen ehemaligen Nazis, die nicht durch ein Gericht für begangene Verbrechen verurteilt wurden, die gleichen bürgerlichen und politischen Rechte wie allen anderen Bürgern gewährt werden. Außerdem sollte es Deutschland gestattet sein, eigene nationale Streitkräfte zu besitzen, die für die Verteidigung des Landes notwendig waren. Diese Note Stalins stiftete nicht nur bei den Westmächten Verwirrung, sondern auch bei der DDR-Bevölkerung. Das waren völlig neue, bisher unbekannte Gesichtspunkte, wenn ähnliche Gedanken vorher öffentlich geäußert worden wären, hätte das mit Sicherheit zu hohen Gefängnisstrafen geführt. Die Antwortnote des Westens enthielt Bedingungen, auf welche die Sowjetunion mit hoher Wahrscheinlichkeit nie eingehen würde und konnte. Im April reagierte Stalin dennoch auf die Antwort der Westmächte und machte weitere Zugeständnisse zu freien Wahlen, blieb aber bei der bewaffneten Neutralität Deutschlands und machte keine Kompromisse hinsichtlich der Oder-Neiße-Grenze Deutschlands zu Polen. Damit hatte er so reagiert, wie die Westmächte es sich wohl erhofft hatten und sie lehnten Stalins Vorschläge rundweg ab.

Im März kamen im Betrieb Diskussionen auf, weil Arbeiter aus Leipzig erzählten, sie wären in Leipzig auf dem Weg zum Bahnhof an einem T-34, der am Straßenrand stand, vorbeigekommen. Plötzlich sei ein Soldat in russischer Panzerkleidung ausgestiegen und hätte in reinstem Sächsisch gesagt:

*"Eh Kumpel, haste mal Feuer für mich?"*

Damit wurde eine Diskussion im Betrieb entfacht, dass offensichtlich deutsche Soldaten von den Russen ausgebildet wurden und was davon zu halten wäre.

Wir FDJ-Sekretäre hatten den Auftrag, dieser Diskussion scharf entgegenzutreten, unser erster Sekretär, der gerade von der Parteileitung mit Diskussionsrichtlinien kam, behauptete, dass diese Diskussion von den "Klassenfeinden" begonnen wurde. Es war etwa Anfang Mai, als Gegendiskussionen über die Notwendigkeit der Bildung einer Schutztruppe, der sogenannten "Kasernierten Volkspolizei" (KVP), inszeniert werden sollten, was wahrscheinlich auch mit den im Westen geführten Verhandlungen zur Bildung der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft zusammenhing.

Es dauerte dann auch nicht lange, bis die Werbungen für die "Kasernierte Volkspolizei" begannen. Man sprach mit mir, dass ich - sozusagen als Vorbild - der KVP beitreten sollte. Ich lehnte mit der Begründung ab, dass ich mich bereits zum Studium entschlossen hätte. Ich konnte nicht begreifen, wie man nach meinen Erlebnisse in der Wehrmacht und der Kriegsgefangenschaft von mir erwarteten konnte, wieder eine Waffe in die Hand zu nehmen und in eine Armee einzutreten. Immer wieder wurde ich seitens verschiedener Funktionäre aus FDJ und SED auf das Thema angesprochen und die Gespräche wurden im Tonfall und in der Sache immer härter. Man erklärte mir, dass unser Staat mir bisher so viel gegeben hätte, nun müsste ich etwas zurückgeben. Das sah ich nicht ein, denn ich hatte von diesem Staat nichts bekommen, wofür ich nicht auch etwas geleistet hätte. Man versuchte, mich zu locken und bot mir an, als Unterleutnant eingestellt zu werden und sofort eine Offiziersakademie besuchen zu können. Aber auch das verfiel bei mir nicht und da man mich partout nicht in Ruhe lassen wollte, trat ich kurzentschlossen aus der FDJ aus. Das war das Ende meiner Karriere als Jugendfunktionär, aber ich kann nicht behaupten, dass ich darüber unglücklich gewesen wäre. Allerdings glaubte ich nicht mehr daran, dass man mich zum Studium zuließe. Ich beschloss, mich damit abzufinden und dann eben mein Leben im Labor zu verbringen. Alfred Hofmann gab mir damals den Rat, nach Westberlin zu gehen und an der neu gegründeten Freien Universität zu studieren, aber ich wollte meine Familie und meine Freundin nicht verlassen. Kurze Zeit später erschien ein Artikel in der Betriebszeitung, den ich auszugsweise kopiert habe.

Am 1. Juni begann ich wieder in meinem geliebten Labor - mit gemischten Gefühlen. Eigentlich freute ich mich, wieder eine Arbeit tun zu können, bei der man sehen konnte, dass man etwas fertigstellte, das wirklich gebraucht wurde. Andererseits war ich maßlos enttäuscht darüber, dass mein Entschluss, mich nicht zum Dienst in der KVP anwerben zu lassen, nach allem, was ich in Krieg und Gefangenschaft erlebt hatte, weder verstanden noch respektiert wurde. Irgendwie erinnerte mich die ganze Art der Diskussion an die Werbungen zur Waffen-SS während der Nazizeit. Und plötzlich entdeckte ich auch auf anderen Gebieten Parallelen, wie zum Beispiel in der Jugendorganisation und der Gewerkschaftsorganisation, der ausgeübte Druck zur Mitgliedergewinnung, die Methoden ideologischer Indoktrination und die Sanktionen bei "Abweichlern von der Linie" der Partei.

Große Unterstützung erhielt ich damals von Renate. Aber zu meiner Überraschung erhielt ich im August Post von der Fachschule in Köthen mit Hinweisen und Richtlinien zum Studienbeginn.



# Fortschritt

## BETRIEBSZEITUNG

ELEKTROCHEMISCHES KOMBINAT BITTERFELD

6. Jahrgang

Nr. 19

9. Juni

1952

Preis 5 Pf

geben.

Weil Deutschland von einer Herde kriegswütiger Imperialisten umlagert ist, die darauf brennen, unser Elektrochemisches Kombinat, und nicht nur unser Werk, sondern auch alle anderen Betriebe in unserer Republik zu einem Teil der IG Farben zu machen und wieder Giftgas und Sprengstoff herzustellen gedenken, wird es notwendig, daß wir unsere Betriebe schützen und unsere stolze Republik und den Frieden verteidigen.

Die Diskussionen in unserem Kom-

[...]

IN TATEN ZU UNSERER SAISON 1952.

In der Jugendleitung sitzt als hauptamtlicher Jugendfunktionär und als Kandidat unserer Sozialistischen Einheitspartei der Jugendfreund Rudi Kupfer. In unserer Jugendleitung sollen eigentlich unsere besten und bewußtesten FDJler sitzen, die stets mit gutem Beispiel vorangehen. Der Jugendfreund Rudi Kupfer jedoch hat es fertig gebracht, im Zusammenhang mit der Werbung für die VP seinen Austritt aus der FDJ erklären zu wollen. Wir

sind nun der Meinung, daß unsere Organisation durch den Austritt solcher Funktionäre nicht schwächer, sondern nur stärker wird. Aber was gedenkt die Zentrale Betriebsgruppenleitung der FDJ in dieser Frage zu tun?

Die Diskussionen innerhalb der Parteioorganisation zeigen, daß in der Vergangenheit sehr wenig und sehr mangelhafte ideologische Auseinandersetzungen unter den Genossen geführt wurden. Das macht sich jetzt besonders bemerkbar, wo die



Oben der Artikel in der Betriebszeitung, unten ich als FDJ-Sekretär

Am Montag, den 1. September 1952, begann meine Studienzeit in Köthen. Der erste Tag verging mit dem Anmelden, Zimmer suchen, der polizeilichen Anmeldung, dem Empfang des Studiausweises sowie der Einweisung in die Studiengruppe. Ich fand ein für damalige Verhältnisse vernünftiges Zimmer mit sehr netten und freundlichen Wirtsleuten. Es war ein kleines Haus in der Blumenstraße 3 in der Nähe des Schlossparks, zur Fachschule hatte ich nur fünf Minuten Fußweg.

Es begann eine interessante und auch sehr schöne Zeit in Köthen. Ich war in einer angenehmen Studiengruppe der Zweitälteste, die meisten Studenten waren achtzehn bis zwanzig Jahre alt, ich mit meinen fünfundzwanzig und Heinz Rebing mit achtundzwanzig Jahren waren die "alten Männer". Heinz Rebing war während des Krieges U-Bootfahrer. Am Anfang war es nicht leicht, vor allem in den Fächern Mathematik und organische Chemie, denn meine Stärken lagen in der anorganischen und analytischen Chemie. Als dann das chemische Praktikum im Labor begann, machten sich meine Tätigkeit im Labor und die Ausbildung in Halle bezahlt. Auch finanziell war es nicht einfach, das Stipendium betrug 125 Mark im Monat, allein an Miete musste ich im Monat 30 Mark bezahlen. Ich rauchte damals noch und das war eigentlich der größte Kostenfaktor. Aber ich kam durch die Unterstützung meiner Eltern, die mich an jedem Wochenende kostenlos verpflegten und mir noch für mindestens einen Tag Essen einpackten, einigermaßen über die Runden. Ab dem zweiten Semester erhielt ich das sogenannte "Aktivistenstipendium", es betrug 180 Mark, nach dem zweiten Semester habe ich dann ein zusätzliches Leistungsstipendium von 30 Mark im Monat erhalten. Damit hatte ich 210 Mark im Monat zur Verfügung und das war in der damaligen Zeit eine ausreichende Menge Geld, um recht gut auszukommen. Die normalen Lebensmittel auf Zuteilungskarten waren billig, teuer waren zusätzliche, markenfreie Lebensmittel und Obst, auch Zigaretten, Bier und alkoholische Getränke, doch diese trank ich so gut wie gar nicht. Im März 1953 hatte ich das 1. Semester abgeschlossen, das zweite Semester begann und damit das analytische anorganische Praktikum, worin ich durch meine praktische Arbeit den anderen Studenten gegenüber klar im Vorteil war. Das qualitative Praktikum war der erste Teil, es nahm das gesamte 2. Semester ein, ich benötigte dafür keine acht Wochen und konnte sogar noch anderen dabei helfen. Das Praktikum fand am Sonnabend statt und wegen meines Vorsprungs konnte ich ab Mai immer schon am Freitag nach Hause fahren.

Seit ich mich geweigert hatte, der KVP beizutreten und aus der Jugendleitung geworfen wurde, verbesserte sich das Verhältnis zu meiner Schwester Gerda, es wurde herzlicher und besserte sich mit dem Beginn meines Studiums weiter. Gerda arbeitete zu dieser Zeit als Operationsschwester in einem Krankenhaus in Hagenow. Sie gehörte dem Diakonieverband an, verdiente also sehr wenig Geld. Ich hatte ein besonderes brüderliches Verhältnis zu Gerda und sie zu mir, ich liebte meine Schwester Gerda. Wenn sie ab und zu nach Hause kam, fuhr ich so von Köthen weg, dass ich in Bitterfeld auf sie warten konnte. Ihr Zug kam gegen 02:00 Uhr in der Nacht in Bitterfeld an und der erste Zug nach Muldenstein fuhr gegen 05:00 Uhr.

Wir saßen dann im Wartesaal und unterhielten uns über alles Mögliche. Ich liebte diese Stunden kontemplativer und vertrauer Gespräche mit meiner Schwester. Gerda hatte nach ihrer Schulentlassung 1939 das sogenannte Pflichtjahr bei einem Rechtsanwalt in Bitterfeld durchgeführt. Dieses Jahr im Haushalt oder in der Landwirtschaft war damals Pflicht für alle Mädchen, die ihre Grundschulzeit abgeschlossen hatten. Ursprünglich sollte sie das bei der Familie Karaseck ableisten, das war der Kreisleiter der NSDAP vom Kreis Bitterfeld. Dort hatte Inge mehrere Jahre gearbeitet, sie hatte bereits dort angefangen, als sie noch zur Schule ging.

Gerda hatte jedoch gesehen, wie sehr Inge dort ausgenutzt wurde und suchte sich selbst eine Stelle, sie hatte sowieso vor, nach ihrem Pflichtjahr Krankenschwester zu werden. Sie bewarb sich bei dem Diakonie-Verband, aber nach dem Pflichtjahr musste sie noch ein Jahr länger bei dem Rechtsanwalt als Haushaltshilfe bleiben - sie nahm damals an, dass Karaseck dies bewirkt hatte. 1941 konnte sie dann in Berlin die Schwesternschule besuchen und wurde später in ein Krankenhaus in Danzig versetzt, ich glaube, es war Ende 1943 oder schon 1944. Gerda hatte dort sehr viel Leid gesehen, besonders, als im Januar 1945 die Russen Ostpreußen eroberten und die Zivilbevölkerung flüchtete. Ende Januar sollte sie aus Danzig evakuiert werden, sie ging in Gotenhafen, wie Gdynia beziehungsweise Gdingen im Zweiten Weltkrieg hieß, an Bord des Passagierschiffs "Wilhelm Gustloff", musste aber kurz vor dem Ablegen das Schiff wegen eines Noteinsatzes im Hafen wieder verlassen. Das war ihr Glück, die "Wilhelm Gustloff" wurde in der Danziger Bucht von einem russischen U-Boot versenkt. Von den etwa 10.000 Menschen an Bord dieses Schiffes fanden über 9.300 im eisigen Wasser den Tod.

Nur 1.250 Menschen konnten von herbeieilenden Schiffen gerettet werden. Auf dem Schiff waren damals über 8.800 Flüchtlinge aus Ostpreußen. Als ich aus der Gefangenschaft nach Hause kam, arbeitete Gerda in Bitterfeld, Wolfen und später in Wittenberg im Krankenhaus. Ab 1952, als ich mein Studium in Köthen begann, riet ich ihr, aus dem Diakonie-Verband auszutreten und ein Medizinstudium zu beginnen. Sie hatte dafür die besten Voraussetzungen, sie war klug und hatte bereits eine große Erfahrung als Krankenschwester. Zwar verließ sie 1953 die Diakonie, aber so sehr ich sie auch bearbeitete - sie entschloss sich nicht, ein Studium zu beginnen. Das hatte sicher mehrere Gründe, einerseits befürchtete sie, das Studium nicht zu schaffen, andererseits glaubte sie nicht, dass die DDR längere Zeit bestehen bliebe und dass danach ein Studium in der DDR nicht anerkannt würde. Ich sagte ihr damals, dass - egal, was da auch käme - ihr keiner nehmen könnte, was sie gelernt hätte, was einer meiner Grundeinstellungen zum Leben entsprach. Aber Gerda war, das ist ein dritter Aspekt, immer auch von einer inneren Unruhe getrieben, ich hatte immer das Gefühl, sie erwartete mehr vom Leben, als es ihr gab, was sich auch im, für damalige Gepflogenheiten häufigen, Wechsel der Arbeitsstellen äußerte - Wolfen, Bitterfeld, Wittenberg, Hagenow, Perleberg, bis sie schließlich Anfang 1955 in die BRD nach Ulm wechselte. Und auch wenn sie dann dort blieb, hatte ich trotzdem den Eindruck, dass ihre innere Unruhe sie nie verließ.



**Gerda am 1. August 1954**

Das zweite Semester war für mich erfolgreich, im Zeugnis hatte ich viermal die Note "Sehr gut", in acht Fächern "Gut" und in den Fächern organische Chemie, Russisch und Sport eine Drei. Insgesamt schloss ich das zweite Semester mit "Gut" ab. Das brachte mir im Monat 30 Mark Stipendium zusätzlich. Am Abend des 5. März 1953 starb Stalin und am nächsten Tag mussten wir an einer Trauerkundgebung teilnehmen. 1953 war politisch ein sehr ereignisreiches Jahr. Am 11. Juni veröffentlichte das Politbüro der SED in dem Communiqué "Neuer Kurs" die Beschlüsse vom 9. Juni. Darin wurden der Regierung der DDR eine Reihe von Maßnahmen empfohlen, die der entschiedenen Verbesserung der Lebensumstände aller Teile der Bevölkerung und der Stärkung der Rechtssicherheit in der DDR dienen sollten. Das Politbüro ging dabei davon aus, dass seitens der SED und der Regierung der DDR in der Vergangenheit eine Reihe von Fehlern begangen wurden, die ihren Ausdruck in unsinnigen Verordnungen und Anordnungen gefunden hatten. Eine Folge davon war, dass zahlreiche Menschen die Republik verlassen hatten. Im Zusammenhang mit Korrekturen des Planes der Schwerindustrie sollten eine Reihe von Maßnahmen durchgeführt werden, die diese Fehler korrigieren und die Lebensbedingungen der Bevölkerung verbessern sollten. Unter anderem war folgendes vorgesehen:

- Die Zwangsmaßnahmen zur Eintreibung von Rückständen an Steuern und Sozialversicherungsbeiträgen, die bis Ende 1951 entstanden sind, sollen bei den Bauern, Handwerkern, Händlern und privaten Betrieben, das heißt in der gesamten privaten Wirtschaft, ausgesetzt werden.
- Die Verordnung zur Übernahme devastierter ("heruntergewirtschafteter") landwirtschaftlicher Betriebe wurde aufgehoben. Bauern, die in diesem Zusammenhang die DDR verlassen hatten, konnten auf ihre Höfe zurückkehren und ihnen sollte mit Krediten und landwirtschaftlichem Inventar geholfen werden.
- Zurückkehrenden Republikflüchtigen sollte aus der Tatsache der "Republikflucht" keine Benachteiligung entstehen. Ihr beschlagnahmtes Eigentum sollten sie zurück erhalten.
- Die Fragen der Aufenthaltsgenehmigungen für Westdeutsche in der DDR sowie der Ausstellung von Interzonenpässen zwischen Ost- und Westdeutschland sollten neu geregelt werden.
- Alle im Zusammenhang mit der Überprüfung der Oberschüler und der Diskussion über die Tätigkeit der Jungen Gemeinde aus den Oberschulen entfernten Schüler sollten sofort wieder zum Unterricht zugelassen werden. Ebenso sollten die im Zusammenhang mit der Überprüfung der Oberschulen ausgesprochenen Kündigungen und Versetzungen von Lehrern rückgängig gemacht werden. Die Exmatrikulationen an Hochschulen und Universitäten sollten überprüft und bis zum 20. Juni entschieden werden.
- Ab 1. Juli sollten an alle Bürger der DDR die Lebensmittelkarten entsprechend der gesetzlich festgelegten Tätigkeitsmerkmale wieder ausgegeben werden.
- Die im April festgelegten Preiserhöhungen für Marmelade, Kunsthonig und andere Süß- und Backwaren wurden rückgängig gemacht.

- Die Fahrpreisermäßigungen für Arbeiterrückfahrkarten sowie für Schüler, Lehrlinge und Schwerbeschädigte wurden ab 1. Juli wieder eingeführt.

Diese Maßnahmen zeigten in aller Deutlichkeit, was in der letzten Zeit zum Nachteil bestimmter Bevölkerungsschichten abgeschafft beziehungsweise eingeführt wurde. Den meisten waren diese Einzelheiten als Ganzes bisher überhaupt nicht aufgefallen, weil jeder nur das interessierte, was ihn persönlich betraf. Allerdings wurde mit diesen neuen Maßnahmen gleichzeitig beschlossen, die Arbeitsnormen zu erhöhen. Das bedeutete weniger Lohn bei gleicher Arbeitsleistung. Aus Protest gegen die erhöhten Arbeitsnormen traten am 16. Juni die Bauarbeiter der Stalinallee in Berlin in den Streik. Am folgenden Tag griff der Aufstand auf weite Teile der DDR über, Zentren waren neben Berlin vor allem die Großstädte und Industriezentren, etwa eine Million Menschen beteiligten sich an den Kundgebungen. Der 17. Juni war ein Mittwoch, wir spürten in Köthen nicht viel davon. Es wurde zwar diskutiert, es gab aber keine Demonstration. Als ich dann am Wochenende nach Hause fuhr, stand in Bitterfeld vor dem Bahnhof ein T-34 der Roten Armee. Mit Hilfe der sowjetischen Besatzungsmacht war der Aufstand bald niedergeschlagen und bis zum 20. Juni "die Ruhe im Lande" wieder hergestellt. Die Bilanz waren 60 Tote, viele Verletzte und mehrere Tausend Festnahmen. Noch am 17. Juni gab die Regierung der DDR eine Erklärung heraus, in der behauptet wurde: *"Die Unruhen, zu denen es gekommen ist, sind das Werk von Provokateuren und faschistischen Agenten ausländischer Mächte und ihrer Helfershelfer aus deutschen kapitalistischen Monopolen."* Die Erhöhung der Arbeitsnorm war noch am 16. Juni zurückgenommen worden. Am 21. Juni erfolgte eine Erklärung des ZK der SED zu den Ereignissen vom 17. Juni. Darin wurde wieder erklärt, dass diese Ereignisse durch westdeutsche Provokateure initiiert wurden. Wörtlich hieß es darin:

*"Der Gegner benutzte zur Auslösung seiner Provokation die Missstimmung einiger Teile der Bevölkerung, die durch Folgen unserer Politik im letzten Jahr entstanden war. Er organisierte unter dem Vorwand einer Dampferpartie der Betriebsangehörigen des VEB Industriebau Berlin unter Hinzuziehung seiner Agenten aus einzelnen Großbetrieben am Sonnabend, dem 13. Juni 1953, den Streik der Bauarbeiter und bestimmte Dienstag, den 16. Juni 1953, als Termin für die Provokation. Er warf gleichzeitig seine mit Schwefel-, Phosphor- und Benzinflaschen sowie mit Waffen ausgerüsteten Banditenkolonnen über die Sektorengrenzen mit der Aufgabe, die Arbeitsniederlegung ehrlicher Bauarbeiter durch Hetzlosungen in eine Demonstration gegen die Regierung umzufälschen und dieser Demonstration durch Brandstiftungen, Plünderungen und Schießereien das Aussehen eines Aufruhrs zu geben. Gleichzeitig gab er seinen Agententruppen an einigen anderen Stellen der Republik die Anweisung, am nächsten Tage in anderen Orten ähnliche Aktionen zu Organisieren."*

Adenauer beurteilte die Demonstration der Ost-Berliner Arbeiter in einer Erklärung als *"... eine große Bekundung des Freiheitswillens des deutschen Volkes in der Sowjetzone und in Ost-Berlin."*

Der Aufstand vom 17. Juni 1953 zeigte der Regierung der DDR und dem ZK der SED die Grenzen ihres Handlungsspielraumes und dokumentierte die Willenskraft der Bevölkerung. Gleichzeitig führte er zu einem Ausbau des Überwachungsapparates, noch 1953 wurde begonnen die Kampfgruppen zu bilden.

In meinen Semesterferien arbeitete ich sechs Wochen in einem Versuchslabor, das im Metall-Labor des Elektrochemischen Kombinars untergebracht war. Ich verdiente mir damit über 400 Mark zusätzlich. An den Wochenenden unternahm ich mit meiner späteren Frau Renate schöne Fahrradausflüge in die Dübener Heide. Oft gingen wir auch baden, meist in eine stillgelegte Tongrube in der Nähe der Wohnung meiner Eltern, die ich schon als Kind oft zum Baden besucht hatten. Am 1. September 1953 begann mein drittes Semester. Ein Jahr hatte ich gut überstanden und ich war mir ziemlich sicher, dass ich das Studium auch abschließen könnte.

Die Zeit verging sehr schnell, ich war immer beschäftigt, besonders durch das Lernen am Abend. An den Wochenenden war ich zu Hause bei meinen Eltern oder ich war mit Renate zusammen. Ab und zu besuchte mich auch Renate in Köthen, das ging aber nur an Sonnabenden oder Sonntagen, wenn ich das Wochenende dort verbrachte. Ihre Eltern wussten davon nichts, sie blieb auch nur für drei Stunden. Im beginnenden vierten Semester führten wir das technologische Praktikum durch, jeweils zwei Studenten arbeiteten bei den Versuchen zusammen. Ich hatte Rolf Heubner als Partner, das war eine gute Wahl, denn Rolf war Abiturient und konnte seine theoretischen Kenntnisse einbringen, während ich durch meine bisherige Arbeit im Labor sehr gute praktische Erfahrungen mitbrachte. Wir arbeiteten oft am Abend zusammen und fertigten die Protokolle an, diese Zusammenarbeit führten wir auch später weiter. Das vierte Semester und damit das zweite Studienjahr schloss ich wieder mit recht guten Noten ab. Von den achtzehn Fächern konnte ich sechs mit "Sehr gut" und den Rest mit "Gut" abschließen. Damit hatte ich wieder mein Leistungsstipendium.

In den Semesterferien arbeitete ich wieder in Bitterfeld, diesmal in einem organischen Labor im Werk Nord. Ich hatte Pech, nach vier Wochen fiel mir bei Aufräumarbeiten ein Bleibarren auf meinen linken Fuß und ich brach mir den Mittelfuß, was mir einen ansehnlichen Gipsverband einbrachte. Mit Beginn des fünften Semesters begannen neue Fächer, unter anderem das Fach "Technische Wärmelehre", in dem wir eine sogenannte Wärmerarbeit anfertigen mussten. Ich besorgte mir dazu eine Aufgabe im Elektrochemischen Kombinat in Bitterfeld. Wir untersuchten an einem großen Verdampfer in der Kunststoffabteilung die Wärmeverluste an der Außenisolation. Es war eine umfangreiche Arbeit, die mehrere hundert Temperaturmessungen und Berechnungen zu den Wärmeübergangszahlen erforderte. Die Arbeit nahm über eine Woche in Anspruch, brachte aber ein gutes Ergebnis und ein "Sehr gut" als Note.

Wieder begannen die Werbungen für die Kasernierte Volkspolizei, welche längst von uns in der DDR, aber auch international als Armee angesehen und schon als "Volksarmee" bezeichnet wurde, wenngleich deren offizielle Gründung erst später erfolgte.

Ich war nun wieder Rekrutierungsgesprächen ausgesetzt und mir ging die Geschichte langsam gewaltig auf und an die Nerven, im Ergebnis war ich sicher nicht freundlich bei den Gesprächen. Diesmal bot man mir wieder die Einstellung als Offizier an, was ich mir überhaupt nicht vorstellen konnte und als ich erneut darauf hinwies, dass ich meine fachliche Ausbildung abschließen wolle, bot man mir ein Studium der Militärmedizin in Greifswald an. Meinem Hinweis, dass ich kein Abitur hätte, was ja für ein Medizinstudium Voraussetzung wäre, wurde mit der Erwiderung begegnet, dass der Abschluss des 4. Semesters gleichwertig sei. Ich lehnte trotzdem ab. Am nächsten Tag fand ich einen Aushang an der FDJ-Wandzeitung. Eine Karikatur stellte mich mit einer Zipfelmütze, einer schwarzen Brille und einem Stapel Büchern unter dem Arm als eine Art schlafwandelnder Michel dar, der vor einem Abgrund stand, einen Fuß bereits über dem Rand schwebend.

Daneben standen folgende Worte: *"Der Gen. Rudi Kupfer sieht nur seine fachliche Ausbildung, er will nicht den bewaffneten Kräften beitreten. Er wird in den Abgrund stürzen. Adenauer wartet nicht mit seinem Krieg, bis er das Studium abgeschlossen hat."*

Allerdings hat mir meine Standfestigkeit in dieser Frage jenseits solch persönlicher Angriffe seitens einiger Funktionäre, von denen sich wegen ihrer angeblichen "Unabkömmlichkeit" in der politischen "Arbeit" freilich keiner selbst zur KVP meldete, zweifellos bei den anderen Studenten und auch bei den meisten Dozenten Sympathien eingebracht. Vermutlich auch deshalb hatte meine Weigerung keinen negativen Einfluss auf den weiteren Ablauf meines Studiums.

Ab 1. Januar 1955 begann die Ingenieurarbeit. Ich erhielt eine Aufgabe vom Elektrochemischen Kombinat in Bitterfeld, das mich als der Betrieb, in dem ich vorher gearbeitet hatte, zum Studium delegierte. Den praktischen Teil führte ich vom 1. Januar bis 2. April im Forschungslabor für anorganische Chemie durch. Es war in dem Labor untergebracht, in dem ich während des Krieges beschäftigt war. Die Aufgabe lautete: "Korngrößenbestimmung an pulverförmigen Legierungen". Es war für eine Ingenieurarbeit eine umfangreiche Aufgabenstellung, die auch sehr viele theoretische und mathematische Überlegungen erforderte, doch die Arbeit war äußerst interessant und machte mir sehr viel Spaß und Mitte April schloss ich die Arbeit ab. Bis zum Mai wurden dann nur noch Klausuren geschrieben und Prüfungen abgelegt. Mitte Juni beendeten wir unser Studium - durch meine Ingenieurarbeit, die mit "Sehr Gut" beurteilt wurde, konnte ich mit der Gesamtnote "Sehr Gut" abschließen. Dann erfolgten die Stellenvermittlungen. Zuerst wurde ich in einen Raum bestellt, in dem mir - sie konnten es einfach nicht lassen - eine Stelle in einem Forschungslabor der bewaffneten Organe angeboten wurde. Obgleich das, mit einem für damalige Lohnverhältnisse fast unvorstellbarem Gehalt von 1200 Mark, finanziell gesehen ein "Traumangebot" war, das zu allem Überfluss auch noch die sofortige Zuweisung einer 3-Zimmer-Neubauwohnung beinhaltete, wollte ich diese Stelle nicht. Ich teilte den Arbeitsvermittlern mit, dass ich leider, leider für diese Stelle nicht in Frage käme, weil meine Schwester im Februar 1955 illegal in die Bundesrepublik verzogen wäre und dort in der Universitätsklinik Ulm als Operationsschwester arbeitete.

# FACHSCHULE FÜR CHEMIE KÖTHEN

FACHRICHTUNG: Anorganische Chemie

K u p f e r , Rudi

geb. 22.5.1927

Burgkernitz

HAT NACH ORDNUNGSGEMÄSSEM BESUCH  
DER FACHSCHULE FÜR CHEMIE KÖTHEN  
DIE ABSCHLUSSPRÜFUNG MIT

DER GESAMTNOTE sehr gut BESTANDEN

ER IST DAMIT BERECHTIGT, DEN TITEL  
**INGENIEUR-CHEMIKER**  
ZU FÜHREN

KÖTHEN, DEN 17. Juni 1955

*Herrmann*  
Der Vorsitzende der Prüfungskommission



*Witt*  
Der Direktor

Die Vermittler befanden aber, dass dies überhaupt kein Problem wäre, ich - und meine Eltern - müssten sich einfach offiziell von ihr lossagen und jeglichen Kontakt abbrechen, was uns ja angesichts der Segnungen, die uns der Sozialismus böte, nicht so schwerfallen dürfte. Ich wies dieses Ansinnen brüsk zurück und damit war dieses "Traumangebot" erledigt. Dann wurde ich zum Zoll bestellt und anschließend zu den Vertretern des Ministeriums für Chemie, aber auch deren Angebote lehnte ich ab, weil für diese erneut ein Lossagen von meiner Schwester gefordert wurde. Es gibt sicher keine Zahlen dazu, doch wie viele minderqualifizierte, aber "politisch einwandfreie" Studienabsolventen mögen wegen dieses idiotischen, ideologischen Rigorismus, der sich in der einen oder anderen Form - mal mehr, mal weniger radikal - durch die ganze Geschichte der DDR zog, zu hohen und höchsten, aber letztlich unfähigen und überforderten Funktionsträgern geworden sein? Wie viele hochqualifizierte und -motivierte Absolventen wurden auf diese Weise förmlich nach Westdeutschland getrieben, welche Rolle mögen diese politisch motivierten Auswahlverfahren für das Scheitern der DDR-Wirtschaft und letztendlich den Kollaps der DDR gespielt haben?

Wie dem auch sei - schließlich erhielt ich ein letztes Angebot vom Vertreter der Vereinigung Volkseigener Betriebe Buntmetalle für das Halbzeugwerk Auerhammer in Aue im Erzgebirge mit einem Monatsgehalt von 715 Mark. Das war zwar nur die Hälfte all der "Traumangebote", aber für die damalige Zeit immer noch sehr viel. Zunächst wusste ich überhaupt nicht, wo Aue lag, ich nahm an, irgendwo in Thüringen. Ich erhielt die Einladung zu einem Einstellungsgespräch für den 1. Juli 1955, dazu musste ich mir von der Polizei eine Reiseerlaubnis ausstellen lassen. Als ich am 1. Juli morgens gegen 05:00 Uhr auf dem Bahnhof in Aue eintraf, war ich zunächst wie vor dem Kopf geschlagen. Im Wartesaal saßen nur betrunkene Wismutkumpel in Arbeitskleidung, der gesamte Bahnhof, insbesondere die Toiletten, waren völlig verschmutzt. Gegen 07:00 Uhr machte ich mich dann auf den Weg zum Betrieb.

# Mein Arbeitsleben im Erzgebirge bis 1972

Der erste Eindruck vom Halbzeugwerk Auerhammer war ausgesprochen ernüchternd, der Betrieb machte bei einem ersten Rundgang auf mich einen fast frühindustriellen Eindruck, er bestand hauptsächlich aus alten Gebäuden und Hallen - ich wusste noch nicht, dass dieser Betrieb meine Wirkungsstätte mit einer sehr interessante und abwechslungsreiche Tätigkeit für die nächsten 35 Jahre werden sollte. Zunächst wurde ich als Betriebsassistent eingestellt und sollte im Labor arbeiten, wo eine kleine Gruppe mit ihrem Leiter tätig war, die einen "Neuen", der überdies ein "Zugereister" und dazu noch Ingenieur-Chemiker war, überhaupt nicht gern sahen. Entsprechend fiel meine Beschäftigung aus, ich hatte keinen Arbeitsplatz und keine Aufgaben, die diese Bezeichnung verdient hätten. Also teilte ich dem damaligen Technischen Leiter mit, dass ich nicht dauerhaft im Labor arbeiten möchte, aber wie ich erfuhr, war ohnehin nicht vorgesehen, dass ich im Labor bleiben sollte. Die Zuweisung in das Labor war ein Teil der Betriebsassistentenzeit, die ich durchlaufen und dabei alle Abteilungen kennen lernen sollte. Ich blieb also etwa vier Wochen im chemischen und metallografischen Labor, anschließend war ich dann je vier Wochen in der Gießerei, im Warm- und Blechwalzwerk, im Bandwalzwerk und in der Zieherei. Nach dieser Zeit als Betriebsassistent wurde ich in eine Nebenstelle der Gießerei versetzt, das war eine kleine Gießerei mit einer fünfzig Kilogramm fassenden Mittelfrequenzschmelzanlage und einem kleinen Vakuuminduktionsofen mit einem Fassungsvermögen von ebenfalls fünfzig Kilogramm. Dieser Ofen wurde von einem Betrieb in Sangerhausen hergestellt, seine Funktionstüchtigkeit war unzureichend.

Der Betrieb "Halbzeugwerk Auerhammer" war vor 1945 der private Betrieb "F.A. Lange", er wurde 1945 enteignet und zum Teil von den Russen demontiert. Während des Krieges wurden in diesem Betrieb sogenannte Hütchen produziert, eine Vorstufe zur Herstellung von Gewehr- und Maschinengewehrmunition. Die Haupterzeugnisse dieses Betriebes waren bis 1945 allerdings Kupferlegierungen. Es wurde ein umfangreiches Sortiment an Bronzen (Kupfer-Zinn-Legierungen), Messing (Kupfer-Zink-Legierungen) und Argentan (Kupfer-Nickel-Zink-Legierungen) in Form von Bändern, Blechen, Drähten, Stangen, Rohren und Profilen hergestellt. Das Argentan, auch Neusilber genannt, war eine Auer Spezialität, denn die Legierung und das Verfahren zur industriellen Herstellung wurde 1823 in Auerhammer im Rahmen eines Preisausschreibens des "Vereins zur Förderung des Gewerbefleißes" entwickelt. Die Anforderungen bestanden in der Herstellung einer weißen Legierung mit dem Aussehen von feinem Silber, deren Kosten nur einen Bruchteil des Silberpreises ausmachen und für Speisegerätschaften geeignet sein sollte. Die neue Legierung sollte das Suhler Weißkupfer, eine Kupfer-Arsen-Legierung, die auch als Weißer Tombak bekannt ist, wegen seiner Giftigkeit - Weißkupfer enthielt 37 % Arsen - als Silberersatz ablösen. Die Aufgabe löste der Chemiker, Erfinder und Botaniker Dr. Ernst August Geitner in Auerhammer, erst 1824 zogen die Gebrüder Henniger in Berlin mit einer ähnlichen Legierung nach.

## IL 1595

Gravity meters (gravimeters), gravity gradiometers and specially designed components therefor, except gravity meters for land use having static accuracies of 100 microgal or less accurate and land gravity meters of the Worden type.

**Explanatory note:** Nothing in this Item shall permit the export of technology or technical data associated with the design, manufacture or upgrading of equipment excluded from embargo by this definition, when such technology or technical data is also relevant to equipment embargoed by this definition.

**Note:** Marine gravimetric systems having a static accuracy of one milligal or above, or an in-service (operational) accuracy of one milligal or above with a time to steady-state registration of two minutes or greater under any combination of attendant corrective compensations and motional influences, to civil end-use, for civil end uses.

## Group H Metals, minerals and their manufactures

### In this Group:

Raw materials cover all materials from which the metal can be usefully extracted, i.e. ores, concentrates, matte, regulus, residues and dross (ashes); and Unless provision to the contrary is made in particular items of the definition, the words metal and alloys cover all crude and semi-fabricated forms as follows:

#### Crude forms:

Anodes, balls, bars (including notched bars and wire bars), billets, blocks, blooms, bricks, cakes, cathodes, crystals, cubes, dice, grains, granules, ingots, lumps, pellets, pigs, powder, rondles, shot, slabs, slugs, sponge, sticks.

Semi-fabricated forms (whether or not coated, plated, drilled or punched):

i Wrought or worked material fabricated by rolling, drawing, extruding, forging, impact-extruding, pressing, graining, atomising and grinding, i.e. angles, channels, circles, discs, dust, flakes, foil and leaf forgings, plates, powder, pressings and stampings, ribbons, rings, rods (including bare welding rods, wire rods and rolled wire), sections, shapes, sheets, strip, pipe and tube (including tube rounds, squares and hollows) drawn or extruded wire;

ii Cast material produced by casting in sand, die, metal, plaster or other types of moulds, including high pressure castings, sintered forms, and forms made by powder metallurgy.

## IL 1601

Inert gas and vacuum atomizing technology to achieve sphericity and

uniform size of particles in metal powders regardless of the type of metal and the embargo status of the powder.

## IL 1602

Pyrolytic deposition technology and specially designed components therefor, as follows:

a Technology for producing pyrolytically derived materials formed on a mould, mandrel or other substrate from precursor gases which decompose in the 1,573 K (1,300°C) to 3,173 K (2,900°C) temperature range at pressures of 133.3 Pa to 19,995 kPa (including the composition of precursor gases, flow rates, and process control schedules and parameters);

b Specially designed nozzles for the above processes.

## IL 1603

Seamless tube and pipe which have an outside diameter of 60 mm (2.36 inches) or greater, and seamless fittings therefor, which are made of nickel-base superalloys that contain the following major alloying elements: 19.0 weight per cent or more chromium, 7.4 per cent or more molybdenum, a maximum of 6.0 per cent iron, and 3.0 per cent or more niobium (columbium) or niobium and tantalum combined.

Tube and pipe embargoed by this Item to civil end-users.

## IL 1631

Magnetic metals of all types and of whatever form possessing one or more of the following characteristics:

a Initial permeability: 120,000 gauss-oersteds (0.15 henry/m) or more calculated at induction 0 and magnetic field strength 0 or the equivalent;

b Remanence: 98.5 per cent or over of maximum magnetic flux for materials having magnetic permeability;

c A composition capable of an energy product of:

1 95,500 joules/m<sup>3</sup> (12 x 10<sup>6</sup> gauss-oersteds) or greater; or

2 55,700 joules/m<sup>3</sup> (7 x 10<sup>6</sup> gauss-oersteds) or greater and having a coercive force of 159,155 amperes/m (2,000 oersteds) or greater;

d Grain-orientated iron alloy sheets or strips of a thickness of 0.1 mm (0.004 inch) or less;

e Magnetostrictive alloys as follows:

1 Saturation magnetostriction greater than 5 x 10<sup>-4</sup>; or

2 Magnetomechanical coupling factor (k) greater than 0.8;

**Technical note:** It is understood that the measurement of the initial permeability will be carried out on fully annealed material having a thickness between 3 and 100 mil. For convenience of figure of initial permeability is shown at  $\mu$  0.0. If this figure is normally calculated at levels above  $\mu$  0.0 its value is to be equivalent of that which would be obtained had the measurement been at  $\mu$  0.0.

## IL 1635

Iron and steels, alloyed as follows:

a Containing 10 per cent or more molybdenum (but more than 5 per cent molybdenum in any alloys containing

more than 14 per cent chromium); except products obtained by casting and having a carbon content of more than 1.5 per cent;

b Steel alloys in crude or semi-fabricated form, which contain a combination of the following major alloy elements in the amounts listed:

1 4.5 to 5.95 per cent nickel by weight;

2 0.3 to 1.0 per cent chromium;

3 0.2 to 0.75 per cent molybdenum;

4 0.04 to 0.15 per cent vanadium;

5 Less than 0.19 per cent carbon;

(See also Item IL 1672.)

## IL 1648

Cobalt based alloys (ie contains a higher percentage by weight of cobalt than of any other element), as follows:

a Containing 5 per cent or more of tantalum; or

b Dispersion strengthened containing more than 1 per cent of oxides of thorium, aluminium, yttrium, zirconium or cerium; or

c Containing 0.05 per cent or more of scandium, yttrium, didymium, cerium, lanthanum, neodymium, or praseodymium.

(See also Item IL 1672.)

## IL 1649

Niobium (columbium), as follows:

a Niobium-based alloys containing 60 per cent or more niobium or niobium-tantalum in combination;

b Scrap forms of the alloys described in a above.

(See also Items IL 1675 and 1760 and sub-item ML 20 b.)

## IL 1658

Molybdenum alloys containing 97.5 per cent or more of molybdenum, except wire.

## IL 1661

Nickel-based alloys (ie containing a higher percentage by weight of nickel than of any other element), as follows:

a With a combined content of aluminium and titanium greater than 11 per cent; or

b Dispersion strengthened containing more than 1 per cent of oxides of thorium, aluminium, yttrium, zirconium, cerium, or lanthanum; or

c Containing 0.05 per cent or more scandium, yttrium, didymium, cerium, lanthanum, neodymium, or praseodymium.

(See also Item IL 1672.)

## IL 1670

Tantalum powder and tantalum alloys, as follows:

a Tantalum powder containing less than 200 parts per million of total metallic impurities, and sintered anodes made therefrom;

b Tantalum-based alloys containing 60 per cent or more of tantalum, and scrap forms thereof.

## IL 1671

Titanium-based alloys in crude and

Security export control 14 June 1985 69

Auszug aus der CoCom-Liste 1980.

Quelle: Evans, Samuel Weiss: CoCom Lists. 12.12.2010

[http://samuelevansresearch.org/main/cocom-lists/] Stand: 12.10.2014

Der größte Teil dieser Werkstoffe war für spezielle Anwendungsfälle vorgesehen wie zum Beispiel Federmessing für Federkontakte, Stimmenmessing für Akkordeons, Neusilber für Essbestecke oder Neusilberprofile für Brillenscharniere und Reißzeuge und so weiter. Ein großer Teil dieser Erzeugnisse wurde weiterhin produziert.

Durch einen Regierungsbeschluss von 1952 war der Betrieb - über die ursprüngliche Produktpalette hinaus - für die Produktion von Sonderwerkstoffen für die Elektrotechnik und Elektronik vorgesehen. Diese Werkstoffe, wie zum Beispiel weichmagnetische Werkstoffe mit hoher Permeabilität, Thermobimetalle, Einschmelz- und Ausdehnungslegierungen und Präzisionswiderstandswerkstoffe, wurden bislang fast ausschließlich aus der Bundesrepublik importiert.<sup>19</sup> Der Hintergrund des Beschlusses war, dass am 1. Januar 1950 auf Betreiben der USA das sogenannte "Coordinating Committee for East West Trade Policy", später umbenannt in "Coordinating Committee on Multilateral Export Controls" - kurz CoCom, seine Tätigkeit aufnahm, die darin bestand, detaillierte Embargolisten zu erstellen, um zu verhindern, dass die Länder unter sowjetischem Einfluss, die sogenannten RGW-Staaten<sup>20</sup>, und die Volksrepublik China Zugang zu modernen Technologien erhielten. Durch diese Embargo-Maßnahmen waren Importe von Elektrotechnik, Elektronik und den dazu erforderlichen Werkstoffen nur sehr eingeschränkt und oft auch gar nicht möglich.

Das hatte teils groteske Folgen, zum Beispiel unterhielt die Vakuumschmelze Hanau in Westberlin ein Verkaufsbüro und so fuhren mit Rucksäcken ausgestattete Mitarbeiter mit dem D-Zug nach Berlin, bis 1990 gab es eine Direktverbindung von Aue über Leipzig zum Ostbahnhof in Berlin, kauften die erforderlichen Werkstoffe quasi privat im Westberliner Verkaufsbüro der Vakuumschmelze und transportierten diese mit dem Rucksack über die Sektorengrenze, um dann im Zug zurück nach Aue zu fahren. Dieser Zustand war für die Entwicklung der Elektrotechnik und Elektronik in der DDR natürlich nicht tragbar, aus diesem Grund war eine Eigenentwicklung und -produktion dringend erforderlich. Deshalb wurden zu diesem Zeitpunkt schon recht weit gediehene Entwicklungsarbeiten im Zentralinstitut für Werkstoff-Forschung in Dresden durchgeführt - dieses Institut, das der Akademie der Wissenschaften der DDR unterstellt war, hatte bis etwa 1958 eine Außenstelle im Halbzeugwerk Auerhammer. Im Rahmen einer Testproduktion wurden kleine Mengen an weichmagnetischen Werkstoffen und Einschmelzlegierungen hergestellt, die Chargengrößen lagen bei fünf bis zwanzig Kilogramm. Der Betrieb war aber für derartige Spezialwerkstoffe nicht ausgerüstet, deshalb waren die ersten Investitionen auf Grund des Beschlusses von 1952 Glühanlagen, die eine Wärmebehandlung unter Wasserstoff erlaubten und eine neue Produktionshalle, in der ein vom VEB Schwermaschinenbau "Ernst Thälmann" Magdeburg konstruiertes und gebautes 20-Rollen-Walzwerk errichtet wurde. Das war der Stand der Dinge im Juli 1955, als ich meine Arbeit im Halbzeugwerk Auerhammer aufnahm.

Am 1. Oktober 1955 heiratete ich meine Verlobte Renate Eichmann. Wir waren seit 1951 zusammen und Renate wohnte zunächst weiterhin in Bitterfeld bei ihren Eltern, ich wohnte in Aue und fuhr am Wochenende nach Bitterfeld.

Die Hochzeit fand an einem Samstag statt, am folgenden Montag fuhren wir beide nach Aue. Ich hatte dort nur ein kleines Zimmer zur Untermiete, wir beschlossen also, in einem Doppelzimmer im Hotel "Blauer Engel" in Aue zu übernachten. Plötzlich wurde mitten in der Nacht laut an der Zimmertür geklopft, es klang aber eher so, als träten die Genossen von der Volkspolizei mit den Füßen gegen die Tür. "Aufmachen, Polizeikontrolle" forderten die Genossen lautstark und in feinstem Erzgebirgisch, einem ganz speziellen und für nicht Zugezogene noch weniger verständlichen Lokalkolorit des Sächsischen, draußen vor der Tür. Ich öffnete und die Ausweiskontrolle ergab für die wackeren Volkspolizisten ein gewaltiges Problem - in Renates Personalausweis stand noch ihr Mädchenname. Also musste ich mich anziehen und aus meinem Mietzimmer die Heiratsurkunde holen. Trotz dieser Begegnung mit der sozialistischen Staatsmacht, die sich uns diesmal von ihrer kleinbürgerlichen Seite präsentierte, hatten wir noch ein paar schöne Tage in Aue.

Ich hatte mich zum Fernstudium an der Bergakademie Freiberg angemeldet, dazu benötigte ich eine Delegation durch den Betrieb, die mir auch problemlos gewährt wurde. Ich meldete mich für die Fachrichtung Verformungskunde an, wechselte dann aber später zu der Fachrichtung Metallkunde, die mich mehr interessierte. Ein Fernstudium bedeutete zwar einen hohen Aufwand an Arbeit und Zeit sowie große Rücksichtnahme durch die Familie, jedoch war die Unterstützung durch den Staat und den Betrieb enorm. So erhielt ich alle erforderlichen Unterlagen wie Lehrbriefe von hoher Qualität für alle Fächer kostenlos, auch hatte ich Anspruch auf einen Studientag in der Woche und auf Freistellung von der Arbeit für Konsultationen und Lehrgänge. Die einzigen Kosten, die ich selbst zu tragen hatte, waren die Fahrtkosten mit der Bahn, allerdings auf Studentenausweis mit Ermäßigung, die, soweit ich mich erinnere, immerhin 75 % betrug. Ende September erhielt ich meine Immatrikulationsurkunde der Bergakademie, jetzt begann das Fernstudium mit Konsultationen in Zwickau an jedem Samstag bis Ende 1956, danach wurde ich von der Studentenbetreuung in Freiberg unterstützt. Meine Arbeit in der kleinen Gießerei war interessant. Ich konnte mir verschiedene, unbedingt notwendige Fertigkeiten aneignen und auch theoretische Kenntnisse erwerben. Ende 1955 erhielt der Betrieb eine moderne Vakuumschmelz- und Gießanlage der Firma Balzers aus Liechtenstein, die ich in Betrieb nehmen musste und bis 1956 auch bediente. Der Winter 1955/56 war recht kalt, was ich in meinem Zimmer abends, wenn ich von der Arbeit kam, deutlich spürte. Oft lohnte es nicht mehr, spät abends zu heizen, deshalb legte ich mich ins Bett gelegt und habe dort für das Studium gelesen und gearbeitet. Die Zimmerausstattung bestand aus einem Bett, Tisch und Stuhl, einem kleinen Kleiderschrank und einem Sekretär, den ich von Eichmanns per Verschickung mit der Bahn mitgenommen hatte. Ein Waschbecken, nur mit kaltem Wasser, war im Zimmer, die Toilette eine halbe Etage tiefer als Trockenklo. Also gewöhnte ich mir an, im Betrieb zu duschen und dort auch die sanitären Einrichtungen zu nutzen. Sonntags abends musste ich kurz nach 06:00 Uhr mit dem Zug nach Zwickau zum Fernstudium fahren, das dann gegen 14:00 Uhr beendet war, danach fuhr ich mit dem Zug nach Bitterfeld und am Sonntagabend wieder zurück nach Aue.



**Meine Hochzeit mit Renate am 1. Oktober 1955**



**Meine Verlobung mit Renate am 1. August 1954**

Natürlich nervte das mich und auch Renate, die mich drängte, endlich eine Wohnung in Aue zu besorgen, was mir Anfang August 1956 dann auch gelang. Sie hatte Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche und eine kleines Zimmer neben der Küche, die Toilette war im Treppenhaus. Für damalige Verhältnisse war die Wohnung zwar nicht die Beste, aber Durchschnitt, sie lag innerhalb des Betriebes und das Haus gehörte dem Betrieb. Ein komplettes Schlafzimmer hatten wir schon in Bitterfeld gekauft. Ein Wohnzimmer, das mir gut gefiel, entdeckte ich in einem Möbelgeschäft in Aue, es stammte aus der ČSSR und bestand aus Tisch, 4 Stühlen, 2 Sesseln mit kleinem Tisch, Doppelbettschlafcouch, Kleiderschrank, 2 Wohnzimmerschränken und Anrichte. Es kostete damals etwas über 2.000 Mark, was eine Menge Geld war, aber die Qualität war sehr gut. Wir kauften es uns und waren somit komplett eingerichtet. Unser gemeinsames Leben in dieser Zeit war sehr schön, Renate arbeitete zunächst kurz bei der Firma Curt Bauer und begann dann im metallografischen Labor des Halbzeugwerks. Im September 1956 wurde ich als Leiter der Gießerei eingesetzt, wodurch sich auch unsere finanziellen Verhältnisse deutlich verbesserten.

Das Jahr 1956 war politisch ereignisreich. Im Februar begann der XX. Parteitag der KPdSU in Moskau, es war der erste Parteitag nach Stalins Tod. Nikita Chruschtschow legte in seiner Rede unter anderem das Prinzip der "Friedlichen Koexistenz" dar. Er sagte: *"Das Leninsche Prinzip des friedlichen Nebeneinanderbestehens von Staaten mit verschiedenen sozialen Systemen war und bleibt die Generallinie der Außenpolitik unseres Landes."* Für viele unerwartet wurden der Personenkult und die Verbrechen Stalins zum Gegenstand einer Rede Chruschtschows. Am 24. Februar 1956 gab er in einer geschlossenen Sitzung einen geheimen Bericht über Stalins Verbrechen. Er redete sieben Stunden lang und enthüllte unter anderem das bisher geheime Testament Lenins, das Andeutungen über die diktatorischen Neigungen und die Grausamkeit Stalins enthielt. Die Geheimrede Chruschtschows wurde in den sowjetischen Medien nicht veröffentlicht, jedoch publizierte das Außenministerium der USA am 4. Juli 1956 den Wortlaut dieser Rede. Unter anderem sagte Chruschtschow folgendes:

*"Stalin führte den Begriff 'Volksfeind' ein. Dieser Terminus befreite umgehend von der Notwendigkeit, die ideologischen Fehler eines oder mehrerer Menschen, gegen die man polemisiert hatte, nachzuweisen; er erlaubte die Anwendung schrecklichster Repressionen, wider alle Normen der revolutionären Gesetzmäßigkeit, gegen jeden, der in irgend etwas mit Stalin nicht übereinstimmte, der nur gegnerischer Absichten verdächtigt, der einfach verleumdet wurde. Dieser Begriff 'Volksfeind' schloss im Grunde genommen schon von sich aus die Möglichkeit irgendeines ideologischen Kampfes oder der Darlegung der eigenen Ansichten zu dieser oder jener Frage auch praktischen Inhalts aus. Als hauptsächlich und im Grunde genommen einziger Schuldbeweis wurde entgegen allen Normen der heutigen Rechtslehre das 'Geständnis' der Verurteilten betrachtet, wobei dieses 'Bekenntnis' - wie eine spätere Überprüfung ergab - durch physische Mittel der Beeinflussung des Angeklagten erreicht wurde. [...] Die Selbstherrlichkeit Stalins gegenüber der Partei und ihrem Zentralkomitee kam besonders nach dem XVII. Parteitag zum Vorschein,*

der 1934 stattfand. Das Zentralkomitee, das über zahlreiche Fakten verfügt, die von der brutalen Willkür gegenüber den Kadern der Partei zeugen, hat aus dem Kreis des Präsidiums des ZK eine Parteikommission eingesetzt und beauftragt, genau zu untersuchen, auf welche Weise die Massenrepressalien gegen die Mehrheit der Mitglieder und Kandidaten des ZK der Partei, das vom XVII. Parteitag der KPdSU(B) gewählt wurde, möglich wurden. [...] Festgestellt wurde, dass von den 139 Mitgliedern und Kandidaten des Zentralkomitees, die auf dem XVII. Parteitag gewählt worden waren, 98 Personen, d. h. 70 Prozent, (hauptsächlich in den Jahren 1937/1938) verhaftet und erschossen wurden. (Empörung im Saal.) Wie war die Zusammensetzung der Delegierten zum XVII. Parteitag? Es ist bekannt, dass 80 Prozent der Teilnehmer des Parteitages mit beschließender Stimme in den Jahren der Konspiration vor der Revolution und während des Bürgerkrieges, also einschließlich bis zum Jahre 1920, in die Partei eingetreten waren. Was die soziale Zusammensetzung angeht, so stellten Arbeiter (60 Prozent der Delegierten mit beschließender Stimme) die Hauptmasse der Parteitagsdelegierten. [...] Heute, da die Fälle einiger dieser angeblichen 'Spione' und 'Schädlinge' untersucht worden sind, wurde festgestellt, dass diese Dinge zu- rechtgezimmt worden sind. Das Schuldbekenntnis vieler Verhafteter und wegen feindlicher Aktivitäten Angeklagter ist mit Hilfe grausamer, unmenschlicher Folterungen erreicht worden. [...] Sehr schwerwiegende Folgen, insbesondere für die Anfangsperiode des Krie- ges, hatte der Umstand, dass infolge des Misstrauens Stalins im Verlauf der Jahre 1937 bis 1941 auf der Basis verleumderischer Anklagen viele militärische Kommandeure und Politarbeiter liquidiert worden waren. Im Lauf dieser Jahre wurden mehrere Schichten von Führungskadern Repressalien ausgesetzt, angefangen bei der Kompanie- und Bataillon- sebene bis hin zu allen höheren Militärzentren. Dabei wurde der Führungskader, der eine bestimmte Erfahrung bei der Kriegführung in Spanien und im Fernen Osten erworben hat- te, nahezu völlig liquidiert. [...] Somit war also die bedrohliche Lage, in der sich unsere Heimat in der ersten Periode des Krieges befand, in hohem Grade das Ergebnis der fal- schen Methoden der Leitung des Landes und der Partei durch Stalin selbst. Es geht aber nicht nur um den Augenblick des Kriegsbeginns, der unsere Armee ernsthaft desorgani- sierte und uns schwere Verluste brachte. Nach Beginn des Krieges fügten die Nervosität und Hysterie, die Stalin zeigte, als er sich in den Verlauf der Militäroperationen einmisch- te, unserer Armee ernste Schäden zu."

1956 war uns der Inhalt nicht bekannt. Aus den Medien erfuhr man nur, dass Nikita Chruschtschow den Personenkult Stalins kritisiert hat. Von vielen Parteifunktionären wurde die Enthüllung "bestimmter Fehler" Stalins nicht gut geheißen, deshalb wurde in der DDR darüber nicht offiziell diskutiert. Aber wahrscheinlich trugen die Enthüllungen über Stalin durch Chruschtschow zu den Ereignissen in Polen und Ungarn bei, die von ihm nicht ge- wollt waren. In Polen war das Scheitern von Lohnverhandlungen der Auslöser für einen Auf- ruf von Arbeitern aus Posen zum Generalstreik. Dieser Aufstand wurde durch Armee-Ein- heiten mit brutaler Härte niedergeschlagen. In Ungarn stellten die Studenten an den Uni- versitäten Anfang Oktober Forderungen an die Regierung unter András Hegedüs.

Unter dem Rektorat von

Herrn Prof. Dr. phil. Meißer

o. Professor für angew. Geophysik an der Bergakademie Freiberg

wurde heute Herr Rudi Kupfer aus Aue

unter der Matrikel Nr. 02 471 e als

Student der Bergakademie Freiberg

immatrikuliert.

Student der Deutschen Demokratischen Republik sein zu dürfen, ist eine hohe Auszeichnung, die vor allem den Besten unseres Volkes, den Söhnen und Töchtern der Arbeiterklasse, der werktätigen Bauern und der fortschrittlichen Intelligenz zugesprochen wird.

Durch Handschlag und Unterschrift hat sich der Studierende verpflichtet, seine ganze Kraft für die Aneignung der fortschrittlichen Natur- und Gesellschaftswissenschaften, für ein einheitliches, friedliebendes, demokratisches Deutschland und für die Schaffung der Grundlagen für den Aufbau des Sozialismus einzusetzen.

Freiberg, den 28. Sept. 1955

*Rudi Kupfer*

Unterschrift des Studenten

*D. Meißer*

Unterschrift des Rektors



**Immatrikulation an der Bergakademie Freiberg**

Sie verlangten freie Wahlen, den Abzug der sowjetischen Truppen, die Bestrafung der stalinistischen Machthaber aus der Epoche Mátyás Rákosi und Reformen im Wirtschaftsleben. Am 23. Oktober riefen die Studenten Budapests die Bevölkerung zu einer Demonstration der Solidarität mit Polen auf. Im Stadtpark wurde das sieben Meter hohe Standbild Stalins vom Sockel gestürzt. Das Rundfunkgebäude wurde gestürmt und als die Sicherheitskräfte das Feuer eröffneten und eine Frau töteten, begann der allgemeine Aufstand. Soldaten der ungarischen Armee solidarisierten sich mit den Demonstranten und stellten ihnen ihre Waffen zur Verfügung. Der Staatsapparat brach innerhalb weniger Stunden in sich zusammen. Der Aufstand wurde durch den Einsatz der Roten Armee blutig niedergeschlagen. Die Vollversammlung der UNO verurteilte in einer Deklaration vom 4. November 1956 den Einmarsch der Roten Armee in Ungarn.

Mitte 1956 hatten Renate und ich unseren ersten gemeinsamen und wunderschönen Urlaub im Seebad Koserow auf Usedom. Renate wünschte sich ein Kind, im Februar stellte sie übergücklich fest, dass sie schwanger war. Das Kind müsste im Oktober zu Welt kommen. Sie fieberte der Entbindung entgegen, aber dafür lagen noch viele beschwerliche, aber auch glückliche Monate vor ihr. Am 30. März verstarb meine Schwester Ilse nach langer schwerer Krankheit. Ilse war eine sehr liebe Frau, sie war verheiratet und hatte zwei Söhne, Klaus und Rainer. Zu ihrer Beerdigung bin ich nach Muldenstein gefahren. Meine Mutter konnte den Tod von Ilse nicht verwinden, sie gab dem Ehemann Alfred die Schuld, der Ilse schlecht behandelt hatte. Kurze Zeit nach dem Tod von Ilse hatte Alfred eine neue Frau, angeblich hatte er lange Zeit vorher schon ein festes Verhältnis mit ihr. Die Verbindung zu Alfred wurde von der ganzen Familie sofort abgebrochen, leid tat es mir um Klaus und Rainer.

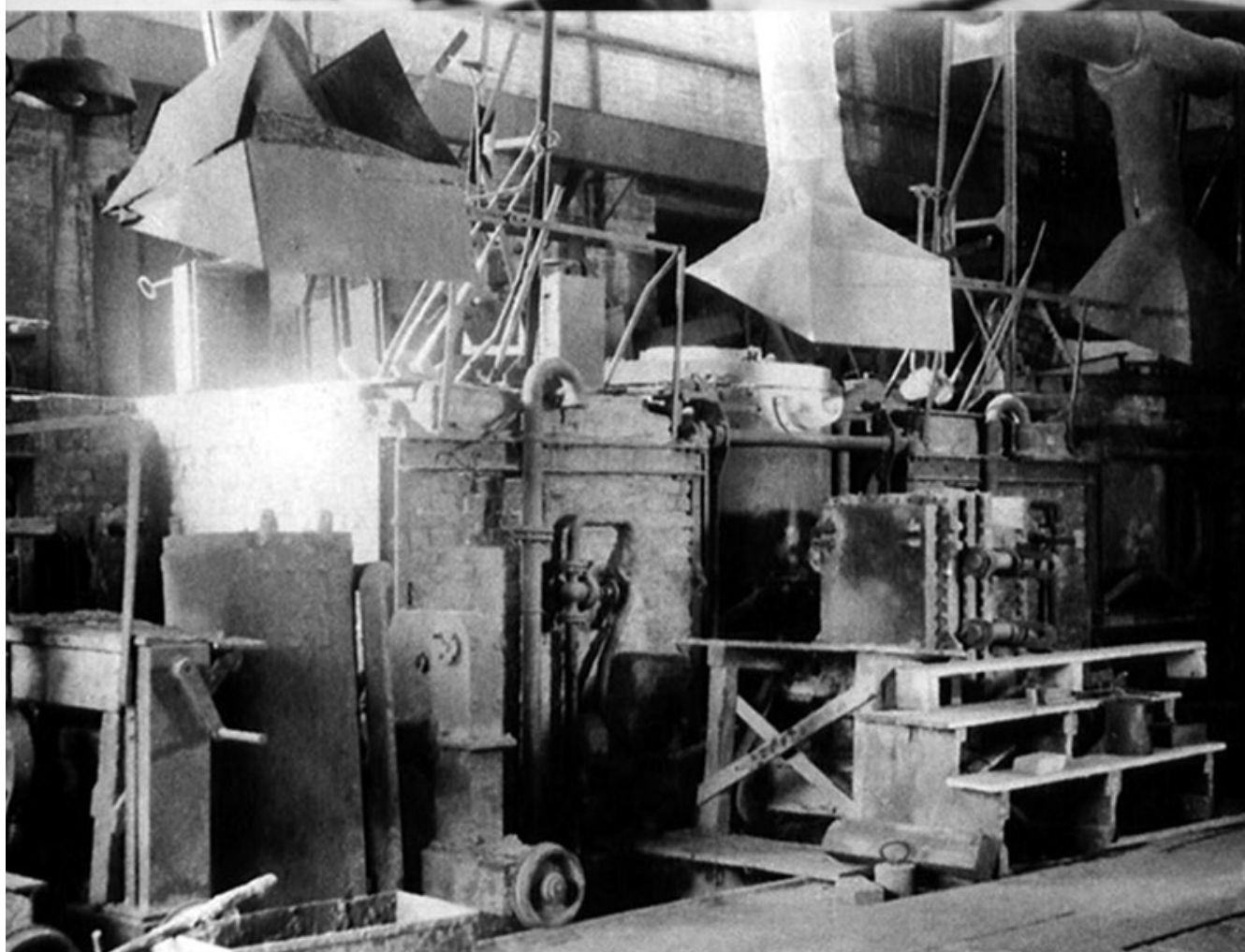
In meiner Arbeit als Leiter der Gießerei hatte ich Erfolg, die Produktionsmengen stiegen von Monat zu Monat. Als ich die Gießerei übernahm, betrug die Monatsproduktion im Mittel 350 Tonnen, sie wurde schrittweise gesteigert bis auf 600 Tonnen in guten Monaten. Die Standzeiten der Ofenausmauerung, also die Betriebszeit eines Ofens pro Ausmauerung, konnte ebenfalls gesteigert werden, als höchste Leistung wurden über 1.200 Guss erreicht. Das war durch ein Prämiensystem möglich, mit dem die Standzeiten prämiert wurden und das zu gründlicherer Arbeit motivierte. Etwa ein Jahr, bevor ich die Gießerei übernahm, geschah ein tödlicher Unfall - ein Gießer geriet in Brand und der Meister rannte mit einer Decke zu ihm, um das Feuer zu ersticken, doch der wie eine Fackel brennende Mann rannte in Panik wie vom Teufel verfolgt davon. Als er eingeholt und überwältigt wurde, war es zu spät, er konnte nicht gerettet werden. Es stellte sich ein Selbstverschulden heraus, seine Kleidung war völlig mit dem sogenannten Kokillen-Lack, bestehend aus Petroleum, Rindertalg und Graphit, durchtränkt. Ich hatte Angst vor einem solchen Unfall, denn auch im Falle eines Selbstverschuldens trägt man als Gießereileiter doch eine bestimmte Verantwortung. Ich achtete deshalb sehr darauf, dass die Arbeitskleidung der Gießer sauber war, trotzdem passierte es, dass bei einem Gießer ein Hosenbein Feuer fing.

Es wurde aber schnell gelöscht, so dass der Vorfall nur leichte Verbrennungen zur Folge hatte. Er arbeitete an einem sogenannten Erdofen, in diese Öfen wurde ein Tiegel gesetzt und um den Tiegel herum wurde Koks gefüllt, der entzündet wurde. Beim Herausheben des Tiegels geschah es dann, dass ein glühendes Koksstück die Kleidung des Mannes in Brand setzte. Ich habe danach alle Erdöfen außer Betrieb gesetzt, sie waren ohnehin unproduktiv. Weil unsere Wohnung nur etwa zweihundert Meter von der Gießerei entfernt auf dem Betriebsgelände lag, klopfte immer mal wieder in der Nacht ein Gießer der Nachtschicht an unser Schlafzimmerfenster und forderte mich auf, in die Gießerei zu kommen, meistens mit den Worten:

*"Rud, der Niggel daucht wieder nüscht, de Bladden gehn alle hoch."* ("Rudi, der Nickel taugt wieder nichts, die Platten gehen alle hoch", was natürlich nicht an den Nickelplatten lag.) Ich trottete also los und verbrachte den Rest der Nacht in die Gießerei, doch die Probleme konnten eigentlich immer recht schnell gelöst werden. Die Arbeit in der Gießerei machte mir großen Spaß und zunehmend wirkten sich auch die im Fernstudium erworbenen Kenntnisse positiv aus. Ich hatte meine ersten Prüfungen im Fernstudium abgelegt, am 7. Januar 1957 im Fach "Dialektischer und historischer Materialismus" - auch das musste ein Metalloge<sup>21</sup> offensichtlich beherrschen - mit der Note 1 minus, am 24. Juni 1957 folgte das Fach "Politische Ökonomie" mit 2 minus und am 1. Juli 1957 das Fach "Anorganische Chemie" mit 1,3 - das waren für einen Fernstudenten sehr gute Ergebnisse.

Im August wurde uns eine Neubauwohnung auf dem Zeller Berg angeboten. Renate war im 7. Monat schwanger, wir scheuten uns vor dem Umzug. Aber als wir uns das Haus ansahen - es wurde noch am Innenausbau gearbeitet - und in die Wohnung gegangen sind, das schöne Bad und die sehr schönen Räume, dazu die wunderbare Lage sahen, waren wir entschlossen, sofort umzuziehen. Das war dann auch überhaupt kein Problem, ein paar Gießer halfen uns, den Lastwagen erhielten wir vom Betrieb und nach vier Stunden war die neue Wohnung bezogen. Da wir Probleme bei der Entbindung befürchteten, ging Renate in das Heinrich-Braun-Krankenhaus in Zwickau zur Untersuchung und sollte dort auch entbinden. Am 12. Oktober, einem Montag, setzten am späten Abend die Wehen ein und wir fuhren mit dem Krankenwagen nach Zwickau. Ich konnte in der Nacht nicht schlafen, am Dienstag geschah nichts, am Mittwoch ebenfalls nichts. Ich war in Sorge und rief sehr oft an, zum Ärger der Schwestern. Endlich - am Donnerstag, den 15. Oktober 1957 - kam unser Sohn Neidthard zur Welt. Ich durfte Renate erst am Sonnabend besuchen und konnte dabei das erste Mal meinen Sohn sehen. Es war ein sehr hübsches Kind mit vielen dunklen Haaren. Wir beide waren sehr stolz auf unseren Sohn. Neidthard bereitete uns sehr viel Freude, er lachte viel, weinte wenig und hielt in der Nacht Ruhe, so dass wir schlafen konnten.

Ende 1957 wurde ein Dr. Seiler im Betrieb eingestellt, er erhielt sofort ein für damalige Zeiten wirklich fürstliches Gehalt von über 2.000 Mark, wesentlich mehr darüber wurde nicht bekannt.



**Oben im Büro als Gießerleiter 1957, unten Gießerei I des HWA**

Dr. Seiler kam vom Amt für Messwesen in Berlin, war aber ursprünglich aus der BRD gekommen, wo er angeblich selbstständig war. Es wurde viel darüber erzählt, aber niemand wusste, was den Tatsachen entsprach. Jedenfalls sollte er die Produktion der Sonderwerkstoffe im Betrieb einführen. Zunächst hatte er nicht viel Unterstützung von der Leitung des Betriebes, die für diese komplizierten Werkstoffe und deren Produktionsverfahren kein Verständnis hatten. Mitte 1958 hatte Dr. Seiler mit Dr. Ringpfeil, dem Vertreter der Außenstelle des Instituts für Spezialwerkstoffe Dresden in unserem Betrieb, eine Auseinandersetzung, die dazu führte, dass das Institut die Außenstelle in Aue auflöst. Dr. Seiler stellte nun Ingenieure und Diplomingenieure, also vorwiegend Hochschulabgänger, ein. Für die kleine Vakuumgießerei in der Sonderwerkstoffabteilung stellt er Georg S. ein, der bis dahin als Lehrer tätig war. Diese Gießerei unterstand eigentlich mir, ich ließ ihm aber sehr viel Entscheidungsfreiheit in seiner Tätigkeit. Mit dem Fernstudium ging es bei mir gut voran, ich hatte drei Prüfungen abgelegt. Im Januar Mineralogie, im Mai die gefürchtete Mathematik bei Prof. Kneschke und im Juni technische Mechanik, die bei den Studenten ebenfalls eher weniger beliebt war - alle mit der Note "Gut". Die meisten Prüfungen fanden zusammen mit den Direktstudenten statt, Fernstudenten hatten an der Bergakademie in Freiberg keine Vorzüge bei Prüfungen

Privat ging es uns gut, wir hatten einen lieben Sohn und eine wunderbare Wohnung in einer herrlichen Lage. Renate, die 1956 als Laborantin bei der Firma Curt Bauer gearbeitet hatte, war seit November 1956 im Halbzeugwerk im metallografischen Labor angestellt. Seit November 1957 betreute sie Neidthard und arbeitete nicht mehr.

Meine Arbeit als Gießereileiter gefiel mir, ich hatte Erfolg und Anerkennung. Mein Fernstudium bereitete mir keine allzu großen Probleme und 1959 legte ich vier Prüfungen ab - im Januar Physik und Maschinenelemente, im Mai Metallhüttenkunde und im Oktober Verformungskunde, alle mit guten Noten. Natürlich war das Fernstudium eine große Belastung für die Familie, an den Wochenenden war Lernen für das Fernstudium angesagt, da musste Ruhe sein. Meine Berichte zu den Praktika tippte ich immer am Wohnzimmertisch mit einer Reiseschreibmaschine, deren Deckel nach vorn abgerundet war, weshalb sich Neidthard dort oft hineinsetzte und damit zu meinen Füßen schaukelte. Das Absolvieren des Fernstudiums war mir nur durch das Verständnis von Renate möglich, ich hatte jedoch den Eindruck, sie selbst wollte unbedingt, dass ich es erfolgreich bestand. Bei den Prüfungen entwickelte sie einen regelrechten Ehrgeiz, dass ich so gut wie möglich abschnitt.

Etwa Mitte 1959 machte man mir das Angebot, als Sachbearbeiter in der VVB NE-Metalle in Eisleben zu arbeiten, diese VVB war das übergeordnete Organ aller NE-Metallbetriebe in der DDR.<sup>22</sup> Ich wurde mehrfach zu Gesprächen nach Eisleben eingeladen, verlangte dabei aber immer, dass mein Fernstudium in Freiberg dadurch nicht beeinträchtigt würde. Letztendlich lehnte ich doch ab und dafür gab es mehrere Gründe. Mir lag diese Verwaltungstätigkeit nicht und der Weg zum Fernstudium nach Freiberg war sehr weit, dazu kam, dass mir keine Wohnung kurzfristig zugesagt werden konnte und finanziell gab es keinen wirklichen Anreiz.

Unmittelbar, nachdem ich abgelehnt hatte, erhöhte mein Betrieb mein Gehalt, so dass ich finanziell sogar noch besser gestellt war, als ich es in Eisleben gewesen wäre.

Die Leitung des Betriebes hat immer wieder Auseinandersetzungen mit Dr. Seiler, der seine Entscheidungen zur Produktion von Sonderwerkstoffen ohne Absprachen mit dem technischen Leiter und dem Betriebsleiter traf - er handelte vielmehr so, als wäre der Betriebsteil Sonderwerkstoffe selbstständig. Erst später begriff ich, dass ohne dieses Handeln von Dr. Seiler die Entwicklung und Herstellung von Sonderwerkstoffen überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Dr. Seiler machte sich diese Aufgabe quasi zu seinem Lebenswerk. Als Gegenpol zu Dr. Seiler wurde Dr. G. als Haupttechnologe im Betrieb eingestellt. Er kam vom NE-Metallinstitut Freiberg, wo man, wie wir später erfuhren, froh waren, ihn loszuwerden. Er war ein Alkoholiker, konnte aber eine durchaus erfolgreiche Laufbahn aus früheren Jahren vorweisen. Ich besaß ein Buch über Metallgusstechnologie, Schmelzen und Legieren, das von ihm herausgegeben wurde und das mit sehr viel Fleiß und ausführlich geschrieben war. Auf dem sehr komplexen Gebiet der Sonderwerkstoffe konnte er Dr. Seiler jedoch nicht das Wasser reichen. Erschwerend kam dazu, dass er durch seine Alkoholsucht nicht mehr in der Lage war, zielgerichtet zu arbeiten und auch als Haupttechnologe völlig ungeeignet war.

Am 8. August 1959 starb meine Mutter. Das war für mich ein tragisches Erlebnis, welches mich lange Zeit beschäftigte. Wir waren am Freitag, den 7. August, nach Bitterfeld zu Renates Eltern gefahren. Nach dem Mittagessen entschloss ich mich, mit dem Fahrrad meine Eltern in Muldenstein zu besuchen. Ich weiß noch - wir hatten einen Kindersattel angebracht und ich nahm Neidthard mit. Mein Vater arbeitete damals bei einem Wachdienst, Horst kam später auch zu meiner Mutter. Ich kann mich noch sehr deutlich erinnern, meine Mutter saß auf dem Sofa im Wohnzimmer und ich erzählte ihr von der Waschmaschine, die wir uns gekauft hatten. Ich lobte, wie einfach das Waschen mit diesem Gerät wäre und wie schön sauber die Wäsche würde. Meine Mutter meinte:

*"Eine Maschine kann die Wäsche nicht sauber waschen, das geht nur mit der Hand."*

Sie ließ sich absolut nicht überzeugen. Sie stand auf und wollte das Bett in Inges Zimmer zurecht machen, weil Jürgen, der Sohn von Horst, bei ihr übernachten wollte, Inge war zu dieser Zeit gerade zu einer Kur. Wir blieben im Wohnzimmer, plötzlich hörten wir sie rufen. Sie lag auf der Liege in Inges Zimmer und sagte:

*"Holt mal schnell die Herzsalbe, ich habe furchtbare Kopfschmerzen."*

Ich rannte in die Küche, holte die Salbe und rieb ihr damit die Stirn ein, aber sie war schon nicht mehr bei Bewusstsein. Die Ärztin stellte einen Hirnschlag fest. Ich brachte Neidthard schnell nach Bitterfeld zu Renates Eltern und fuhr nach Muldenstein zurück. Meine Mutter erlangte das Bewusstsein nicht wieder und wurde in das Krankenhaus nach Bitterfeld gebracht. Als ich am Fenster meinen Vater von der Arbeit kommen sah, ging ich hinaus, um ihn vorsichtig vorzubereiten.

Ich sehe ihn noch heute vor mir, er lächelte verschmitzt, als er mich sah, es war ein für ihn typisches Lächeln.



**Meine Eltern Anfang der 1950er Jahre**



**Meine Mutter (rechts) und meine Schwiegermutter 1958 in Aue**

Als ich ihm vom Zustand der Mutter erzählte, versteinerte sein Gesicht und es rollten ein paar Tränen die Wange herunter. Das hatte ich in meinem ganzen Leben bei meinem Vater noch nicht gesehen. Am nächsten Tag kam bei meiner Mutter ein neuer Schlaganfall hinzu und sie verstarb, ohne wieder Bewusstsein zu kommen. Das Schicksal wollte es wahrscheinlich, dass ich meine Mutter noch einmal sehen konnte.

Die Leitung des Betriebes war bemüht, in der Sonderwerkstoffabteilung eine Forschungsgruppe aufzubauen, eigentlich war dies schon lange das Bestreben von Dr. Seiler. Offensichtlich war der Druck durch die staatlichen Organe gegenüber der Betriebsleitung verstärkt worden, eine laufende Produktion von Sonderwerkstoffen zu etablieren und Dr. Seiler stellte viele Absolventen der Bergakademie Freiberg ein. Im Laufe des Jahres 1960 sprach die Werksleitung mit mir und bot mir an, in der Abteilung Sonderwerkstoffe die Aufgabe des Vertreters von Dr. Seiler zu übernehmen. Nach längerem Überlegen stimmte ich zu und arbeitete in der Abteilung Sonderwerkstoffe unter Dr. Seiler, als Gießereileiter wurde Dr. G. eingesetzt, was einer Degradierung gleichkam. Es war sehr schwierig, bei Dr. Seiler Anerkennung zu finden, ich hatte noch kein Diplom und in der Abteilung waren mehrere Diplomingenieure tätig. Ich merkte schnell, dass Dr. Seiler Unterwürfigkeit und Fügsamkeit verachtete und Widerspruch anerkannte, wenn er berechtigt und gut argumentiert war und sachlich vorgetragen wurde. Manchmal provozierte er Situationen, bei denen man widersprechen musste. Allerdings konnte man auf der anderen Seite eigene Meinungen und Ansichten besser durchsetzen, wenn man versuchte ihm klarzumachen, dass er ähnliche Ansichten bereits selbst einmal geäußert hat. Ich versuchte es dann manchmal mit folgenden Worten: *"Herr Dr. Seiler, wenn ich mich recht erinnere, hatten Sie vor einigen Wochen geäußert, dass man bei dem Werkstoff XY die Wärmebehandlung variieren sollte. Vielleicht sollten wir die Glühtemperatur um 25° Celsius erhöhen."*

Erst nach und nach wurde ich von ihm als sein Vertreter anerkannt, was vielleicht auch daran lag, dass er die unangenehmeren Aufgaben nun auf mich abschieben konnte. Mit der Zeit machte mir die Arbeit natürlich auch Freude, aber wir alle mussten uns mit den schwierigen Problemen der Sonderwerkstoffproduktion erst vertraut machen. Es gab oft Rückschläge, aus denen wir lernten. Dr. Seiler befasste sich in der ersten Zeit hauptsächlich mit der Entwicklung und Produktion von Thermobimetallen. Auf diesem Gebiet leistete er viel, er leitete diese Aufgabe nicht nur wissenschaftlich, sondern überwachte auch die gesamte praktische Produktion. Ich beschäftigte mich zunächst mit der Produktion von weichmagnetischen Werkstoffen, wobei anzuerkennen ist, dass Dr. Seiler die gesamte Produktion und Entwicklung der Sonderwerkstoffe wissenschaftlich leitete. Zur Erklärung - unter der Bezeichnung "Sonderwerkstoffe" waren alle Spezialwerkstoffe für die Elektrotechnik, Elektronik und den wissenschaftlichen Gerätebau zu verstehen, später kamen noch die Trägerwerkstoffe für die Mikroelektronik dazu. Die Entwicklung und Produktion dieser Werkstoffe war lebenswichtig für die genannten Industriezweige, sie waren samt und sonders auf die oben erwähnten CoCom-Listen gesetzt und somit ohne eigene Produktion nicht zu bekommen.

Ich bin der Meinung, dass die Entwicklung des Betriebes zum Lieferanten dieser Werkstoffe allein Dr. Seiler zu verdanken war, der sich gegen den Widerstand und das Unverständnis der damaligen Leitung des Betriebes durchsetzte, manchmal allerdings mit einer ziemlich impertinenten Überheblichkeit, was aber angesichts seiner Leistungen nicht wirklich wichtig ist. Ich nahm an einer Arbeitsgruppe teil, die sich etwa alle vierzehn Tagen im VEB Lokomotivbau Elektrotechnische Werke "Hans Beimler" (LEW) in Hennigsdorf traf. Dieser Betrieb, zu dem neben Lokomotivbau-Werk auch Betriebe des Industrieofen- und Anlagenbaus gehörten, sollte für den VEB Edelstahlwerk "8. Mai 1945" in Freital einen Vakuum-induktionsofen mit einem Fassungsvermögen von einer Tonne bauen.

Die Gruppe bestand aus Mitarbeitern des Edelstahlwerkes und des Betriebes Vakuumtechnik Sangerhausen. Ich nahm teil, weil unser Betrieb als einziger in der DDR damals praktische Erfahrungen mit dem Schmelzen und Gießen unter Vakuum hatte.

Juli 1960 hatten wir unseren ersten gemeinsamen Urlaub mit Neidthard in Bansin an der Ostsee. Neidthard fühlte sich sehr wohl - außer im Speisesaal, wahrscheinlich waren für ihn einfach zu viele Leute dort. Er aß kaum und wollte immer wieder zur Toilette, wir mussten ihm dann immer etwas zum Essen einpacken. Renate arbeitete ab November 1960 wieder im Spektrallabor des Betriebes, Neidthard war drei Jahre alt und ging jeden Morgen mit uns in den Betriebskindergarten. Mein Fernstudium machte gute Fortschritte, 1960 legte ich die Prüfungen in Physikalische Chemie, Eisenhüttenkunde, Gießereikunde und Elektrotechnik mit guten und sehr guten Ergebnissen ab, außerdem konnte ich die Praktika und Übungsscheine für Physikalische Chemie, Elektrotechnik, Schweißtechnik, Metallkunde, Materialprüfung und Korrosions- und Oberflächenschutz abschließen. Im Betrieb wurde ab 1961 die Abteilung "Forschungsstelle" mit der Aufgabe gegründet, die Entwicklung und technologischen Betreuung der Produktion von Sonderwerkstoffen in einer Abteilung zu konzentrieren. Ich beschäftigte mich mit der Entwicklung von Schnittbandkernen<sup>23</sup> und mit der Verbesserung der Anlage für verzinnte Kupferfolien, die für die Herstellung von Kondensatoren verwendet wurden. Außerdem führte ich Untersuchungen zur Erhöhung der Anfangspermeabilität von Muniperm<sup>24</sup> durch. Ziel war es, diesen Werkstoff, der mit einer Anfangspermeabilität von größer als 16.000 geliefert wurde, auch mit größer als 25.000 beziehungsweise 40.000 zu produzieren.

Dazu diente auch meine erste Studienarbeit für das Fernstudium mit dem Titel "Untersuchungen zum Einfluss des Schwefel-Gehaltes auf die magnetischen Eigenschaften von Muniperm." Es wurde eine recht umfangreiche Arbeit mit 85 Seiten Text, 122 Bildern beziehungsweise Abbildungen und 18 Tabellen. Renate half mir fleißig bei der Korrektur der Texte und beim Schreiben der Tabellen.

Im Sommer fuhren wir mit Neidthard nach Malchow in den Urlaub. Eigentlich wollten wir viel baden gehen, aber das Wetter machte uns fast immer ein Strich durch die Rechnung, also wanderten wir. Ich machte mit Neidthard eine Wanderung durch das Waldgebiet und wir entdeckten dabei eine gesprengte, unterirdische Munitionsfabrik, die während der Nazi-Zeit gebaut wurde.

Ich war überrascht von der Größe der unterirdischen Gebäude, auf denen ausgewachsene Kiefern standen. Gerda konnte das erste Mal nach ihrer Übersiedlung in die Bundesrepublik unsere Schwester Inge in Muldenstein besuchen, wir fuhren auch nach Bitterfeld und gingen mit Gerda und Inge auf dem Muldensteiner Berg spazieren. Seit ich in der Forschung als Vertreter von Dr. Seiler war, wurde ich zur Geheimhaltung verpflichtet, das waren die Geheimhaltungsstufen "Vertrauliche Verschlussache (VVS)" und "Geheime Verschlussache (GVS)". Das bedeutete, dass weder ich noch meine Frau Renate irgendeinen, nicht explizit genehmigten Kontakt zu Angehörigen sogenannter "NSW-Staaten"<sup>25</sup> haben durften, also auch keinen Kontakt zu Gerda. Wir haben aber nie, auch in der späteren Zeit nicht, den brieflichen, telefonischen und auch persönlichen Kontakt zu Gerda, meiner Lieblingsschwester, abgebrochen. Bei den VS-Verpflichtungen, die vierteljährlich stattfanden, wurden immer diejenigen verwarnt, bei denen Kontakte festgestellt wurden. Ich habe mich oft gewundert, dass ich nie verwarnt wurde, obgleich die zuständigen Stellen wissen mussten, dass ich regelmäßigen Kontakt zu meiner Schwester hatte.

Politisch war 1961 ein heißes Jahr. Am 14. April startete vom Kosmodrom Baikonur im südlichen Kasachstan die erste bemannte Raumkapsel ins All, an Bord befand sich Juri Alexejewitsch Gagarin, er blieb zwei Stunden im All und umkreiste die Erde einmal. Juri Gagarin war ein sehr sympathischer Mensch und wir waren alle begeistert. Ich war zu dieser Zeit gerade in einem Betrieb, der aus den bei uns hergestellten Werkstoffen Beryllium-bronze und Kupfer-Nickel-Mangan 20.20 funkensichere Werkzeuge fertigte, der Betrieb hatte große Probleme beim Schmieden der Werkzeuge. Ich kann mich gut erinnern, wie begeistert die Arbeiter über Juri Gagarin und das Ereignis seines Raumfluges sprachen. Im Februar richtete die Sowjetunion ein Memorandum an die bundesdeutsche Regierung und forderte diese auf, einen angemessenen Beitrag zur Friedensregelung mit Deutschland zu leisten, in dieser Friedensregelung sollte die Westberlin-Frage mit geregelt werden. Chruschtschow traf sich mit Kennedy in Wien und erneuerte sein Ultimatum von 6 Monaten zum Abschluss eines Friedensvertrages mit der DDR und der Regelung der Westberlin-Frage. Es wurde zwischen den beiden Staatsmännern keine Einigung erzielt. In einer Fernsehansprache antwortete Kennedy auf die Drohungen Chruschtschows vom Juni und ging selbst in die Offensive. Er betonte, dass der Westen die Einbeziehung Westberlins in die DDR mit Waffengewalt zurückweisen würde. Er kündigte die Aufstockung des Heeres von 850.000 Mann auf eine Million, die Erhöhung des Verteidigungshaushaltes und die Verlegung von sechs weiteren Divisionen nach Europa an. Durch die Verschärfung der Spannungen zwischen der UdSSR und den USA nahm im Sommer 1961 der Flüchtlingsstrom aus der DDR katastrophale Ausmaße an - allein im Juli 1961 verließen 30.000 Menschen die DDR. Dazu kam, dass etwa 50.000 Bewohner Ost-Berlins in regelmäßig in Westberlin arbeiteten. Unser Betrieb ließ im Kabelwerk Oberspree (KWO) in Berlin-Oberschöne-weide Präzisionswiderstandsdrähte aus Manganin isolieren. Es kam zu Produktionsablehnungen, das heißt, der Betrieb weigerte sich, unsere Aufträge anzunehmen und ich musste nach Berlin fahren, um diese Probleme mit dem KWO zu klären.

Der Leiter des Isolationsbetriebes sagte mir, dass er ablehnen müsste, weil er keine Arbeitskräfte hätte, mit denen er unsere Aufträge abwickeln könnte. Immer mehr Arbeiter würden in Westberlin arbeiten und durch den hohen Umtauschszinssatz von Ost- zu Westgeld von etwa 7 zu 1 viel Geld verdienen. Er sagte damals wörtlich zu mir:

*"Jetzt muss etwas geschehen, sonst können die Betriebe in Ostberlin bald nicht mehr arbeiten."*

Lange mussten wir nicht auf eine Reaktion unserer Regierung zu warten - in der Nacht zum 13. August begannen Kampfgruppen, Volkspolizei und Einheiten der NVA die Sektorengrenze zwischen Ost- und Westberlin abzuriegeln und Stacheldrahtbarrieren aufzubauen. Trotz heftiger Proteste in der Bevölkerung in Ost- und Westberlin reagierten die Verantwortlichen des westlichen Auslands abwartend. Ich kann mich erinnern, dass diese Abspernung nach Westberlin für uns schockierend war, und zwar weniger, weil für uns Fahrten nach Westberlin nun nicht mehr möglich waren, sondern weil die internationalen Spannungen zwischen den Machtblöcken zu explodieren drohten und wir Angst vor einem neuen, diesmal atomaren Krieg hatten. Drei Tage nach dem 13. August wurde begonnen, den Stacheldraht durch eine Mauer zu ersetzen. Ich kann mich an einen Witz erinnern, der in der Folgezeit heimlich erzählt wurde: *"Wo leben die dümmsten Menschen? In der DDR, erst bauen sie eine Mauer und dann merken sie, dass sie auf der falschen Seite sind."* Panzer der Roten Armee und der Volksarmee prägten das Bild in der DDR-Hauptstadt, in Westberlin fuhren die amerikanischen Panzer bis an die Mauer. Wenn wir dienstlich nach Ostberlin fuhren, mussten wir bei der Einfahrt nach und der Ausfahrt von Berlin Ausweiskontrollen über uns ergehen lassen.

Am 18. April 1962 verstarb mein Vater im Alter von knapp 72 Jahren. Er wurde seit dem Tod meiner Mutter 1959 von meiner Schwester Inge betreut. Im Fernstudium legte ich die Praktika und Übungsscheine in den Fächern Röntgenkunde 1 und 2, Schweißtechnik und Korrosions- und Oberflächenschutz 2 ab. Außerdem bearbeitete ich meine zweite Studienarbeit mit dem Titel "Untersuchung der Abhängigkeit des Temperaturkoeffizienten des elektrischen Widerstandes bei einer Nickel-Chrom-Legierung mit 73 % Nickel und 21 % Chrom". Es wurde wiederum eine recht umfangreiche Arbeit, diesmal mit 65 Seiten Text, 15 Tabellen und 27 Abbildungen. Bei den praktischen Studienarbeiten für mein Fernstudium und später auch bei der Diplom- und Doktorarbeit hatte ich gegenüber den anderen Studenten den großen Vorteil, dass die Arbeiten im Betrieb als Bestandteil von Forschungsaufgaben durchgeführt werden konnten. Ich hatte alle betrieblichen Bearbeitungsmöglichkeiten und die Messtechnik der Forschung zur Verfügung und es konnten zusätzliche Forschungsarbeiten durchgeführt werden, denn mit meinen Aufgaben als Vertreter von Dr. Seiler und bei meinen innerbetrieblichen Forschungsthemen gab es keine Einschränkungen. Die Forschungsstelle erweiterte sich ständig, eine eigene Metallografie, eine wissenschaftliche Bibliothek und ein chemisches Labor, in dem Renate arbeitete, wurden eingerichtet. Zur räumlichen Erweiterung konnte ein geräumtes Wohnhaus innerhalb des Betriebes bezogen werden, es hatte drei Etagen mit etwa 20 Zimmern.



**Gerda, Renate und Neidthard 1964**

Renate und ich flogen in der Zeit vom 27. Juni bis zum 13. Juli 1962 nach Nessebar in Bulgarien in den Urlaub, Neidthard blieb in dieser Zeit bei Renates Eltern in Bitterfeld. Der Urlaub in Bulgarien war wunderbar - herrlicher Sonnenschein, so heiß, dass man nur in Schuhen über den Sandstrand laufen konnte und ein fast menschenleerer Strand mit herrlich klarem Wasser. Wir fühlten uns sehr wohl, obgleich einige Dinge, wie zum Beispiel die Toiletten und Waschräume als Gemeinschaftsanlagen, nicht so richtig Renates Fall war. Im Dezember 1962 absolvierte ich meine erste Auslandsdienstreise. Der damalige Leiter der Sonderwerkstoffabteilung und ich sollten eine Reklamation von Thermobimetall mit der Handelsorganisation "Impexmetall" der Volksrepublik Polen in Warschau verhandeln, es nahm außerdem ein Vertreter unseres Außenhandelsorgans "Stahl Metall" teil. Eigentlich wollten wir mit einem Flugzeug der polnischen Fluggesellschaft LOT von Berlin nach Warschau fliegen. Die Maschine sollte am Abend von Berlin abfliegen, doch der Flug wurde - Gott sei Dank! - von unserem Minister nicht genehmigt, wir sollten gefälligst mit dem Zug fahren. Als wir am nächsten Morgen im Büro des polnischen Außenhandelsministeriums ankamen, war das Erste, was man uns fragte:

*"Haben sie schon gehört, dass gestern Abend das Flugzeug aus Berlin kommend auf dem Flughafen Warschau abgestürzt ist? Es waren auch Deutsche in dem Flugzeug, niemand hat überlebt."*

Zunächst konnten wir es nicht richtig begreifen, wenn es nach unseren ursprünglichen Reisewünschen gegangen wäre, wären auch wir unter den Toten gewesen.<sup>26</sup> Die Verhandlungen verliefen recht positiv, die Vertreterin des polnischen Außenhandels "Impexmetall", Frau Lisowska, war eine angenehme Verhandlungspartnerin.

Im April 1963 reiste ich dienstlich nach Jugoslawien. Dieses Land galt nach den Reisebestimmungen der DDR damals groteskerweise als NSW-Land, also als nichtsozialistisches Wirtschaftsgebiet, man musste also ein sogenannter NSW-Reisekader sein. In der Stadt Zagreb in Jugoslawien fand vom 14. bis 21. April 1963 eine internationale Messe statt und diese sollte von einer Gruppe aus verschiedenen Betrieben der DDR besucht werden mit dem Ziel, die Möglichkeiten von Warenlieferungen nach Jugoslawien zu erkunden. Wir sollten mit Vertretern verschiedener Elektro- und Elektronikbetriebe sprechen und unsere Werkstoffpalette darlegen und anbieten.

Diese Reise war mit so vielen Problemen verbunden, wie man sich nur denken kann. Wir sollten mit einer Linienmaschine der Interflug am Montag, den 15. April, über Belgrad direkt nach Zagreb fliegen und fuhren am Sonnabend, den 13. April, nach Berlin, um uns im Ministerium zu melden. Es war damals noch im Haus der Ministerien untergebracht, dem ehemaligen Reichsluftfahrtministerium und heutigen Detlev-Rohwedder-Haus und Sitz des Bundesministeriums der Finanzen. Es war wirklich nichts vorbereitet, wir erfuhren, dass wir uns vom jugoslawischen Konsulat ein Visum holen müssten, das ginge aber erst am Montag. Also suchten wir uns mit viel Mühe ein Zimmer in Berlin zur Übernachtung, am Mittwoch, den 17. April, hatten wir dann endlich unser Visum und erhielten unsere Reisedevisen.



**Mein Vater Mitte der 1950er Jahre**

Jetzt versuchten wir, ein Flugzeug zu bekommen, aber wir waren insgesamt zehn Personen und es gestaltete sich also nicht so einfach. Wir fanden einen Flug mit einer Maschine der Interflug am Donnerstag, den 18. April, allerdings kostete der Flug pro Person hin und zurück über 700 Mark, die wir nicht hatten und die uns auch das Ministerium nicht gab. In der Gruppe war ein Technischer Direktor einer VVB, er schrieb einen Scheck für alle zehn Personen aus und wir telegrafierte unserem Betrieb, dass er das Geld an diese VVB überweisen sollte. Jetzt hatten wir unsere Flugtickets. Die Maschine sollte kurz vor 09:00 Uhr von Berlin-Schönefeld abfliegen, wir waren abgefertigt und saßen im Transitraum. Die Maschine wurde aufgerufen und wir gingen zum Ausgang. Plötzlich wurden unsere Namen aufgerufen, wir sollten uns am Informationsschalter melden. Der am Abend vorher ausgestellte Scheck war nicht gedeckt, wir konnten also nicht fliegen. Nach einigen Telefongesprächen konnte dann die Bezahlung der Flugkarten erreicht werden, aber mittlerweile war es Mittag geworden und die Maschine war längst in Zagreb. Die nächste Möglichkeit, in diese Richtung zu kommen, war eine Maschine der ungarischen Fluggesellschaft Malev, die gegen 15:00 Uhr von Schönefeld nach Budapest flog, also nahmen wir diese Maschine. In Budapest angekommen gab es als nächste Möglichkeit nur, am folgenden Tag, am 19. April, gegen 09:00 Uhr mit einer Maschine der polnischen Fluggesellschaft LOT nach Belgrad zu fliegen. Das Foto zeigt unsere Reisegruppe, endlich auf dem Weg zu einer IL 14 der Malev nach Budapest, der dritte von rechts im dunklen Mantel bin ich.<sup>27</sup>

Jetzt hatten wir ein neues Problem, wir mussten übernachten und essen und hatten kein ungarisches Geld. Wir riefen die Botschaft der DDR in Budapest an, von dort kam dann jemand, der die Übernachtung im Flughafenhotel für uns bezahlte und einen Tagessatz ungarisches Geld mitbrachte, so dass wir uns einen recht gemütlichen Abend im Hotelrestaurant machen konnten. Am nächsten Vormittag, es war ja nun schon der 19. April und am 21. April war die Messe zu Ende, flogen wir mit der LOT nach Belgrad. Es war eine Viscount, eine in England hergestellte Turbopropmaschine, wir wurden im hinteren Raum der Maschine, getrennt von den anderen Fluggästen platziert. Als wir die Flughöhe und Fluggeschwindigkeit erreicht hatten, begann ein lautes Pfeifen. Mein Kollege Eberhard wurde - vielleicht in Erinnerung an LOT-Flug 248 - blass und sagte:

*"Die Maschine baut ab, sie hat Risse in der Außenhaut, ich kenne das, ich war während des Krieges bei den Fliegern."*

Der Flugkapitän kam nach hinten, konnte aber nichts finden. Nachdem die Fluggeschwindigkeit etwas verringert wurde ließ das Pfeifen nach, und wir landeten wohlbehalten in Belgrad. Wir wurden von einer Mitarbeiterin der Handelsvertretung der DDR abgeholt, sie zeigte uns Belgrad und brachte uns am Abend zum Zug nach Zagreb. Wir kamen in der Nacht in Zagreb an und fanden ein nicht besonders gutes Hotel für die erste Nacht. So kamen wir dann am Samstag den 20. April, also am vorletzten Tag, noch zur Messe. Unser Programm haben wir aber, so gut es ging, absolviert, wir besuchten sogar noch zwei Betriebe in Zagreb.

|                                                                                                                                                                   |  |                                                                                                                                                                             |  |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--|
|                                                                                  |  | <b>DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK</b><br><b>Bergakademie Freiberg i. Sa.</b><br>Universität/Hochschule                                                                     |  |
| Eigenhändige Unterschrift des Inhabers<br><i>Rudi Kupfer</i>                                                                                                      |  | <b>Ausweis</b><br>für den <del>Studienzweck</del> der<br><b>Aspiranten</b><br>Fakultät <b>Hüttenw.</b> Fach <b>Metallkunde</b><br>Herrn/ <del>Fr.</del> <b>Kupfer, Rudi</b> |  |
| Freiberg, den <b>1.3.67</b>                                                                                                                                       |  | geb. am <b>22.5.1927</b>                                                                                                                                                    |  |
| Der Rektor der Universität<br>Hochschule<br>Prärektorat für<br>Dienstleistungen<br>1. AP:<br>Wissenschaftlichen<br>Nachwuchs<br><i>Rudi Kupfer</i><br>(Präsident) |  | Wohnung <b>Aue/Sa.</b><br><b>Robert-Schumann-Str.</b><br><b>1</b>                                                                                                           |  |
| Diese Ausweisurkunde ist nur für die umseitig von der<br>Universität/Hochschule bescheinigten Semester gültig                                                     |  | Heimotanschrift<br><b>Extern Studierender</b><br>Nr. des Personalausweises <b>XIV 1436619</b><br>Hochschulnummer                                                            |  |
| Ag 310 61 DDR 106 30 9 61 1284 V 12 8 100                                                                                                                         |  | 520 07 Vordruck-Leitverlag Spremberg                                                                                                                                        |  |



**Oben mein Studentenausweis, unten auf dem Weg nach Budapest**

*Bild unten: Dritter von rechts*

Eberhard und ich flogen dann am Mittwoch nach Belgrad, von dort nach Budapest und dann nach Berlin zurück. Zu Hause angekommen hatte Renate eine Überraschung für mich, sie war schwanger, auch dieses Kind war ein Wunschkind. Trotz der recht schweren Entbindung von Neidthard wünschte Renate sich nichts mehr als ein zweites Kind. Sie war überglücklich.

Bei meinem Fernstudium lief alles planmäßig, ich hatte im März das Metallphysikpraktikum und die dazugehörige Prüfung mit 1,7 abgelegt und mich zur Diplomarbeit angemeldet. Ich erhielt ein betriebliches Thema, welches im Rahmen der Forschung bearbeitet wurde: "Untersuchung des Einflusses der Zusammensetzung und der technologischen Verarbeitungsbedingungen auf den linearen thermischen Ausdehnungskoeffizienten von NiCo 28.23." Dieser Werkstoff musste neu entwickelt und in das Produktionsprogramm aufgenommen werden. Er wurde für vakuumdichte Keramik-Metallverlötungen verwendet, wie sie damals für Hochleistungssenderöhren, hoch beanspruchte Isolatoren und ähnliche Baugruppen erforderlich waren. Die praktischen Arbeiten und die Fertigstellung der Arbeit führte ich im Zeitraum vom 27. Juli bis zum 20. Dezember 1963 durch. Die Arbeit wurde wiederum sehr umfangreich mit 78 Seiten Text, 21 teilweise sehr umfangreichen Tabellen, 31 Abbildungen und 24 Bildern. Es war eine ziemliche Belastung, weil ich durch meine Reisen und durch meine dienstlichen Aufgaben mehr als beschäftigt war, denn seit 1961 gehörte ich zum ständigen Messepersonal des Betriebes. Ende Juli musste ich im Auftrag des Außenhandelsministeriums einen Einreiseantrag nach Belgien beim belgischen Konsulat stellen. Diese Anträge mussten damals privat gestellt werden, dazu war es erforderlich, einen "Vorläufigen Reisepass an Stelle eines Passes für deutsche Staatsangehörige" zu beantragen. Dieser wurde vom Alliierten Reiseamt der Kommandanten in Westberlin ausgestellt, was mit der Nichtanerkennung der DDR als selbständiger Staat gemäß der sogenannten "Hallstein-Doktrin" zusammenhing, eine Einreise nach Belgien mit dem DDR-Reisepass war also nicht möglich. Das ganze Prozedere war auf gewisse Weise lustig - zur Ausreise war bei den DDR-Behörden der DDR-Reisepass vorzuzeigen, in Belgien mussten wir den "Vorläufigen Reisepass" benutzen und zur Beantragung und Abholung dieses Passes mussten wir persönlich im "Allied Travel Office" in Westberlin erscheinen.

Aber zunächst fuhr ich im Oktober nach Wien, Österreich erkannte unseren Pass damals an. Ich fuhr mit einem Vertreter des Metallurgiehandels mit dem "Vindobona", der als Gemeinschaftsunternehmen der Deutsche Reichsbahn der DDR (DR), der Tschechoslowakische Staatsbahn (ČSD) und der Österreichische Bundesbahnen (ÖBB) von Berlin Ostbahnhof über Dresden, Prag und Gmünd nach Wien fuhr, ab 1962 gab es Zubringerzüge von und nach Berlin Zoologischer Garten in West-Berlin. An ein mich damals sehr erheiterndes Ereignis erinnere ich mich heute noch gut. Ich hatte mir 1962 bei einem Schneider einen Anzug anfertigen lassen, den ich übrigens noch heute besitze, er ist aus einem guten, dänischen Kammgarnstoff hergestellt. Diesen Anzug trug ich während der Reise im "Vindobona", der nach der Grenze zu Österreich für den normalen Reiseverkehr frei war. In unser Abteil, in dem wir bisher allein saßen, stieg ein älterer Herr ein.

Er sah uns eine Weile an, dann fragte er:

*"Wo kommen Sie her und wohin wollen Sie reisen?"*

Wir sagten ihm, wir kämen aus der DDR und wollten geschäftlich nach Wien. Nach einer kleinen Pause fragte er:

*"Haben Sie viel Hunger?"*

Uns kam diese Frage ziemlich bescheuert vor, wir hatten bis kurz vor der österreichischen Grenze im Speisewagen gesessen und sehr gut gegessen. Wir verneinten das also. Wieder eine Pause, wobei er uns von oben bis unten musterte. Er fragte dann:

*"Wo haben Sie die schönen Anzüge her?"*

Wir fanden das alles etwas komisch, aber weil sein Anzug im Gegensatz zu unseren nicht besonders gut war, erklärten wir ihm, dass wir unsere Anzüge von einem Schneider haben anfertigen lassen.

*"In Ostdeutschland?"* fragte er.

*"Nein, in der DDR"* antworteten wir.

Jetzt folgte eine etwas längere Pause, dann sagte er ziemlich überzeugt und bestimmend:

*"Die Anzüge müssen Sie sicherlich wieder abgeben, wenn Sie zurückkommen, nicht wahr?"*

Jetzt konnten wir nur noch laut lachen, wir sagten ihm, dass wir, so unglaublich das für ihn klingen mag, auch in der DDR unsere eigenen Anzüge zu Hause behalten und sogar ohne ausdrückliche Genehmigung von Walter Ulbricht tragen dürften. Er guckte sehr ungläubig und war ein bisschen beleidigt, sicher verstand er unsere Antwort als eine einstudierte Pflichtübung.

Wir kamen, soweit ich mich erinnere, gegen 18:00 Uhr in Wien an und wurden vom Bahnhof abgeholt und zum Hotel gefahren. Dort meldeten wir uns nur an, bezogen unsere Zimmer und stellten die Koffer ab. Dann wurden wir zum Essen eingeladen. Die Arbeit war anstrengend, jeden Tag von morgens 08:00 bis ca. 17:00 Uhr Besprechungen in Betrieben, die ich mit einem Vertreter der österreichischen Handelsfirma durchführte, er hieß Franz Weber - ein sehr netter und freundlicher Mensch. Anschließend konnten wir uns bis 19:00 Uhr im Hotel frisch machen und dann ging es zum Essen in immer unterschiedliche Gaststätten, was meist bis Mitternacht dauerte. Für den Freitag war ein Ausflug geplant.

In der Nacht zum Freitag wurde ich durch ein Brennen in der Brust-Magen-Gegend wach, ich nahm an, dass es nur Sodbrennen wäre und stand auf, um mit einem Glas Wasser Tabletten zu nehmen. Als ich wieder zu mir kam, lag ich frierend auf dem Fliesenboden im Bad, das Wasser im Waschbecken lief noch und das Glas lag zerbrochen darin, irgendwo lagen auch die Tabletten. Das Brennen in der Brust war weg, aber ich fühlte mich völlig zerschlagen und war froh, dass am folgenden Tag keine Arbeit, sondern ein Ausflug geplant war. Wir fuhren nach Kapfenberg, dort wohnten wir in einem herrlichen, fast schlossartigen Hotel, dem Hotel Böhlerstern. Obgleich mir die lange Autofahrt nicht so gut bekam, konnte ich mich dennoch recht gut erholen.

Photograph – Photographie – Lichtbild

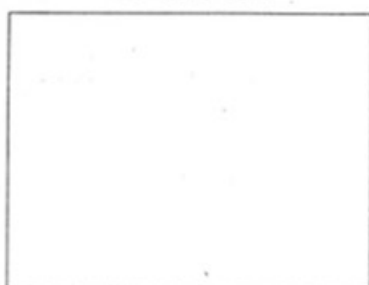
Holder – Détenteur – Inhaber



Unterschrift  
des Inhabers:  
Signature  
de détenteur:  
Signature  
of holder:

*R. de K. Kipfer*

Wife – Épouse – Gattin



Unterschrift  
der Gattin:  
Signature  
de l'épouse:  
Signature  
of wife:

Possession of this Travel Document does not carry visa exemption.  
La possession de ce Titre de Voyage ne vaut pas dispense de visa.  
**Dieser Reiseausweis ist visapflichtig.**

4

This document, if properly visaed, is valid for travel to:

Ce document, muni des visas appropriés, est valide pour se rendre en:

Vorbehaltlich der erforderlichen Sichtvermerke ist dieser Reiseausweis gültig für:

ALL COUNTRIES  
TOUS LES PAYS  
ALLE LÄNDER

DO NOT EXTEND

see page 28  
voir page 28  
siehe Seite 28

Valid to: - 6. FEB. 1964

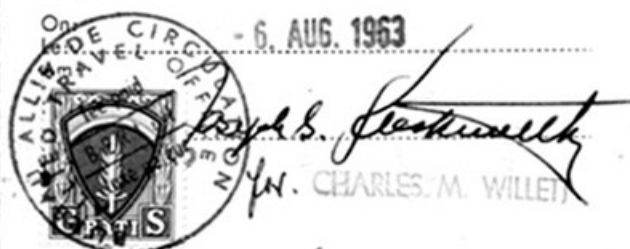
Valable jusqu'au: - 6. FEB. 1964

Gültig bis zum: - 6. FEB. 1964

Issued at: BERLIN

Délivré à: BERLIN

Ausgestellt in: BERLIN



5



**Oben mein Reisepass, unten im Hafen von Antwerpen**

Bild: Links stehend

Im November 2000 wurde mir bei einem Herzkatheter-Befund gesagt, dass ich vor langer Zeit einen Herzinfarkt hatte, der sich selbst ausgeheilt hat - ich kann mich an keine anderen Beschwerden als diese erinnern, die einen Herzinfarkt als Ursache gehabt haben könnte.

Der Sonabend war herrlich, es war wunderschönes Wetter und unsere österreichischen Kollegen zeigten uns viel von der wunderbaren Landschaft. Am Abend wurden wir zum Abschiedessen eingeladen, an eine Begebenheit mit durchaus penetranten Folgen erinnere ich mich noch gut. Auf dem Tisch stand eine Schüssel mit gehacktem Knoblauch, der mit einer säuerlichen Soße pikant angerichtet war. Mein Kollege vom Metallurgiehandel veranstaltete mit einem Mitarbeiter der Handelsvertretung der DDR ein Wettessen und sie verzehrten zusammen den gesamten Inhalt der recht großen Schüssel. Am nächsten Morgen mussten wir mit dem Zug wieder nach Hause fahren. Mein Mitreisender vom Metallurgiehandel bat mich, ihn morgens rechtzeitig zu wecken. Als ich die Tür seines Zimmers öffnete, schlug mir ein furchtbarer Geruch entgegen und ich konnte das Zimmer nicht betreten. Im Zug gewöhnte ich mich gezwungenermaßen an den Gestank im Abteil, der die Folge des Knoblauchwettessens vom Vorabend war. Es hatte auch was für sich, keiner betrat unser Abteil, geschweige denn, dass er mit uns reisen wollte - jeder, der es versuchte, schloss die Tür schneller wieder von außen, als er sie geöffnet hatte. Diese Reise nach Österreich war meine erste in ein westliches Land und mich überwältigte der Überfluss an allem, was das Herz begehrt, wir wurden von unseren österreichischen Kollegen auch in jeder Hinsicht verwöhnt. Was den eigentlichen Zweck der Reise betraf, nämlich Handelsgespräche zu führen, waren wir sehr erfolgreich und mehrere österreichische Betriebe bestellten unsere Sonderwerkstoff-Halbzeuge.

Wieder zu Hause arbeitete ich mit aller Energie an meiner Diplomarbeit, denn die nächste Reise, diesmal nach Belgien, stand schon fest. Am Mittwoch, den 13. November 1963, flogen wir von Berlin mit einer Viscount der LOT nach Brüssel. Der Kollege vom Metallurgiehandel und ein Kollege aus dem VEB Stahl- und Walzwerk "Karl Marx" in Riesa flogen mit. Diese beiden arbeiteten in Belgien immer zusammen, während ich mit einem älteren Mitarbeiter der Firma, die in Belgien den Metallurgiehandel vertrat, die verschiedenen Betriebe in Belgien, Holland und auch in Luxemburg besuchte. Er war sehr nett und zeigte mir immer auch die Sehenswürdigkeiten der Orte, in denen wir Betriebe besuchten. Ich wohnte im Zentrum von Brüssel in einem kleinen Hotel mit dem Namen "Pax" in einem kleinen Einzelzimmer. Ich liebte es, früh in der gemütlichen Gaststube zu frühstücken und Kaffee zu trinken. Einmal luden uns unsere belgischen Kollegen zu einem Ausflug nach Antwerpen ein, wir besichtigten den Hafen und wurden zum Essen eingeladen, allerdings überforderten mich die Unmengen Alkohol, welche die Belgier in den Nachtsch, meist ein Eisbecher, gossen. Am 27. November 1963 wollten wir wieder nach Hause fliegen, aber die aus London kommende Maschine der LOT konnte wetterbedingt nicht in Brüssel landen, wir übernachteten im Transithotel des Flughafens und flogen am nächsten Tag nach Amsterdam, um von dort mit einer polnischen Maschine nach Berlin zu fliegen.

Die Maschine konnte, ebenfalls wetterbedingt, nicht in Berlin landen und so flogen wir bis Posen und fuhren mit dem Zug von dort nach Berlin. Ich rief von Berlin sofort zu Hause an, denn Renate konnte ja von den Wetterproblemen nichts wissen und machte sich sicher Sorgen. Das Jahr 1963 war für mich durch diese vielen Reisen ereignisreich, außerdem schloss ich meine Diplomarbeit ab. Für Neidthard begann die Schule.

Am 1. Januar 1964 musste Renate in das Krankenhaus nach Schlema, die Wehen hatten eingesetzt. Nach einer schweren Entbindung am 3. Januar kam unser zweiter Sohn Ullrich zur Welt. Es war eine Steißlage und Zangengeburt, er wurde sofort nach der Geburt in das Kinderkrankenhaus verlegt, wo er am gleichen Tag um 22:20 Uhr starb. Weder ich noch Renate konnten das Kind noch sehen. Ich war fest davon überzeugt, dass es ein Fehler der Klinik war, auf der Säuglingsstation des Kinderkrankenhauses machte man Andeutungen, dass er Fruchtwasser in der Lunge hatte und sofort hätte Sauerstoff bekommen müssen und man sagte mir, er wäre zu spät eingeliefert worden. Für Renate war es ein schwerer Schlag, den sie lange nicht überwinden konnte. Am 7. Februar 1964 legte ich meine Diplomprüfung ab, sie wurde insgesamt mit "Gut" bewertet.

Im Mai 1964 fand in Budapest eine Tagung der Csepel-Werke Budapest statt.<sup>28</sup> An dieser Tagung nahmen Dr. Kaiser, der damalige Forschungsdirektor des VEB Walzwerk Hettstedt, Reinhard B., Mitarbeiter des Ministeriums Erzbergbau, Metallurgie und Kali, und ich teil. Ich sollte gleich anschließend mit der Montagsmaschine der Interflug weiter nach Belgrad fliegen, die aus Berlin-Schönefeld kam und in Budapest einen Zwischenhalt einlegte. Bei dieser Tagung in Budapest stellten die Csepel-Werke ihr Produktionsprogramm an Sonderwerkstoffen vor und wir waren zunächst ziemlich beeindruckt von Umfang und der Qualität dieser Produktpalette. An ein lustiges Ereignis kann ich mich noch gut erinnern. Wir waren in dem sehr noblen Royal-Hotel am Lenin-Ring untergebracht. Wir hatten dort zu dritt ein Apartment mit zwei Schlafzimmern, zwei Bädern und einem Wohnzimmer. Reinhard B. und ich hatten ein Schlafzimmer, Dr. Kaiser hatte das zweite. Am Abend kam Reinhard B. auf die Idee, die Schuhe zum Reinigen vor die Tür zu stellen, wohl war mir dabei nicht. Am nächsten Morgen waren die Schuhe weg, Reinhard meinte, die würden sicherlich gerade geputzt. Unsere ungarischen Betreuer warteten schon auf uns, sie wollten mit uns in ein türkisches Dampfbad gehen. Die Schuhe blieben verschwunden, deshalb ging ich in den Raum, wo die Reinigungskräfte für die Hoteletage saßen und ich fand unsere Schuhe, die bereits - wofür auch immer - beiseite gestellt waren. Am letzten Abend der Tagung, die im Gellert -Hotel stattfand, füllten die ungarischen Kollegen uns und besonders sich selbst in der Hotelbar mit Sekt ab. Am Sonabend flogen Dr. Kaiser und Reinhard B. zurück, ich blieb im Hotel und wollte am Montag nach Belgrad fliegen. Am Nachmittag ging ich zum Flugbüro im Hotel, um meine Buchung nach Belgrad bestätigen zu lassen. Die Dame sagte mir, ich könne am Montag nicht mit der Maschine fliegen, weil sie nicht in Budapest landet, sie würde von Berlin nach Belgrad ohne Zwischenlandung in Budapest fliegen. Ich konnte es nicht glauben, aber schließlich entschloss ich mich, bereits am Sonntag eine Maschine nach Belgrad zu nehmen.

Das bereitete zwar Probleme, weil mich am Sonntag dort niemand erwartete und ich auch kein Hotel gebucht hatte, aber in Belgrad war das dann doch einfacher, als ich zunächst dachte. Ich fuhr vom Flughafen mit dem Bus in die Stadt, fand ein annehmbares Hotel und fuhr am nächsten Tag zum Flugplatz in Belgrad, um meinen Kollegen aus Freiberg abzuholen. Die IL-18 der Interflug landete, es stiegen nur zehn bis zwölf Personen aus - nur mein Kollege aus Freiberg war nicht dabei. Später erfuhr ich, dass diese Linienmaschine der Interflug lediglich eine Regierungsdelegation nach Belgrad brachte, für alle anderen Fluggäste war die Maschine gestrichen. Während dieser Reise besuchte ich Betriebe in Jugoslawien und hielt in Belgrad und in Zagreb einen Vortrag über unsere Werkstoffe und deren Anwendung, mit Lichtbildern gab ich einem Einblick zu den technischen Ausrüstungen unseres Betriebes. Im Juni 1964 fuhr ich zur Messe nach Posen, dort war ich am Stand der Metallurgie. Wir hatten Werkstoffe und der Betrieb Spurenmetalle Freiberg hatte Reinstmetalle ausgestellt, die ich zu betreuen hatte. Auch dort hielt ich einen Vortrag zu unseren Werkstoffen.

In der Zeit von 22. August bis 2. September 1964 war ich wieder in Belgien. Ich besuchte Betriebe in Liege, Namur, Charleroi, Leuven, Antwerpen, Gent und anderen Städten. Ich war auch bei der Firma Phillips in Eindhoven in Holland. Dadurch lernte ich sehr viel von Belgien kennen. Derartige Dienstreisen in ein westeuropäisches Land waren in der damaligen Zeit ein Privileg, nur wenige DDR-Bürger hatten dazu die Möglichkeit und ich wurde von vielen beneidet.

Die Erfolge beim Verkauf unserer Produkte in europäische NSW-Länder (mit Ausnahme der Bundesrepublik) hatten - in der Rückschau betrachtet - eine kuriose Seite. Diese Erzeugnisse standen auf der Embargoliste, die auch unter Mitarbeit dieser Staaten entstand und ständig aktualisiert wurde und nun ermöglichten unsere Anstrengungen zur eigenen Entwicklung dieser Werkstoffe, dass wir selbige in einige der Länder exportieren konnten, denen der Verkauf derselben Produkte an uns verboten war. Das ist eine der Merkwürdigkeiten, die der Kalte Krieg mit sich brachte. Allerdings war es nicht einfach, Aufträge für diese spezifischen Werkstoffe zu erhalten. Erschwerend kam dazu, dass im Betrieb dann auch noch diverse Probleme auftraten, entweder waren wir nicht in der Lage, die Werkstoffe in der zugesagten Qualität zu liefern, obwohl es sich um Erzeugnisse aus unserer Warenpalette handelte, oder wir konnten den Liefertermin nicht einhalten. Aus diesem Grund graute mir manchmal vor den Reisen, obgleich sie ja insgesamt erfolgreich und für mich auch schön und interessant waren.

Bestimmte Aspekte des westlichen Geschäftslebens erschienen mir außerordentlich gewöhnungsbedürftig, was insbesondere jene betraf, die man wohl unter dem Begriff "Geselligkeit" versteht - Gefallen konnte ich an ihnen nie finden. Während der Belgien-Reise im Herbst 1964 wurden wir beispielsweise zum Besuch einer Nachtbar eingeladen. Zunächst störte mich die wahnsinnig laute Musik und ich ließ meine belgischen Begleiter wissen, dass man schon sehr ausgeruht sein müsste, um das unbeschadet zu ertragen.

Wir hatten die Lokalität gerade betreten, es war wenig Betrieb, wir ließen uns an der Bar nieder und sofort gesellten sich Animiermädchen zu uns. Die Dame, die sich offensichtlich für mich zuständig fühlte, bestellte zwei Whisky und kaum standen sie auf dem Tisch, war ihr Glas auch schon leer und sie bestellte zwei neue. Wieder hatte sie ihr Glas blitzschnell geleert, ich war noch bei dem ersten Glas. Als das dritte, volle Glas neben dem ersten, immer noch nicht geleerten, vor mir stand, hatte der Mann hinter dem Bartresen offensichtlich Mitleid mit mir und erlöste mich aus diesem Dilemma, indem er der Dame empfahl, doch einen anderen Gast mit ihrer Gesellschaft zu beglücken. An einem anderen Abend führten unsere Gastgeber uns in ein spezielles Etablissement, das, wenn ich mich recht erinnere, "Zur Hölle" hieß. Man lief erst durch einen engen Gang, der mit handtellergroße Plastikspinnen nebst Spinnweben behängt war und wurde, nachdem man diesen höchst albernsten Parcours hinter sich gebracht hatte, im eigentlichen Gastraum mit ohrenbetäubendem Lärm empfangen, den die meisten Anwesenden offenkundig für Musik hielten. Die Bedienung war als Tod verkleidet, wir bestellten zunächst ein Bier und erhielten ein Nachtgeschirr aus Glas mit Bier und einem braunen Plastikhaufen, der darin schwamm. Das nächste Bier wurde uns in Gläsern serviert, die in einem Totenkopf steckten. Mir wurde es in der Bar bald entschieden zu laut und ich ging vorzeitig in mein Hotel zurück. Allerdings kann ich mit meinen Eindrücken nur für mich sprechen, meine mitreisenden Kollegen aus der DDR amüsierten sich prächtig und verbrachten ganze Nächte in solchen Bars, freilich stets auf Kosten unserer Gastgeber.

Als ich wieder zu Hause war schloss ich meine Fahrschule ab und erhielt am 23. Oktober meine Fahrerlaubnis. Der Garagenbau in einer sogenannten "Garagengruppe" ging dem Ende zu, es fehlte nur noch das Auto, welches wir bestellt hatten. Die Wartezeiten lagen damals bei etwa zehn Jahren, bestellt hatten wir es 1959 oder 1960. Also hatten wir noch eine geraume Zeit zu warten. Doch durch einen Tausch der Autobestellung erhielt ich schon 1965 die Zuweisung für einen Škoda 1000 MB. Ich holte den Wagen von der tschechischen Grenze ab und fuhr das erste Mal allein mit einem Auto eine lange Strecke und dazu noch in der Nacht.

Die Forschungsstelle vergrößert sich - Ende 1964 waren wir zwölf Diplomingenieure und Ingenieure, fünf Arbeitskräfte im physikalischen Labor und in der Metallografie, dazu das kleine, chemische Labor, in dem Renate arbeitete, sowie eine Versuchsglüherei und eine Feinmechanikerwerkstatt mit je vier Arbeitskräften. Langsam bildet sich eine exzellente Gruppe mit gutem Zusammenhalt heraus, wir veranstalteten Geburtstags- und andere Feiern und unternahmen gemeinsame Ausfahrten und Wanderungen.

1965 führte mich eine Reise nach Österreich und eine andere nach Jugoslawien. Diesmal besuchte ich Firmen, die bereits Werkstoffe von uns bezogen und beriet sie bei Problemen. Bei beiden Reisen war noch ein Mitarbeiter der Absatzabteilung des Betriebes dabei. Ich hoffte, dass dadurch im Betrieb weniger Probleme bei der Einhaltung von Lieferzusagen bestehen würden.



# DIE BERGAKADEMIE FREIBERG IN SACHSEN

verleiht durch diese Urkunde

Herrn Rudi Kupfer

aus Burgkernitz, Krs. Bitterfeld

auf Grund der Diplomprüfung

in der Fachrichtung

Metallogie

den akademischen Grad eines

## DIPLOM-METALLOGEN

Freiberg, am 7. Februar 1964

Der Rektor



Der Dekan

**Diplomzeugnis der Bergakademie Freiberg**

Der Betrieb baute ein neues Forschungs- und Verwaltungsgebäude, es sollte acht Etagen haben, davon eine Etage für physikalische Laboratorien, eine Etage Räume für die Mitarbeiter sowie die Metallografie mit Fotolabor, im dritten Obergeschoss sollte eine wissenschaftliche Bücherei Platz finden, außerdem sollte ein Versuchsfeld der Forschung angeschlossen sein.

Manfred von Ardenne entschloss sich, einen Elektronenstrahl-Mehrkammerofen zu konstruieren und mit dem VEB Lokomotivbau Elektrotechnische Werke "Hans Beimler" (LEW) in Hennigsdorf zu bauen. Dieser Ofen war ein Hochvakuumerschmelzofen, bei dem das Schmelzgut von beiden Seiten in Form von Stäben eingeführt wurde, ein von oben kommender Elektronenstrahl schmolz es und das geschmolzene Metall lief in eine gekühlte Kupferkokille, die auf dem Boden des Ofens stand.<sup>29</sup> Er bildete eine Arbeitsgruppe, in der Mitarbeiter seines Institutes, des Zentralinstituts für Festkörperphysik und Werkstoffwissenschaften der Akademie der Wissenschaften der DDR, des Edelstahlwerkes Freital, des LEW Hennigsdorf und ich aus unserem Betrieb zusammengefasst waren. Der erste Ofen mit einer Kapazität von 100 Kilogramm sollte in unserem Betrieb aufgestellt werden. Die Beratungen fanden monatlich im Klub der Intelligenz in Dresden statt.

Renate wünschte sich ein Kind, für mich nach der schweren Geburt und dem Tod von Ullrich erstaunte. Sie ging privat zum Chefarzt der Frauenklinik Schlema und ließ sich untersuchen und beraten. Sie entschied sich dann dafür, blieb bei ihm privat in Behandlung, die Entbindung sollte durch Kaiserschnitt erfolgen. Die Entbindung selbst und der Aufenthalt in der Klinik sollte über die Krankenkasse abgerechnet werden. Ende Oktober 1965 stellte sich heraus, dass sie schwanger war. Trotz aller Probleme, die bei den vorhergehenden zwei Geburten auftraten, war sie glücklich und freute sich auf das Kind. Um den 12. Juni 1966 ging Renate, wie mit dem Chefarzt vereinbart, in die Frauenklinik, sie lag in einem Einzelzimmer und ich besuchte sie jeden Abend nach der Arbeit. Am 25. Juni 1966, es war ein Sonnabend, wurde unser dritter Sohn Wolfhard durch Kaiserschnitt entbunden, er wurde sofort in die Kinderklinik überführt. Ich entschloss mich, sofort mit dem Rauchen aufzuhören, seit diesem Tag habe ich nie wieder eine Zigarette geraucht. Zu diesem Entschluss hatte auch der tragische Tod meines Kollegen Heinrich Breuer beigetragen, der an Lungenkrebs qualvoll verstarb. Renate musste kurz nach der Entbindung nochmals operiert werden, sie sollte danach nie wieder ein Kind bekommen können. Zu allem Überfluss wurden auch noch ihre Füße verbrannt, angeblich durch eine Wärmflasche. Ihr ging es nicht gut. Am Sonntagnachmittag fuhr ich in die Kinderklinik und sah mir meinen Sohn an, er war noch gezeichnet von der Geburt, war aber ein hübscher Säugling mit vielen, dunklen Haaren. Danach fuhr ich in die Frauenklinik zu Renate. Sie hatte Wolfhard noch nicht gesehen und ich musste ihr genau beschreiben wie er aussah. Renate musste noch etwa drei Wochen in der Frauenklinik bleiben, bis sie einigermaßen wiederhergestellt war.

Zusammen mit einem Mitarbeiter einer anderen Forschungsabteilung entschloss ich mich, eine außerplanmäßige Aspirantur an der Bergakademie Freiberg zu beantragen.

Dr. Seiler wollte Forschungsthemen aus unseren Arbeitsbereichen bei der Bergakademie zur Genehmigung vorlegen. Für mich war als Arbeitstitel das Thema "Beitrag zur Deutung des Einflusses von Zusätzen und der Wärmebehandlung auf die 50 Hz-Wechselfeld-Hystereseschleife bei Eisen-Nickel-Texturwerkstoffen mit 50 % Ni" vorgesehen.<sup>30</sup> Durch diese Arbeit sollten Probleme die bei der Herstellung von "Nifetex" - einem Eisen-Nickel-Texturwerkstoff - auftraten, geklärt werden. Das Thema gefiel mir nicht wirklich, weil die Ursachen wahrscheinlich im Magnetisierungsvorgang in Verbindung mit Blochwandverschiebungen zu suchen waren, die man nicht eindeutig beweisen konnte.<sup>31</sup> Aber eine Wahl hatte ich nicht, also musste ich mich damit abfinden. Obgleich das Thema und die Aspirantur von der Bergakademie noch nicht anerkannt waren, begann ich schon damit, das Material schmelzen und bearbeiten zu lassen. Ich ließ insgesamt 59 Legierungen mit je 25 Kilogramm aufbereiten, die sich in den Gehalten an Nickel, Zusätzen und Verunreinigungen unterschieden. Das Material musste ja erst im Vakuumofen geschmolzen, zu einem Block vergossen und anschließend bis zu einer Dicke von 0,05 Millimeter mit unterschiedlichen Endverformungsgraden gewalzt werden. Aus dem Band wurden Ringbandkerne gewickelt, die wiederum bei unterschiedlichen Temperaturen unter Wasserstoff geglüht werden mussten. Erst dann begann die Messung der magnetischen Eigenschaften. Der Vorteil für mich war, dass ich nur die Bedingungen der Behandlung und Untersuchung festzulegen und zu überwachen hatte, natürlich kam dann die gesamte Auswertung, Zusammenfassung und Deutung der Messergebnisse dazu. Aber es sollte noch ein langer Weg sein und viel Zeit bis zur Fertigstellung der Arbeit vergehen. Bei der Messung der magnetischen Eigenschaften hat dann Renate später sehr viel und sehr gute Arbeit geleistet.

Die Herstellung von Schnittbandkernen machte im Betrieb viel Arbeit, eigentlich war es eine manufaktuelle Fertigung. Die Kerne waren dadurch sehr teuer und die Schnittqualität und damit die magnetischen Eigenschaften waren überdies nicht besonders gut. Aus diesem Grund wurden immer wieder Überlegungen angestellt, wie man diese Produktion mechanisieren könnte. Wir erfuhren, dass in der UdSSR Anlagen zur Herstellung von Schnittbandkernen gebaut würden. Jahresende 1966 flog ich mit einem weiteren Mitarbeiter des Betriebes nach Moskau und wir führten Verhandlungen mit unserer Handelsvertretung und mit einem Außenhandelsbüro der UdSSR. 1967 wurden wir dann in den Herstellerbetrieb in Nowgorod eingeladen. Die 180 Kilometer südöstlich von Sankt Petersburg gelegene Stadt - nicht zu verwechseln mit Nischni Nowgorod - ist eine der ältesten Städte Russlands aus der Zeit der Kiewer Rus, seit 1999 heißt sie Weliki Nowgorod. Die im Jahr 859 erstmals erwähnte Stadt gilt als Wiege der russischen Kultur, sie hatte in ihrer Blütezeit als wichtiger Umschlagplatz im Handel zwischen Russland und den Ostseestädten eine große Bedeutung. Aus dieser Zeit stammen die Sophienkathedrale und der Kreml. Die Blütezeit endete 1570 mit der Zerstörung der Stadt während des Livländischen Krieges durch die Truppen Iwan des Schrecklichen. Der bekannteste Sohn der Stadt dürfte der Komponist Sergej Rachmaninow sein.

Heute ist Weliki Nowgorod eine moderne, russische Stadt mit knapp 220.000 Einwohner und bedeutenden Kulturschätzen in ihrem Kreml, den Klöstern und den 52 Kirchen. Doch zurück zu meiner Reise - zunächst mussten wir nach Moskau. Wir wohnten ein paar Tage im Hotel "Leningrad", heute "Hilton Moscow Leningradskaya", ein großes, pompöses Hotel, das nach dem Krieg in dem typisch stalinistischen Stil mit dem ebenso typischen Turm erbaut wurde, ich wohnte damals in der 26. Etage. Von Moskau fuhren wir in der Nacht mit dem Zug nach Nowgorod. Der Betrieb, in dem die Anlagen hergestellt wurden, lag etwas außerhalb. Wir wurden von Direktor des Betriebes am Abend zu einem guten Essen mit Kaviar und Sekt eingeladen. Auch den Betrieb konnten wir besichtigen. Der Vertragsabschluss erfolgte zwischen dem sowjetischen und unserem Außenhandel. Das dauerte natürlich alles seine Zeit, soweit ich mich erinnern kann, lag der bestätigte Vertrag erst Ende 1968, Anfang 1969 vor. Der Aufbau der Anlage erfolgte im Spätherbst 1969.

1967 unternahm ich zwei weitere Auslandsreisen, eine nach Österreich und eine im August nach Jugoslawien. Ich flog mit dem Absatzleiter unseres Betriebes nach Belgrad, von dort fuhren wir mit unserem Betreuer mit dem Auto zu den verschiedenen Betrieben. Von Belgrad aus unternahmen wir Fahrten nach Novi Sad, Subotica, Banja Luka und nach Niš. Auf der Fahrt nach Niš kamen wir an der Gedenkstätte Čele Kula, was übersetzt "Schädel-turm" heißt, vorbei und wir hielten dort an, um uns den Turm anzusehen. Er wurde von den Osmanen aus den Knochen und Schädeln serbischer Kämpfer errichtet, die in der Schlacht von Čegar im Ersten Serbischen Aufstand am 31. Mai 1809 gefallen waren, ursprünglich bestand er aus 952 Schädeln, heute sind noch knappe sechzig übrig. Wir gingen jeden Morgen in das Büro der Vertretung in Belgrad. Dort wurden wir von unserem jugoslawischen Betreuer begrüßt mit dem Hinweis, dass es zunächst einer Tasse starken, in einem kleinen Kupfergefäß aufgebrühten Kaffees und eines Gläschen Branntwein bedürfe, um das Tagwerk beginnen zu können. Allerdings blieb es nicht bei der einen Runde und so tranken wir drei, vier Kaffee und Branntwein.

Im Anschluss an unserem Aufenthalt in Belgrad fuhren wir nach Ljubljana, wieder mit dem Auto und unserem jugoslawischen Betreuer. Ljubljana oder Laibach ist die Hauptstadt von Slowenien und liegt am Fuße der Julischen Alpen und der Karawanken, es gibt dort auf einem Berg - dem Schlossberg - ein wunderbares Renaissanceschloss. Ausgehend von Ljubljana besuchten wir Betriebe in Novo Mesto, Gorica, Nova Gorica und Kranj. An eine Fahrt nach Gorica erinnere ich mich besonders. Es war ein herrlicher Tag, wir fuhren mit dem Auto des Vertreters in Ljubljana, es war ein Citroën 2CV, auch als "Ente" bekannt. Wir fuhren durch das Tal der Save über Most na Soči nach Nova Gorica, es war eine Serpentinstraße und es ist mir heute noch ein Rätsel, wie dieser kleine Motor uns vier erwachsene Männer die Berge hochbrachte. Nach unserer Verhandlung fuhren wir durch die Julischen Alpen bis Rateče. In dem kleinen Ort Kobarid machten wir halt, um etwas zu trinken. Wir fuhren dann über Rateče zu einem wunderschönen Gebirgssee in Bled, von dort über Kranj nach Ljubljana zurück.

Das neue Forschungs- und Verwaltungsgebäude des Betriebes nahm langsam Formen an, es wurde ein für damalige Verhältnisse modernes Gebäude und der Einzug sollte ab 1968 erfolgen. Im Laufe des Jahres 1968 wurde im Betrieb der Elektronenstahl-Mehrkammerofen aufgebaut. Dazu wurde außerhalb des Betriebes auf einem Gelände, auf dem ein altes Gebäude einer ehemaligen Weberei stand, eine neue, moderne Werkhalle erbaut. Damit nicht ständig Neugierige die Baustelle belagerten, wurde ein Sonderausweis eingeführt, mit dem nur ein bestimmter Personenkreis das Gelände betreten konnte.<sup>32</sup> Ein Diplomingenieur der Forschung betreute den Aufbau und fuhr die Anlage ein, der Ofen sollte zur Herstellung reiner Legierungen und Metalle verwendet werden. Es wurde am Anfang Reinst Eisen aus Carbonyl-Eisen-Sinterstäben hergestellt, für besondere Zwecke wurde auch Nickel umgeschmolzen. Später wurden Niob und Titan-Schwamm zur Reinigung geschmolzen und auch zu Niob-Titan 50.50 für Supraleiter legiert.<sup>33</sup> Im Laufe des Jahres begannen in der Forschungsstelle die ersten Aktivitäten zur Supraleiterforschung, sie beschränkten sich zunächst auf Literatursauswertungen. Die im Zentralinstitut für Festkörperphysik und Werkstoff-Forschung durchgeführte Grundlagenforschung sollte in der Werkstoff- und Verfahrensentwicklung bei uns weitergeführt werden. Diese Arbeiten erwiesen sich in der späteren Zeit als sehr kompliziert, auch weil die Prüfmöglichkeiten bei Temperaturen von etwa 3 bis 5 Kelvin (also minus 270 bis minus 268 Grad Celsius) im Betrieb nicht vorhanden waren.

Im März 1967 erhielt ich von der Bergakademie Freiberg die Urkunde über die Aufnahme in die wissenschaftliche Aspirantur und den Studenausweis. Gerda besuchte Inge in Muldenstein, wir fuhren mit beiden Kindern wieder hin und gingen auf dem Muldensteiner Berg spazieren. Diese Spaziergänge auf diesem Berg erinnerten mich immer an meine Kindheit und Jugend. Wir sind dort oft gewesen und haben auch oft Geländespiele mit dem Jungvolk gemacht. Dort in einem alten Steinbruch fanden seinerzeit die Sonnenwend-Feiern der HJ statt. In der ČSSR wurde das Prager Experiment eines "Sozialismus mit menschlichem Antlitz" durch die Demokratisierung von Partei, Staat und Wirtschaft eingeleitet. Dieser sogenannte "Prager Frühling" begann mit der Ablösung von Antonín Novotný durch Alexander Dubček als Erster Sekretär der KPČ.<sup>34</sup> Am 19. August 1968 fiel in Moskau der Beschluss zur Intervention in die ČSSR - fünf Staaten des Warschauer Paktes nahmen an der Invasion teil: die UdSSR, Polen, Bulgarien und Ungarn. Die DDR nahm am Einmarsch nicht teil, hielt aber zwei Divisionen der NVA unmittelbar an der Grenze zur ČSSR in Einsatzbereitschaft. Die Invasionsarmee konnte die ČSSR in kurzer Zeit besetzen, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen. Der Generalsekretär der KPdSU, Leonid Breschnew, erklärte am 12. November 1968 bei einem Besuch in Warschau den Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in der Tschechoslowakei zum allgemeinen Prinzip der "militärischen Hilfe zwischen sozialistischen Bruderstaaten". Mit dieser nach ihm benannten "Breschnew-Doktrin" schrieb er die Vormachtstellung der UdSSR im sozialistischen Lager fest. Ich erinnere mich sehr gut an diese Nacht und an diesen Tag, als die Panzer zur ČSSR fuhren.

Die Eltern von Renate waren ein paar Tage vorher gekommen. Wir hatten geplant, am nächsten Tag früh mit ihnen nach Dresden zu fahren. In der Nacht kam der Vater von Renate in unser Schlafzimmer und fragte uns, was das für ein Lärm auf der Straße sei. Auf der Straße fuhren Lastwagenkolonnen mit russischen Soldaten, Schützenpanzerwagen und T-55-Panzer auf Schwerlasttransportwagen in Richtung Stadt. Über unsere Medien wurde bis dahin nichts zu den Unruhen in Prag bekannt gegeben, aber weil Renate regelmäßig Deutschlandfunk und RIAS hörte, waren wir trotzdem informiert und besonders Renate glaubte, dass wieder Krieg geben wird. Deshalb sorgte sie in Erinnerung an ihre Nachkriegserfahrungen schon seit dem späten Frühjahr 1968 dafür, dass wir und auch Neidthard, wann immer es - ohne damit aufzufallen - möglich war, Mehl, Zucker, Salz und Tee kauften, um Vorräte für den schlimmsten Fall anzulegen. Am Morgen ließ der Truppentransport nach und in den Nachrichten wurde bekannt gegeben, dass die Truppen des Warschauer Pakt von der Regierung der ČSSR um Hilfe zur Bekämpfung der "randalierenden kapitalistischen Banden" gerufen waren. Eigentlich hatten wir uns vorgenommen, einen Ausflug nach Dresden zu unternehmen und überlegten nun, ob wir das angesichts der Situation wirklich tun sollten. (Wer unsere beiden Jungs an diesem Tag hütete, habe ich ganz vergessen.)<sup>35</sup> Renate hatte zwar etwas Angst, aber wir entschlossen uns dennoch loszufahren, die Straße war völlig ruhig und kein Militärfahrzeug weit und breit zu sehen. Wir fuhren mit dem Škoda 1000 MB in Richtung Stollberg, aber schon hinter Löbnitz auf dem Gablenzer Berg wurden wir in Richtung Zwönitz umgeleitet. Hinter Zwönitz standen auf der Straße am Straßenrand T-55-Panzer mit russischen Soldaten, und zwar fast die gesamte Straße entlang bis Stollberg. Am Ortseingang Stollberg führte die Straße in einem s-förmigen Bogen am Frauengefängnis Hoheneck vorbei einen Berg hinab in die Stadtmitte. Als wir in die erste Kurve fuhren, sahen wir einige T-55 mit einem Riesenlärm den Berg heraufkommen, das erinnerte mich sofort an die russischen Panzerangriffe 1945 an der Oderfront. Renate forderte, rechts heran zu fahren und alle auszusteigen, die würden uns überrollen. Es sah wirklich gefährlich aus, als sie um die Kurve fuhren, rissen die Ketten der Panzer Pflastersteine aus der Straße, die in hohem Bogen davonflogen. Renate und ihre Mutter waren nach rechts hinter dem Straßengraben im Gebüsch verschwunden, Fritz Eichmann, Renates Vater, und ich blieben im Auto sitzen, bis alles vorbei war, wobei Fritz das Spektakel von der Rückbank aus fasziniert beobachtete. Es wurde trotzdem noch ein schöner Tag im Dresdener Zoo, diesen Besuch hatte sich Renates Vater gewünscht. In Richtung Dresden waren die Straßen frei und am Abend war der Spuk zumindest bei uns vorbei. Es gab damals in der Bevölkerung heftige Diskussionen, der Schritt der UdSSR wurde von den meisten verurteilt. Es war damals das erste Mal seit 1953, dass viele Menschen laut und offen ihre kritische Meinung äußerten.

Im April 1968 fuhr Renate mit Wolfhard und Neidthard nach Lohme auf Rügen. Sie waren privat untergebracht, es war noch ziemlich kalt, also nicht die reine Freude. Ich blieb zu Hause, weil ich im September mit Renates Vater und Wolfhard an die Ostsee fahren wollte, außerdem hatte ich viel Arbeit mit meine Aspirantur.

Ich kümmerte mich in der Forschung im Wesentlichen um die Magnetwerkstoffe und um Dr. Seilers neues Vorhaben, gegossene Aluminium-Nickel-Kobalt-Dauermagnetwerkstoffe herzustellen. Wir hatten eine Außenstelle des ZFW Dresden übernommen, die in Berlin-Adlershof auf dem Gelände der Akademie der Wissenschaften untergebracht war. Ich war von der Idee nicht angetan, denn eigentlich wurden diese Dauermagnete im Chemiekombinat Bitterfeld produziert, das dafür verhältnismäßig gut ausgerüstet war. Die Arbeiten wurden deshalb von mir auch bald an einen anderen Mitarbeiter übergeben. 1970 begannen in der Forschungsstelle die ersten experimentellen Arbeiten an Niob-Titan 50.50-Supraleitern. Ich hatte mit den Versuchsreihen zu meiner Dissertation sehr viel Arbeit, denn der Umfang der Versuchsreihen erweiterte sich immer mehr durch die Einführung weiterer, technologischer Behandlungsparameter wie Glühtemperatur und -zeit. Ab September wurde von acht russischen Ingenieuren die Anlage zur Herstellung von Schnittbandkernen aufgebaut. Als die Montagearbeiten abgeschlossen waren und der Probetrieb erfolgreich lief, lud ich die Ingenieure und ihre Dolmetscherin zu mir nach Hause ein. Ich kaufte vier Flaschen Wodka, nahm aber sicherheitshalber zwei Liter reinen Alkohol aus Renates Labor mit nach Hause. Renate hatte viel Essen zubereitet, Brot mit Wurst, Schinken und Fisch. Die vier Flaschen Wodka waren bald leer und ich bereitete in der Küche aus dem Alkohol und Wodka-Essenz Nachschub zu. Aus einem Liter Alkohol erhielt man etwa 2½ Liter trinkbares Wodka-Imitat - ich verbrauchte beide Flaschen Alkohol. Die Russen waren sehr lustig, erzählten von zu Hause, von ihren Familien und ihren Hobbys, zum Schluss sangen sie gemeinsam schwermütige, russische Lieder und ein Ständchen für Renate.

Wir hatten im Rügen-Hotel in Sassnitz für Juli ein Zimmer bekommen. Dieses Hotel war immer ausgebucht, man musste versuchen, am ersten Werktag im Januar anzurufen, aber ehe man eine Verbindung bekam, waren alle Zimmer angeblich schon auf lange Sicht vergeben. Aber in diesem Jahr hatte es für eine Woche geklappt. Gleichzeitig mit uns waren Rolf Herricht mit seiner Frau, Chris Doerk mit ihrem kleinen Sohn und Karl-Eduard von Schnitzler mit seiner dritten Frau, der ungarischen Sängerin und Schauspielerin Marta Rafael, im Hotel, das für die damalige Zeit sehr modern war und einen eigenen Swimmingpool und eine kleine Sauna hatte. Wir trafen Herricht und Schnitzler, letzteren meist ohne seine Frau, jeden Morgen beim Frühstück auf der Terrasse mit herrlichem Blick auf den Hafen und das Meer, wobei Schnitzler ein großer Berg mit aktuellen Tageszeitungen gebracht wurde. Damit sind aber nicht das "Neue Deutschland" oder die "Junge Welt", sondern "SPIEGEL", "FAZ", "Süddeutsche Zeitung", "Frankfurter Rundschau" und so weiter gemeint. Ich erinnere mich, wie sehr Renate das ärgerte - nicht, dass Schnitzler die Zeitungen las, sondern dass ihr das verwehrt war. Weil es in Sassnitz keinen schönen Strand gab, sind fahren oder wanderten zum Baden immer zum Strand nach Mukran.<sup>36</sup>

Willy Brandt hatte es sich zu einem seiner großen Regierungsziele gemacht, die Beziehungen zum Osten unter dem Leitmotto "Wandel durch Annäherung" als "Politik der kleinen Schritte" wesentlich zu verbessern und mit Verträgen dauerhaft zu sichern.

Der Architekt dieser Politik war Egon Bahr, der auch als Unterhändler der Bundesrepublik fungierte. Dazu gehörten unter anderem das erste Treffen zwischen Brandt und Stoph Mitte März in Erfurt, der Beginn der Berlin-Verhandlungen im März 1970, ein weiteres Treffen der Regierungschefs in Kassel im Mai, der Abschluss des Moskauer Vertrages im August 1970 und die Unterzeichnung des Warschauer Vertrages im Dezember. Er besuchte neben Erfurt auch Warschau, sein "Kniefall von Warschau" am Ehrenmal der Helden des Ghettos am 07. Dezember 1970 wurde als Bitte um Vergebung für die deutschen Verbrechen des Zweiten Weltkriegs an Polen und dem polnischen Volk verstanden. Der Besuch Willy Brands in der DDR und die Gespräche mit Willi Stoph lösten bei der Bevölkerung Hoffnung aus. Eine riesige Menschenmenge umjubelte Brandt bei seiner Ankunft am Bahnhof in Erfurt und in einer spontanen Kundgebung vor dem Platz des Hotels "Erfurter Hof", in dem das deutsch-deutsche Gipfeltreffen stattfand, wurde er von der Menschenmenge mit den Rufen "Willy Brandt ans Fenster" und "Willy, Willy" begrüßt. Das "Neues Deutschland" widmete dem Besuch von Willy Brandt in der Ausgabe vom 20. März sechs Seiten, befand darin aber, der Jubel der Bevölkerung hätte vor allem dem Ministerratsvorsitzenden Willi Stoph gegolten.

Mitte 1971 schloss ich die experimentellen Arbeiten an meiner Dissertation ab. Es begann die Auswertung der umfangreichen Messergebnisse, Renate half mir bei der Anfertigung der Tabellen mit großer Geduld und nicht minder großem Eifer. Ende des Jahres waren die Auswertungen abgeschlossen, auch die Tabellen waren schon geschrieben und die Abbildungen der Hysteresis-Schleifen und Kurven hatte ich in mühevoller Arbeit fertiggestellt. Über Weihnachten hatte ich den Text im Manuskript beendet, er wurde im Januar von meiner Sekretärin geschrieben. Es wurden 121 Textseiten mit 39 Bildern und 107 Literaturangaben, die Anlagen enthielten 16 Tabellen und 112 Abbildungen. Ein Problem war die Anfertigung einer ausreichenden Anzahl von Kopien, ich fand dann eine Stelle in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz), die dazu in der Lage war. Aber dafür musste ich mir vom Rat des Kreises eine Genehmigung einholen, es dauerte eine Woche, bis die Genehmigung erteilt wurde. Anschließend mussten die Exemplare gebunden werden, aber das konnte ich ohne Probleme in Freiberg machen lassen.

Am 14. Juli 1972 fand die öffentliche Verteidigung meiner Dissertation in der Bergakademie Freiberg statt. Die Verteidigung lief recht gut, auch die Fragen bereiteten mir keine Probleme. Die Bekanntgabe des Ergebnisses nach der Beratung der Promotionskommission überraschte mich etwas. Ich hatte ein "cum laude", also "Gut" erwartet - es wurde ein "magna cum laude", ein "Sehr gut". Mein Lebensziel hatte sich erfüllt. Es hatte viel Arbeit, Mühe und Entbehrungen für die Familie und mich gebracht, aber Renate unterstützte mich zu jeder Zeit und sorgte dafür, dass ich in Ruhe arbeiten und lernen konnte. Fast genau zwanzig Jahre hatte meine Ausbildung in Anspruch genommen, davon 17 Jahre Studium neben der Arbeit, die ich selten als Belastung, nie als eine Überanstrengung, aber immer als Herausforderung empfand.

### E i n l a d u n g

zur öffentlichen Verteidigung der Dissertation

"Beitrag zur Deutung des Einflusses von Zusätzen  
und der Wärmebehandlung auf die 50 Hz-Wechsel-  
feld-Hystereseschleife beim Eisen-Nickel-Textur-  
werkstoffen mit 50% Nickel"

von Herrn Dipl.-Met. Rudi K u p f e r, am

F r e i t a g, dem 14. Juli 1972, 15.00 Uhr,  
im Seminarraum Metallkunde, Gustav-Zeuner-Str.

Im Anschluß an den Vortrag findet die Beratung der Promo-  
tionskommission, bestehend aus den Herren Doz. Dr. Kurz-  
mann, Prof. Dr. Rassmann/Dresden, Dr. Seiler/Aue, Prof.  
Dr. Günther und dem Dekan als Vorsitzenden, statt.

gez, Prof. Dr.-Ing. Arnold  
Dekan

#### Zusammenfassung der Ergebnisse der Dissertation:

An der bekannten weichmagnetischen FeNi-Legierung mit ca.  
50% Ni wurden Untersuchungen zum Einfluß von Zusatzelemen-  
ten und der Wärmebehandlung auf die Form der Hystereseschleife  
durchgeführt. Als Zusatzelemente wurden neben Co vorwie-  
gend solche gewählt, die auf Grund ihrer Affinität zum O<sub>2</sub>  
als Desoxydationsmittel Verwendung finden können (Mn, Si,  
Ge, Al, Mg und Ce).

Die Beeinflussung der Form der Hystereseschleife hängt ab  
von der Art und Konzentration des Zusatzelementes sowie  
von der Reaktion und der Form der Reaktionsprodukte mit  
den im Ausgangsmaterial vorhandenen Verunreinigungen (z.B.  
O<sub>2</sub> und S). Feindisperse Reaktionsprodukte stabilisieren  
die Texturbildung, während Zusatzelemente, die eine reini-  
gende Wirkung ausüben, das Auftreten der Sammelrekristal-  
lisation begünstigen. Eine weitere Beeinflussung tritt  
durch die Temperatur und Dauer der Wärmebehandlung auf.  
Es wurden Untersuchungen zum Auftreten der Asymmetrie der  
inneren Hystereseschleife durchgeführt. Diese wird darauf  
zurückgeführt, daß sich unterschiedlich große Volumenteile  
der parallel bzw. antiparallel zum äußeren Feld ausgerich-  
tete Bereiche ausbilden. Dadurch tritt nach außen in der  
Summe eine Gleichfeldmagnetisierung auf.

Die Teilnehmer an der öffentlichen Verteidigung können die  
Thesen zur Dissertation vom Sekretariat des Wissenschaft-  
lichen Rates, Akademiestr. 6, Zimmer 17, anfordern.

**Einladung zur Verteidigung meiner Dissertation**

# BERGAKADEMIE FREIBERG

DER WISSENSCHAFTLICHE RAT DER BERGAKADEMIE FREIBERG

verleiht

Herrn Dipl.-Met. Rudi Kupfer

geboren am 22. Mai 1927 in Burgkernitz

den akademischen Grad

Doktor - Ingenieur (Dr.-Ing.)

nachdem er seine wissenschaftliche Befähigung auf dem Gebiet

Physikalische Metallkunde

nachgewiesen hat und das Gesamturteil

magna cum laude

erteilt wurde.

Freiberg, den 14. Juli 1972

Der Rektor



Der Dekan



**Promotionsurkunde**

Am Abend fand im Ratskeller in Freiberg eine kleine Feier zu meinen Ehren statt und am nächsten Morgen fuhren wir nach Bitterfeld und von dort am 16. Juli 1972 für eine Woche wieder in das Rügen-Hotel nach Sassnitz. Zum Jahr 1971 wäre noch zu erwähnen, dass wir ein neues Auto erhielten - diesmal einen Škoda 120 SL, dessen höhere Leistung von knapp sechzig PS sich jedoch im Fahr- und Beschleunigungsverhalten kaum bemerkbar machte.

Die Forschungsstelle war 1969 in das neue Forschungs- und Verwaltungsgebäude umgezogen, ich hatte ein Zimmer neben dem von Dr. Seiler. Die Räume waren sehr schön, etwa 16 m<sup>2</sup> groß und mit einem großen Fenster versehen. Wir hatten zwei Etagen, in der ersten Etage waren die physikalischen Labors untergebracht, in der zweiten waren die Zimmer für die Mitarbeiter, das metallografische Labor und das Foto- und Röntgenlabor und die wissenschaftliche Bibliothek befand sich in der dritten Etage. Das Gebäude hatte einen Anbau, in dem sich das Versuchsfeld mit der Anlage für Schnittbandkerne, den Feindrahtziehanlagen und dem Galvaniklabor, in dem Renate arbeitete, befanden.

Auf einer Sitzung des Zentralkomitees der SED am 3. Mai 1971 bat Walter Ulbricht aus "Altersgründen" um die Entbindung von seiner Funktion als Erster Sekretär der SED. Zum Nachfolger Ulbrichts wurde Erich Honecker gewählt. Was für uns damals als freiwilliger Rücktritt eines alten und überforderten Mannes aussah, war in Wirklichkeit ein Machtkampf gewesen. Erst viel später konnte man erfahren, dass führende Mitglieder des Politbüros sich bereits am 21. Januar entschlossen hatten, den sowjetischen Staats- und Parteichef Leonid Breschnew in einem Brief um sein Einverständnis zur allmählichen Entmachtung Ulbrichts zu bitten. Auf dem VIII. Parteitag der SED im Juni 1971 erklärte Honecker als Berichterstatter des ZK die neuen politischen Ziele. Er verkündete die "Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik", was zu einer Verbesserung der sozialen Umstände der Bürger dem ökonomischen Wachstum entsprechend führen sollte. Zur Erhöhung des Lebensstandards wurden Lohn- und Rentenerhöhungen sowie ein forciertes, staatliches Wohnungsbauprogramm angekündigt. Tatsächlich sollte es in der Folgezeit zu einer Reihe solcher Verbesserungen kommen. Anfang Mai 1972 besuchte uns Gerda - seit sie wieder in die DDR einreisen durfte, kam sie jedes Jahr. Inge stellte immer den Antrag in Bitterfeld, Gerda besuchte uns dann gewöhnlich in den ersten Tagen in Aue, manchmal kam auch Inge dazu. Danach fuhr sie nach Muldenstein zu Inge und Horst. Ich war im Betrieb in der Geheimnisstufe "VS" verpflichtet, das hieß, ich durfte eigentlich keine persönlichen, schriftlichen oder telefonischen Kontakte zum sogenannten NSW haben. In Gerdas Fall ignorierte ich die Weisungen einfach, sie besuchte uns, wir schrieben uns und telefonierten miteinander. Ich hatte mich oft darüber gewundert, dass ich in den regelmäßig stattfindenden Geheimhaltungsbelehrungen nie dafür gerügt wurde, während bei anderen solche Kontakte öffentlich bemängelt wurden. Mir ist heute noch nicht klar, warum man das nie mit mir tat.



**Gerda mit Wolfhard auf dem Muldensteiner Berg 1968**

# Die Zeit als Leiter des Bereichs Forschung

Dr. Seiler verließ den Betrieb offiziell zum 1. Januar 1973, bereits ab Anfang Dezember 1972 nahm er seinen Resturlaub, er war im Dezember 65 Jahre alt geworden. Er wollte sein Arbeitsverhältnis nicht beenden, aber von Seiten des Generaldirektors des Kombinats wurde es erwartet beziehungsweise verlangt. Nach meiner Meinung gab es dafür mehrere Gründe. Dr. Seiler bezog ein Bruttogehalt von 3.500 Mark, womit es etwa 1.500 Mark über dem des Generaldirektors lag und er hatte einen sogenannten Einzelvertrag, der ihm sein Gehalt auch bei Krankheit ungekürzt und einen Rentenanspruch von 80 % seines letzten Nettoeinkommens zusicherte. Das bedeutete, dass seine Rente ab 1. Januar 1973 etwa 2.650 Mark betrug. Hätte er weiter arbeiten können, wäre sein Monatseinkommen mit 2.820 Mark Nettogehalt zuzüglich der ihm zustehenden 2.650 Mark Rente auf fast 5.500 Mark netto gestiegen, was zu jener Zeit mehr als das Bruttogehalt eines Ministers gewesen wäre. Diese Einzelverträge für Fachkräfte aus Westdeutschland stammten aus den Jahren vor 1960 und wurden nur in Ausnahmefällen noch vergeben, sie sollten so schnell wie möglich abgeschafft werden, zumindest in der Industrie. Ein weiterer Grund waren vermutlich die persönlichen Animositäten zwischen dem Generaldirektor und Dr. Seiler. Letzterer verachtete nämlich Funktionäre und Wirtschaftsfunktionäre zutiefst, die aus parteilichen und politischen Gründen eingesetzt waren und die nötigen Fachkenntnisse nicht besaßen und unser Generaldirektor des Kombinats Otto R. war ein typischer Vertreter eines solchen Wirtschaftsfunktionärs. Immer, wenn ich mit R. zu tun hatte, und das war recht oft, konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass er Angehörige der Intelligenz im Grunde hasste und sie nur duldete, weil - und solange - er sie brauchte. Dr. Seiler bemühte sich nicht einmal, seine Verachtung gegenüber dem Generaldirektor zu verbergen und das spürte dieser sehr gut. In seiner Zeit als Leiter der Forschung musste ich an seiner Stelle an Besprechungen mit dem Generaldirektor teilnehmen. Das lag daran, dass er anlässlich einer der alljährlichen Verteidigungen des Forschungsplanes für das kommende Geschäftsjahr vor dem Generaldirektor selbigem durch wirklich unmissverständliche Bemerkungen zu verstehen gab, dass R. von Wissenschaft und Forschung nicht den Hauch einer Ahnung hätte und diesbezügliche Einschätzungen und Analysen doch bitte den Experten überlassen sollte. Er wurde vom Generaldirektor nie wieder zu einer solchen Verteidigung eingeladen. Kurz gesagt - R. wollte Dr. Seiler lieber früher als später loswerden.

Dr. Seiler hätte also wissen können und sollen, wer darauf drängt, dass er den Betrieb verlässt und in Rente geht. Aber er glaubte, es läge am Betrieb und auch ich wäre einer derjenigen, der darauf drängte. Der Betrieb, damals unter dem Betriebsdirektor Harald M., hatte ihm angeboten, nebenberuflich auf Honorarbasis für den Betrieb Aufgaben zu bearbeiten, doch das lehnte er konsequent ab. Ich erinnere mich, dass Dr. Seiler kurz vor Weihnachten 1972 vom Betriebsdirektor bestellt wurde, ihm sollte die Jahresendprämie übergeben werden.

Dr. Seiler benahm sich eiskalt, sagte kein Wort und würdigte mich keines Blickes. Das hat mich damals sehr verletzt, insbesondere deshalb, weil ich den Grund dafür nicht erkennen konnte. Schließlich hatten wir zwölf Jahre eng zusammengearbeitet, es gab nie Intrigen und ich führte immer die unangenehmen Auseinandersetzungen für ihn. Ein anderes Problem ergab sich daraus, dass er noch mindestens 100 Fachbücher bei sich zu Hause hatte, die Eigentum des Betriebes waren, es waren sehr wertvolle und schwer ersetzbare Bücher, die meisten waren in der Bundesrepublik verlegt worden. Er hatte die Angewohnheit, neu ankommende Bücher sofort für sich zu behalten, sie waren den Mitarbeitern der Forschung nicht zugänglich, das galt auch für westdeutsche Fachzeitschriften. Diese Bücher wollten wir zurück haben, wobei ihm gestattet wurde, auch weiterhin Bücher aus der wissenschaftlichen Bibliothek auszuleihen. Er lehnte, auf seinen Einzelvertrag pochend, die Rückgabe zunächst ab, nahm sich einen Rechtsanwalt und wollte das gerichtlich durchsetzen. Erst als er damit keinen Erfolg hatte, konnte der Betrieb die Bücher mit einem Fahrzeug bei ihm abholen.

Obgleich man annehmen sollte, dass er als Rentner keine Sorgen hatte, machte er einen verbitterten Eindruck und grüßte niemand aus der Forschungsstelle mehr. Mir tat das sehr leid, denn wir hätten uns sonst sicher noch öfter bei ihm Rat geholt. Diese Bitterkeit und Unzufriedenheit nach Beendigung seines Arbeitslebens war mir und den anderen Mitarbeitern der Forschungsstelle unerklärlich. Im Grunde konnte er sich - zumindest in der Zeit, als er in unserem Betrieb gearbeitet hatte - große Erfolge zuschreiben. Innerhalb kurzer Zeit baute eine stabile und leistungsstarke Forschungsabteilung mit einem physikalischen, einem metallografischen und einem Fotolabor sowie einer umfangreichen, wissenschaftlichen Bibliothek auf. Aus dieser Forschungsstelle beziehungsweise mit einigen Mitarbeitern derselben gründete er Ende der 1960er Jahre die technologische Abteilung, das alles im Wesentlichen mit Hochschulabsolventen. Ihm war es zu verdanken, dass diese sich mit den komplizierten Problemen der Entwicklung von Sonder- und Spezialwerkstoffen vertraut machen konnten und im Laufe der Jahre zu Spezialisten auf diesem Gebiet wurden.

Den Aufbau der Produktion der Spezialwerkstoffe in unserem Betrieb brachte im Grunde er zustande - und das oft gegen die Meinung der Betriebsleitung, was nicht selten zu teils heftigen Auseinandersetzungen führte, die auch manchmal damit endeten, dass Dr. Seiler spontan kündigte. Diese Kündigung konnte der Betrieb natürlich nicht annehmen, zumal er meines Wissens durch höhere Stellen in der Partei und im Ministerium protegiert wurde. Sie endeten in aller Regel mit der Durchsetzung seiner Forderungen - und mit einer Gehaltserhöhung.

Seine Leitungsmethode war eigenartig, aber zur Leitung einer Gruppe von Hochschulabgängern sicher die geeignetste. Er hielt alle Arbeiten in eigener Regie und ließ keine Zwischenebenen der Leitung zu, er kontrollierte jeden Mitarbeiter und seine Arbeiten selbst. Oft ließ er diesen oder jenen Mitarbeiter vor Arbeitsschluss in sein Büro kommen und verlangte einen Bericht, was der Mitarbeiter heute den ganzen Tag gemacht hatte.

Natürlich fiel etlichen der so überfallartig Befragten dann oft nichts Gescheites ein. Er behielt diese Leitungsmethode auch bei, als die Forschungsstelle auf etwa fünfunddreißig Diplomingenieure und Ingenieure gewachsen war, von denen einige selbst sehr gut für Leitungstätigkeiten geeignet gewesen wären und sich auf bestimmten Gebieten spezialisiert hatten. Diese Art, eine doch mittlerweile recht große Forschungsabteilung zu leiten, die sich mit der Entwicklung und Produktionseinführung unterschiedlicher Werkstoffgruppen befasste, führte in den letzten Jahren seiner Tätigkeit dazu, dass er immer öfter den vollen Überblick verlor, was wiederum die Mitarbeiter unzufrieden stimmte. Auch seine Angewohnheit, die neusten Fachzeitschriften teilweise monatelang in seinem Zimmer zu blockieren und die neuesten Fachbücher ganz zu behalten, führte zu Missstimmungen. Doch trotz all dieser Eigenarten arbeitet ich gern mit ihm und für ihn und ich lernte sehr viel von ihm. Die in diesem Zeitraum entwickelten und in die Produktion eingeführten Werkstoffe und die begonnen Entwicklungen zeigt der folgende Überblick.

**Thermo-Bimetalle:** Das sind Werkstoffe, bei denen zwei Legierungen mit einem unterschiedlichen Wärmeausdehnungskoeffizienten durch Plattierung fest miteinander verbunden werden und die sich dadurch bei Wärmebelastung reversibel ausbiegen. Zur Verbesserung der Wärme- beziehungsweise der elektrischen Leitfähigkeit wurde innen oder außen zusätzlich Kupfer plattiert, außen wurde auch Nickel zur Verbesserung der Korrosionsbeständigkeit plattiert. Diese Werkstoffe wurden als Temperaturregler oder zur Temperaturüberwachung, aber auch bei Schutzschaltern für Elektromotoren, sozusagen als Überstromschutz, verwendet. 1973 gab es in dieser Gruppe fünf Typen mit unterschiedlichen spezifischen, thermischen Ausbiegungen, die durch Auf- oder Einlagen von Kupfer oder Nickel als Stanzteile in den unterschiedlichsten Formen nach Wunsch des Kunden oder aber als Band geliefert wurden.

**Weichmagnetische Werkstoffe:** Das sind Eisen-Nickel- oder Nickel-Eisen-Legierungen mit Nickel-Gehalten von 28 %, 38 %, 42 % und 50 % sowie mit 72 % bis 75 % Nickel und mit Zusätzen von Chrom und Kupfer, Molybdän und Kupfer oder nur Molybdän. Diese Werkstoffe haben unterschiedliche Anfangspermeabilitäten von 2.000 bis 25.000, später wurden sie bis 200.000 entwickelt. Diese Werkstoffe wurden in der Elektrotechnik und Elektronik als Übertrager, Wandler, Drosseln, Ton- und Leseköpfe und anderes eingesetzt. Sie wurden teilweise später noch durch Zusätze modifiziert oder neu entwickelt und für bestimmte zusätzliche Eigenschaften verbessert, zum Beispiel für verschleißarme Stereotönköpfe. 1973 gab es von dieser Werkstoffgruppe mehr als 20 Werkstoffe mit unterschiedlichen Eigenschaften, die entsprechend den Forderungen des Anwenders als Band, Stanzkerne und Ringbandkerne hergestellt wurden.

**Präzisionswiderstandswerkstoffe:** Hier hatte Dr. Seiler ausschlaggebend an der Herstellung einer Kupfer-Mangan-Legierung gearbeitet und Details der Produktionstechnologie auch zum Patent angemeldet.

Dieser Werkstoff erhielt durch seine Zusammensetzung und die spezielle Herstellungstechnologie einen, im Normaltemperaturbereich geringen, Temperaturbeiwert des elektrischen Widerstandes. Der Werkstoff wurde meist als isolierter Draht, aber auch als Band, Blech und Stangen geliefert und fand Verwendung zur Herstellung von Normalwiderständen. Etwa ab 1975 wurden dann Präzisionswiderstandsfolien aus einer Nickel-Chrom-Legierung in einer Dicke zwischen 0,005 und 0,002 Millimeter produziert. Dieser Werkstoff zeichnete sich ebenfalls durch einen sehr niedrigen Temperaturbeiwert des elektrischen Widerstandes in einem Temperaturbereich zwischen etwa zehn bis achtzig Grad Celsius aus. Er wurde zur Herstellung geätzter Präzisionswiderstände verwendet, die wiederum in den unterschiedlichsten, elektronischen Geräten Verwendung fanden. Das Problem bei der Herstellung dieser Folien war, dass die Dicke von nur zwei bis fünf Mikrometer im Bereich der Größe nichtmetallischer Einschlüsse lag, wie sie im Schmelz- und Legierungsprozess entstehen. Dadurch konnten mit bloßem Auge nicht sichtbare Löcher in der Folie entstehen. Diese führten beim Ätzprozess beim Anwender dazu, dass die feinen Stege unterbrochen wurde, was sie als Widerstand unbrauchbar machte. Aus diesem Grunde wurde jedes Stück Folie vor der Lieferung im Durchlicht geprüft.

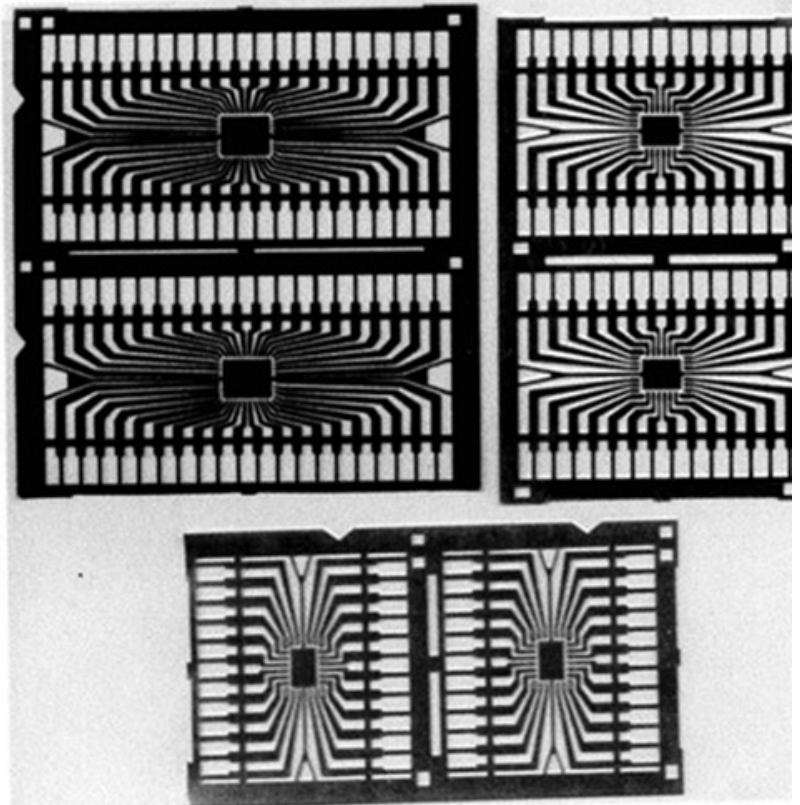
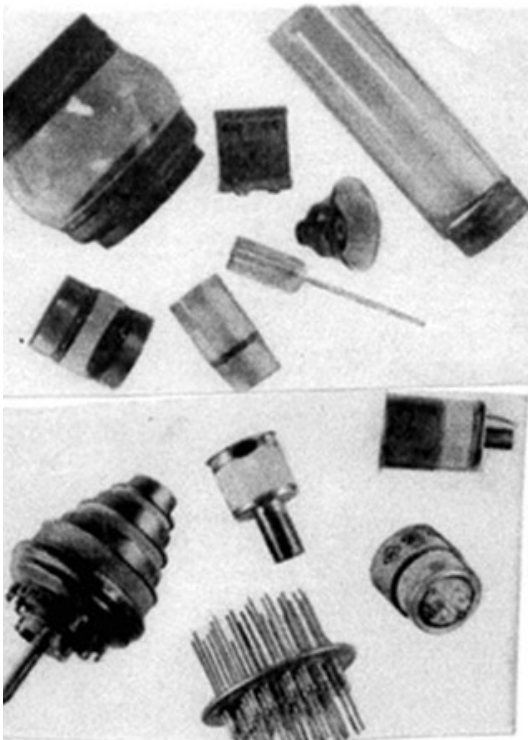
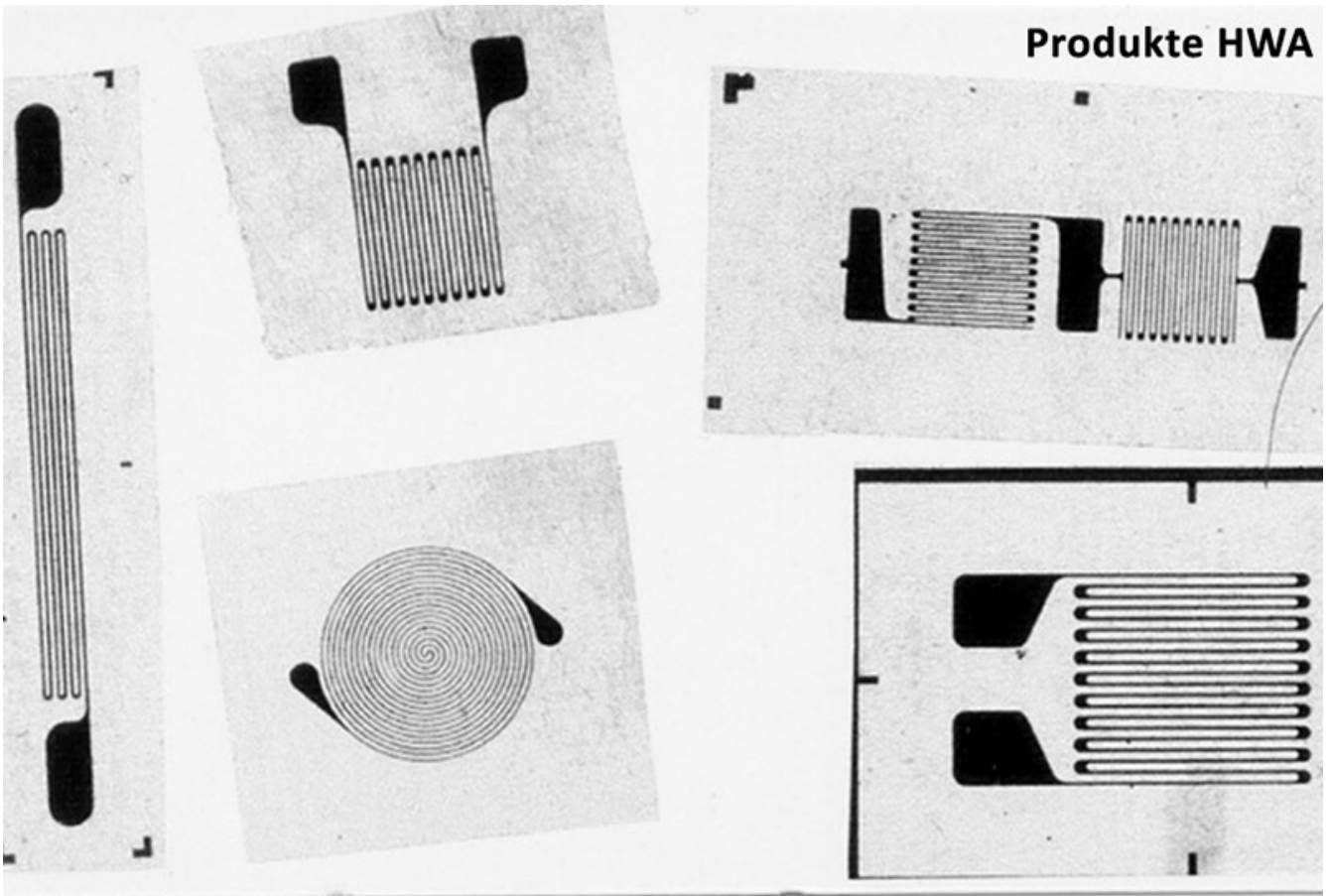
#### **Sonderfederwerkstoffe und Werkstoffe mit besonderem, elastischen Verhalten:**

Diese Gruppe enthielt Werkstoffe, deren elastische Eigenschaften in einem bestimmten Temperaturbereich nahezu konstant, also unabhängig von der Temperatur waren. Typische Vertreter dieser Gruppe waren ein Flachdraht für die Uhrenindustrie, der in den Betrieben in Glashütte und Ruhla für Unruhefedern Verwendung fand. Es handelte sich um eine Eisen-Nickel-Legierung mit verschiedenen Zusätzen wie Chrom und Beryllium. Ein weiterer Vertreter dieser Gruppe war eine Eisen-Nickel-Legierung mit Zusätzen an Chrom und Titan, die in Form von vier und sechs Millimeter dicken, gerichteten Stäben geliefert wurde. Sie wurden von einem Betrieb in Teltow zur Herstellung von Kopplern für Fernmeldeanlagen verwendet. Beide Werkstoffe erforderten enge Toleranzen in der chemischen Zusammensetzung, eine präzise Einhaltung der Herstellungstechnologie und eine sehr genaue Einhaltung der Schlusswärmebehandlung. Die Produktion dieser Werkstoffe wurde in der Regie unserer Forschungsstelle durchgeführt. Das erforderte oft Auseinandersetzungen mit den Produktionsabteilungen, weil diese Erzeugnisse nicht in ihrem "Plan" enthalten waren.

**Supraleiter:** Darunter versteht man Metalle, Legierungen und metallähnliche Verbindungen, die eine Supraleitfähigkeit als Eigenschaft aufweisen. Bei einer, für jedes Material unterschiedlichen, Temperatur nahe dem absoluten Nullpunkt, der sogenannten Sprungtemperatur, wird der elektrische Widerstand unmessbar klein und damit das Stromleitvermögen sehr hoch. Die Anwendungsmöglichkeiten dieser Werkstoffe waren zunächst begrenzt, da sie ihre Eigenschaften erst bei Temperaturen um vier Kelvin erreichten und man benötigte zur Kühlung flüssiges Helium.

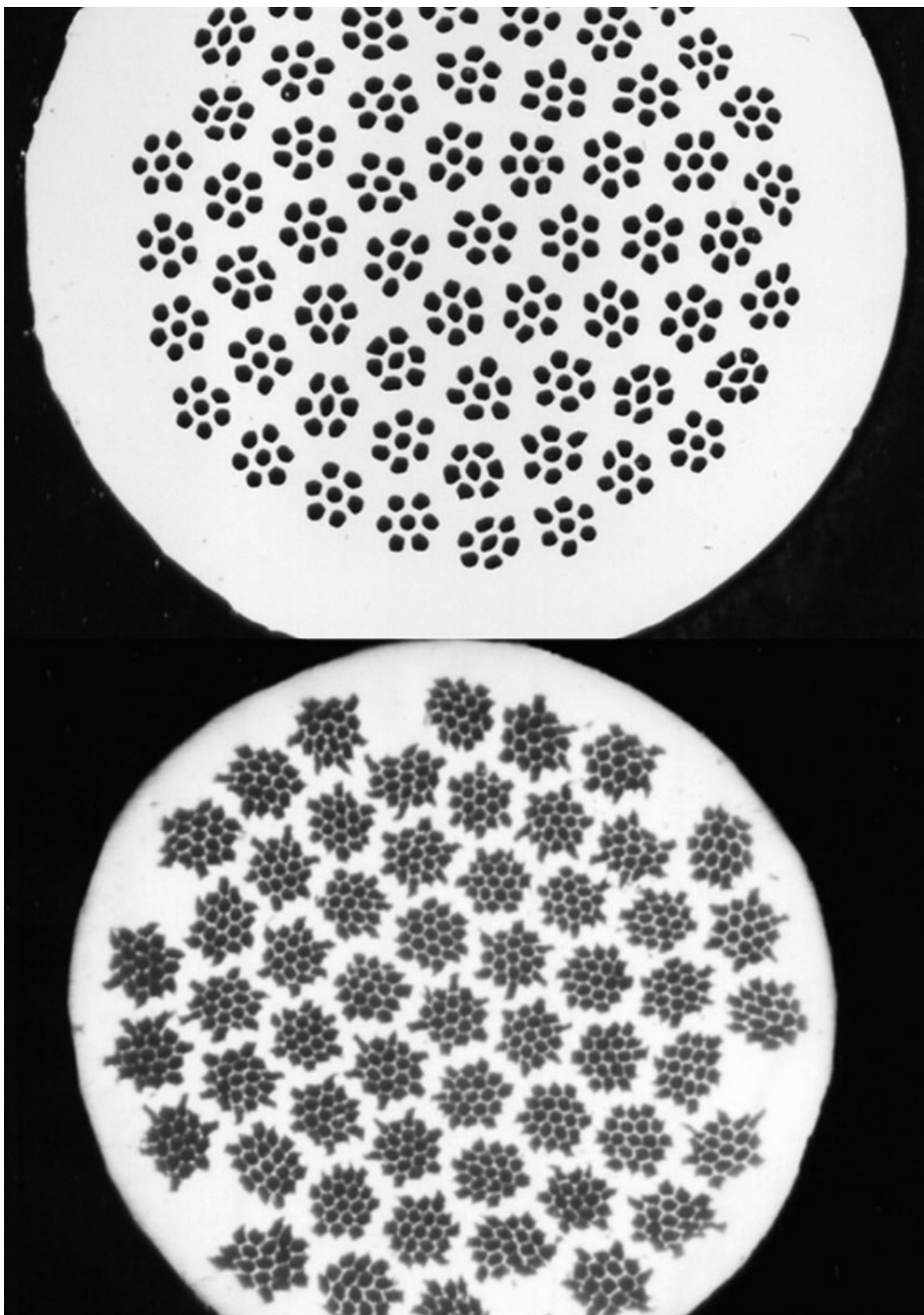
Die Anwendung beschränkte sich in der DDR damals auf den wissenschaftlichen Gerätebau für die Herstellung von Spulen zur Erzeugung hoher Magnetfelder, die durch die hohen Ströme erreicht wurden. Es wurde jedoch fleißig über zukünftige Einsatzgebiete spekuliert, so nahm ich zum Beispiel 1974 in Jena an einer Beratung teil, bei der über den Einsatz zur Stromübertragung in Industriezentren diskutiert wurde, gedacht war dabei zunächst an eine kurze Strecke zu den Buna-Werken in Schkopau. Die Voraussetzungen war ein supraleitendes Kabel mit einem Kupfermantel, der im Notfall, zum Beispiel bei Ausfall der Kühlung, die Stromleitung für eine bestimmte Zeit übernehmen konnte. Dieses Kabel musste in ein Kühlsystem eingebettet sein, in dem sich flüssiges Helium befand, um die erforderliche Temperatur von vier Kelvin zu gewährleisten. In bestimmten Abständen hätten deshalb Heliumverflüssiger aufgebaut werden müssen und das ganze Leitungssystem müsste bestens isoliert sein, um die Kälteverluste auszugleichen beziehungsweise möglichst gering zu halten. Man stellte sich damals vor, dieses Projekt ungefähr 1982 realisieren zu können und unser Betrieb sollte eine Produktionsstätte für Supraleiter aufbauen. Als ich den Einwand wagte, dass man es ja nicht als einen verlustfreien Stromtransport bezeichnen könne, wenn zwar bei der Leitung keine Ohmschen Verluste auftreten, aber man für die Heliumverflüssiger erhebliche Energien aufwenden müsste, ganz abgesehen von den unüberschaubaren und vermutlich während der Realisierung geradezu explodierenden Kosten des gesamten Projektes, schauten mich einige der Konferenzteilnehmer - das waren wohl die Funktionäre - ziemlich verständnislos und andere breit grinsend an, letztere waren vermutlich die Fachleute.

In unserem Betrieb wurde mit der Verfahrensentwicklung der Niob-Titan-Supraleiter etwa 1968/69 begonnen und ab etwa 1971/72 im Rahmen der Forschung eine kleine Versuchsproduktion eingeführt, um den Bedarf einiger Institute zu decken. Die Herstellung eines Supraleiters ist sehr kompliziert. Bei den Niob-Titan-Legierungen musste das Titan und das Niob zunächst im Elektronenstrahlöfen gereinigt und anschließend legiert werden, daraus wurden die Stäbe für die Filamente hergestellt.<sup>37</sup> Für die Weiterverarbeitung wurden in einen Kupfer-Bolzen von 135 Millimeter Dicke so viele Löcher mit dem Durchmesser der Niob-Titan-Stäbe gebohrt, wie man Filamente benötigte. Das sind die Einzelleiter aus Niob-Titan, die in dem fertigen Supraleiter in den Kupfermantel eingebettet sind. Die so vorbereiteten Bolzen wurden oben und unten mit einer Kupferscheibe gleichen Durchmessers luftdicht verschlossen und in einer Strangpresse heiß zu einem Stab von zwölf bis fünfzehn Millimeter Durchmesser verpresst. Danach wurden die Stäbe durch Kaltverformung an Ziehbanken und Drahtziehmaschinen zu den gewünschten Enddicken weiterverarbeitet, nach bestimmten Kaltverformungsstufen wurden Zwischenglühungen eingelegt. Zum Schluss erfolgte eine spezielle Wärmebehandlung. In einen Kupferbolzen konnten bis zu etwa dreißig Niob-Titan-Stäbe eingebettet werden, wollte man Leiter mit einer höheren Filament-Anzahl herstellen, bettete man bereits fertige Supraleiterstäbe ein.



*Glas-Metall-Verbindungen (oberes Bild)  
Keramik-Metall-Verbindungen (unten)*

*Gestanzte Trägerelemente des  
VEB Mikroelektronik Zehdenick*



**27- bzw. 1045-adriger Leiter in Kupfer-Matrix,  
Gesamtdurchmesser 0,25 bzw. 0,50 Millimeter**

Zur Herstellung eines Leiters mit 250 Filamenten bettete man beispielsweise fünfundzwanzig Stäbe mit zehn Filamenten oder zehn Stäbe mit fünfundzwanzig Filamenten vor dem Pressen in den Kupferbolzen ein. Die Qualitätsprüfung erfolgte im Institut für Tieftemperaturphysik in Dresden, da im Betrieb die Möglichkeiten nicht vorhanden waren. Entwicklungsarbeiten wurden außerdem an weiteren Supraleitertypen durchgeführt, so erfolgten Forschungsarbeiten an den Werkstoffen V3Sn und V3Ga, das sind Vanadium-Zinn- beziehungsweise Vanadium-Gallium-Legierungen. Die Herstellung dieser Supraleiter war noch schwieriger, weil sie aus intermetallischen Phasen bestehen, die durch ihre Sprödigkeit nicht kalt verformbar sind. Man bettete die Vanadium-Stäbe in Bolzen aus Kupfer-Zinn- oder Kupfer-Gallium-Legierungen ein und erzeugte die intermetallische Verbindung am Leiter in der Endabmessung durch Diffusionsglühen.<sup>38</sup>

Neben diesem Programm an Sonderwerkstoffen wurden im Halbzeugwerk Auerhammer in teilweise erheblichen Mengen Bänder, Bleche, Drähte, Stangen, Rohre und Profile aus verschiedenen Messing-, Neusilber-, Bronze- und Kupfer-Nickel-Legierungen erzeugt. Mit Kupfer-Zink (Cu-Zn<sub>20</sub> und Cu-Zn<sub>3</sub>, Tombak genannt) plattierte Stahlbänder wurden ebenfalls in großen Mengen produziert. Zum Schluss waren im Produktionsprogramm etwa 130 Werkstoffe verschiedener Zusammensetzung und Eigenschaften enthalten, die als Halbzeuge wie Bänder, Folien, Bleche, Drähte, Stangen und Fertigteile wie Stanzteile, Wickelkerne und so weiter an die Kunden im ganzen RGW-Wirtschaftsbereich ausgeliefert wurden. Daraus ergaben sich insgesamt 12.000 Erzeugnisse. Unser Betrieb wurde oft als Apotheke der Metallurgie des RGW bezeichnet. Die Liefermengen bei Sonderwerkstoffen lagen zwischen monatlich 40 Tonnen (zum Beispiel bei Thermo-Bimetall und Trägerwerkstoffen) und 100 Gramm bei Präzisionsfolien.

Ich übernahm ab 1. Januar 1973 die Leitung der Forschungs- und Entwicklungsabteilung, die damals aus insgesamt fünfunddreißig wissenschaftlichen Mitarbeitern (Doktor- und Diplom-Ingenieure, Fachschulingenieure) und zwanzig sonstigen Mitarbeitern (Facharbeitern) bestand. Ich versuchte von Anfang an, meine Leitungsmethode anders aufzubauen als Dr. Seiler. Ich bildete eine neue Struktur und teilte die Forschungsstelle als Bereich den spezifischen Aufgaben entsprechend in Abteilungen und Gruppen ein. Es wurden drei Abteilungen gebildet.

- Abteilung "Werkstoffentwicklung" mit den Gruppen "Magnetwerkstoffe", "Plattierte Werkstoffe einschließlich Thermo-Bimetalle", "Einschmelz- und Ausdehnungslegierungen" und "Widerstandswerkstoffe und elastische Werkstoffe", in der die Supraleiter und Zinnbronze enthalten waren.
- Abteilung "Verfahrensentwicklung" mit den Gruppen "Gießtechnologie", dazu gehörte der Elektronenstrahl-ofen, die Wärmebehandlung mit der Versuchsglüherei, sowie die Verformungstechnologie.

- Abteilung "Physik" mit den physikalischen Labors, dem metallografischen-, Röntgen- und Fotolabor. Diese Abteilung hatte auch - insbesondere in der Phase der Rekonstruktion - Qualitätskontrolltechnologien zu entwickeln.

Die wissenschaftliche Bücherei war mir direkt unterstellt. Im Gegensatz zu Dr. Seiler behielt ich die neuesten Fachzeitschriften und Fachbücher nur zwei bis vier Tage in meinem Büro. Wir erhielten verhältnismäßig viele Fachzeitschriften im Abonnement aus der Bundesrepublik wie "Metall", "Stahl- und Eisen", "Draht", "Band", "Zeitschrift für Metallkunde", "Physikalische Berichte" und andere. Auch Fachbücher konnten von Zeit zu Zeit von dort bezogen werden, so dass unsere wissenschaftliche Bibliothek hervorragend bestückt war. Dazu kamen die Möglichkeiten des Bezuges von Veröffentlichungen auf Mikrofilm, die in unserer Bibliothek nicht vorhanden waren. Am Rande sei erwähnt, dass die Forschungsabteilung eine Festschrift "20 Jahre Sonderwerkstoffe" mit elf Artikeln anlässlich der Jubiläen "20 Jahre Sonderwerkstoffe" und "150 Jahre Neusilber" im Jahr 1973 gestaltete, wobei Organisation und Arbeit zum größten Teil bei mir lagen. Ich erwartete mit der Verteilung der Verantwortung ein größeres Engagement und auch ein größeres Verantwortungsbewusstsein der Mitarbeiter, was tatsächlich auch sofort eintrat. Die größeren Auseinandersetzungen hatte ich mit der Leitung des Betriebes, die diese Struktur des Bereiches bis in die Gruppen nicht anerkennen wollte und zwar insbesondere deswegen, weil sie mit einer Reihe von Gehaltserhöhungen bei den Abteilungs- und Gruppenleitern verbunden war. Schließlich konnte ich mich doch mit meiner Meinung durchsetzen, was auch ohne die Androhung einer Kündigung funktionierte. Ich behielt mir jedoch vor, die Kontrollen bis zum einzelnen Themenbearbeiter in Verbindung mit dem zuständigen Abteilungs- und Gruppenleiter durchzuführen. Nach kurzer Zeit entwickelte sich zwischen mir und insbesondere den Abteilungsleitern ein Vertrauensverhältnis, das man nicht nur als kollegial, sondern sogar als kameradschaftlich bezeichnen konnte. Ich habe es in meiner gesamten achtzehnjährigen Tätigkeit als Leiter der Forschungsstelle nie erlebt, dass irgendwelche Intrigen geschmiedet wurden - abgesehen von denen, die von IM des MfS im Rahmen sogenannter "operativer Vorgänge" regelrecht inszeniert wurden, wie ich später erfahren musste.

Bereits in den letzten Jahren hatte ich Dr. Seiler bei Besprechungen des Arbeitskreises NE-Metalle vertreten, die meist in Freiberg im Forschungsinstitut für Nichteisen-Metalle stattfanden. Nach meiner Ernennung zum Leiter der Forschungsstelle wurde ich dann offiziell in diesen Arbeitskreis berufen, der sich "Forschungsrat der DDR - Zentraler Arbeitskreis für Forschung und Technik - Nichteisenmetalle-" nannte. Vorsitzender wurde später Prof. Dr. Hein, die Beratungen fanden in den verschiedenen Betrieben der NE-Metallindustrie statt und wurden meist mit der Besichtigung dieser Betriebe, vor allem der neuen und modernen Anlagen, verbunden. Die Aufgabe dieses Gremiums bestand darin, im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft und Technik der DDR Entscheidungsvorbereitungen für die NE-Metallindustrie zu beraten und zu beurteilen.

Die Beratungen fanden drei- bis viermal im Jahr statt und waren recht interessant, sie dauerten meist zwei Tage.

Später, es muss um das Jahr 1979 gewesen sein, wurde der Forschungsrat der Akademie der Wissenschaften für den Bereich Festkörperphysik und Werkstoff-Forschung gebildet, in den ich ebenfalls berufen wurde. Dieses Gremium hatte Entscheidungsvorbereitungen zur Grundlagenforschung auf dem Gebiet Festkörperphysik und Werkstoff-Forschung zu beraten. Die Beratungen fanden meist dreimal im Jahr in Dresden im Zentralinstitut für Festkörperphysik und Werkstoff-Forschung der Akademie der Wissenschaften statt und wurde meist mit der Besichtigung von anderen Instituten oder Institutsteilen verbunden. Auch diese Beratungen waren interessant und für mich insofern wichtig, weil ein Teil der Ergebnisse der Grundlagenforschung dieses Instituts in unserer Forschungsstelle in der Verfahrensentwicklung und Überleitung in die Produktion weiter bearbeitet wurde. Seit dieser Zeit wurde ich auch des Öfteren gebeten, Dissertationen zu begutachten und zu beurteilen, die in diesem Institut betreut wurden. Immer wieder gab es Probleme bei der Weiterverarbeitung unserer Schnittbandkerne im Transformatorenwerk Falkensee. Das hatte zu Folge, dass ich in dieser Angelegenheit viele Verhandlungen führen musste, es konnte aber nicht eindeutig nachgewiesen werden, dass die Ursache in unseren Kernen zu finden war. Im Jahr 1974 begann sich die Strukturänderung in der Forschungsstelle zu bewähren. Die Mehrzahl der neu eingesetzten Abteilungs- und Gruppenleiter nahm die Herausforderung durch ihre neuen Aufgaben an und leistete gute Arbeit. Vor allen Dingen die Forschungsarbeiten an Supraleitern, höchstpermeablen Werkstoffen, veredlungsfähiger Bronze und auch an Trägerwerkstoffen für die Mikroelektronik wurden zielgerichtet fortgesetzt. Es war mir gelungen, für einen großen Teil der Abteilungs- und Gruppenleiter eine Gehaltserhöhung durchzusetzen. Auch die internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Sonderwerkstoffe und Supraleiter wurde verstärkt, mit dem Csepel-Werk in Budapest in Ungarn und mit dem Zentralinstitut für Schwarzmetallurgie der UdSSR in Moskau sowie dem Stahl- und Walzwerk in Leningrad erfolgte jährlich ein Besuchs austausch von Spezialisten auf dem Gebiet der Sonderwerkstoffe. Supraleitertagungen wurden zusammen mit dem Institut für Festkörperphysik und Werkstoff-Forschung Dresden, dem Csepel-Werk Budapest, dem Institut für Buntmetallurgie in Moskau und mit der Universität Budapest durchgeführt, sie fanden abwechselnd in Moskau, Visegrad, Aue und Dresden statt.

Zu Beginn des Jahres 1975 wurde ich gebeten, an einem Buch mit dem Titel "Vakuumelektronik" mitzuarbeiten, ich sollte das Kapitel "Metallische Werkstoffe für die Vakuumelektronik - Unedle Metalle und Legierungen" schreiben. Das Buch war als Studienmaterial für die Weiterbildung gedacht und sollte im Akademie Verlag herausgegeben werden. Initiatoren waren die Technischen Hochschulen in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) und Ilmenau. Ich beschäftigte mich mit diesem Problem das gesamte Jahr 1975 und stellte das Kapitel Anfang 1976 fertig, es wurden insgesamt 22 Druckseiten.



*20 Jahre HWA -*

*und immer noch Humor!*

*Anlässlich Ihres 20-jährigen Dienstjubiläums*

*wünschen wir Ihnen Gesundheit und Schaffens-  
kraft für die kommenden Aufgaben.*

*H. H. Heintz*

**Mein zwanzigjähriges Dienstjubiläum**

Im Juli hatte ich mein zwanzigjähriges Dienstjubiläum - unglaublich, wie schnell die Zeit nach meinem Abschluss der Fachschule für Chemie in Köthen vergangen war! In den vergangenen zwanzig Jahren hatte ich das Fernstudium an der Bergakademie Freiberg und die außerplanmäßige Aspirantur an dieser Akademie abgeschlossen. Das Arbeitskollektiv, in der DDR "Brigade" genannt, überraschte mich mit der nebenstehenden Fotomontage. Das Bild von mir war bei einer gemeinsamen Wanderung entstanden. Für August war mir eine Kur vierwöchige Wochen in Bad Elster bewilligt worden. Ich nutzte die Zeit dort, um an einer Studie über Bandreinigungsverfahren für den Betrieb zu arbeiten, denn im Halbzeugwerk sollte eine neue Bandreinigungsanlage aufgestellt werden und die Studie sollte klären, welches Verfahren unter Berücksichtigung ökologischer Gesichtspunkte das wirksamste und effektivste ist. Natürlich ergaben sich mit schöner Regelmäßigkeit immer wieder Probleme, so zum Beispiel bei der Weiterverarbeitung unserer Schnittbandkerne im Transformatorenwerk Falkensee. Das hatte zu Folge, dass ich in dieser Angelegenheit viele Verhandlungen führen musste, es konnte aber nicht eindeutig nachgewiesen werden, dass die Ursache in unseren Kernen zu finden war.

Als 1975 in Stuttgart die Magnetikertagung, ausgerichtet von der Siemens AG und der Vacuumschmelze GmbH Hanau unter Schirmherrschaft der Deutschen Physikalischen Gesellschaft, stattfand, an der ich mit dem Betriebsdirektor teilnahm, nutzte ich die Gelegenheit, um meine Schwester Gerda zu besuchen. Sie arbeitete damals als 1. Operationschwester in der Universitätsklinik in Ulm. Wir verbrachten einen netten Nachmittag zusammen. Im Januar 1976 teilte uns Gerda mit, dass sie sich ein neues Auto, einen Audi 80, gekauft hatte und sie wollte ihren nächsten Besuch bei uns und Inge mit diesem Auto machen. Als voraussichtlicher Besuchstermin planten wir meinen Geburtstag und Anfang Mai vereinbarten wir, dass Gerda am 20. Mai die Grenze bei Plauen passieren sollte. Ich wollte mit Renate mit unserem Auto nach Plauen fahren und wir wollten uns auf dem ersten Autobahnparkplatz hinter Plauen treffen, um gemeinsam nach Aue zu fahren. Wir freuten uns schon alle auf diesen Besuch, Inge wollte in dieser Zeit auch zu uns nach Aue kommen. Doch einen Tag vor dem Treffen rief Gerda weinend bei uns an, sie könne nicht kommen, sie müsse sich am 22. Mai einer schweren Operation unterziehen - sie habe ein bösartiges Magenkarzinom. Wir waren wie vor den Kopf geschlagen, ich konnte diese Nachricht nicht fassen. Nach ihrer Operation fuhr sie mit einer befreundeten Arztfamilie für vierzehn Tage nach Kastelruth in Südtirol. Sie schrieb von dort zwei Briefen, unter anderem dies: *"Ich denke viel an Euch und jeden von Euch umarme ich. Dich mein lieber Rudi besonders innig, ich lege meinen Kopf an Deine Schulter, ruhe mich aus und sage ach mein Rudi, mein Rudi, nicht traurig sein, vielleicht gibt uns der liebe Gott noch viel, viel Zeit."* Und weiter: *"Mein großer Wunsch ist es, noch einmal nach Hause zu kommen."* Renate und ich entschieden, Gerda und Inge zu uns einzuladen.

Ich versuchte, eine Ausreisegenehmigung zu bekommen, um Gerda bei ihrer Operation beizustehen, doch das wurde abgelehnt.

Ich habe das nie verstehen können, ich durfte dienstlich nach Westdeutschland, Österreich, Belgien und Holland, aber für ein paar Tage zu meiner todkranken Schwester zu fahren - ausgerechnet das wurde nicht erlaubt! Mein Vertrauen in diesen Staat und die entscheidenden Funktionäre wurde dadurch ernsthaft und auf Dauer gestört. Aus meiner Perspektive zeigte man mir damit mehr als deutlich gezeigt, was ich als Mensch den Verantwortlichen wirklich wert war und wie man offensichtlich meinte, mit mir umspringen zu können. Gegen den ausdrücklichen Willen von Renate rief ich in meiner Verzweiflung den Generaldirektor unseres Kombinats Otto R. an und bat ihn, sich für mein Anliegen einzusetzen. Auch er hat mich abfahren lassen - kurz, bündig und kalt. Andere versuchten mir zu helfen, soweit das im Rahmen ihrer Kompetenzen möglich war, in einem Gespräch sagte mir der Betriebsdirektor zu, sich für mich zu verwenden und wenigstens eine Einreise Genehmigung für Gerda auf unbestimmte Zeit zu erwirken, auch dies hatte Otto R. im oben erwähnten Telefonat ausgeschlagen. Die Einreise- und Aufenthaltserlaubnis für Gerda erhielt ich dann auch sehr schnell.

Nach Gerdas Rückkehr aus Kastelruth nach Blaubeuren vereinbarten wir dann mit Gerda, dass sie und Inge gemeinsam zu uns kommen sollten. Gegen Ende Juli war es dann soweit, wir hatten Gerda mitgeteilt, dass wir sie in Plauen vom Interzonenzug abholen würden. Als der Zug in Plauener Bahnhof eintraf und Gerda ausstieg, sah ich erschreckt, dass sie nicht mehr die fröhliche Frau war, die immer Lebensfreude ausstrahlte und die Menschen in ihrer Umgebung mit ihrem heiteren Optimismus ansteckte. Jetzt verstand ich den Satz eines ihrer Briefe aus Kastelruth: *"Ich bin in meinem Innersten so viel anders geworden und fühle mich sehr oft nicht mehr identisch mit der Gerda, die vor der Operation lebte."* Ich hatte mit einem befreundeten Oberarzt des Auer Kreiskrankenhauses, einem Chirurgen, vereinbart, dass Gerda auf seine Hilfe zurückgreifen könnte, falls dies erforderlich sein sollte und wir hatten einen Termin vereinbart für einen Besuch. Gerda hatte die Befundunterlagen mitgebracht und später habe ich mich mit dem Arzt über den Befund unterhalten. Er sagte mir, dass Gerda noch bis November, vielleicht Dezember zu leben hätte, wenn es stimmte, was in dem Befund stünde. Ich war dermaßen erschüttert und mitgenommen von dieser Nachricht, dass ich zunächst auch mit Renate darüber nicht sprechen konnte. Renate versuchte Gerda und Inge den Aufenthalt bei uns so schön wie möglich zu machen. Sie kochte für Gerda leichte Kost, denn sie konnte so gut wie nichts mehr bei sich behalten. Wir machte mit dem Auto kleine Ausflüge, verbunden mit kurzen Spaziergängen.

Nach etwa vier Wochen reiste Gerda wieder nach Blaubeuren, sie sollte noch einmal operiert werden. Ich fuhr sie wieder nach Plauen zum Zug, wir waren beide allein und unendlich traurig. Es muss im August gewesen sein, ich erinnere mich, dass es ein schöner, spätsommerlicher Tag war. Am Rand der Autobahn standen viele Ebereschensbäume, dieses Bild hat sich mir so stark eingeprägt, dass ich immer daran zurückdenken muss, wenn ich jetzt solche Ebereschens mit ihren tiefroten Früchten sehe.



**Gerda in Kastelruth, im Hintergrund ihr Audi 80**

Als Gerda in den Interzonenzug eingestiegen war und aus dem Fenster schaute, kam mir der schmerzliche Gedanke, dass es das letzte Mal war, dass ich meine geliebte Gerda sehen konnte. Ich konnte nicht sofort nach Hause fahren und setzte mich eine halbe Stunde auf eine Bank. Während der Heimfahrt kamen mir immer wieder die Tränen, es waren eher Tränen der Wut, weil ich meiner liebsten Schwester Gerda nicht helfen und ihr nicht beistehen konnte. Gerda wurde nochmals operiert, konnte danach das Bett nicht wieder verlassen, und sie verstarb nach kurzer, aber qualvoller Zeit am 21. November 1976 um 17:30 Uhr im Krankenhaus in Blaubeuren. Der Tod und Verlust von Gerda schmerzte mich mehr als alles bisher Erlebte, sicher trug dazu meine Ohnmacht bei, ihr nicht helfen und in den letzten Stunden bei ihr sein zu sein.

Trotzdem ging das Leben weiter, aber irgendwie hatte ich mich innerlich verändert. Meinen 50. Geburtstag im Jahr 1977 feierte ich nicht. Überraschend kamen Kollegen der Forschungsstelle zu uns nach Hause, mein Geburtstag fiel in diesem Jahr auf einen Sonntag, und brachten mir ein Geburtstagsständchen. Renate zauberte schnell belegte Schnitten und wir brachten alle Tische und Stühle aus den anderen Zimmern in unser Wohnzimmer. Aber eine richtige Feierstimmung kam nicht auf, dazu waren bei Renate und mir der Schmerz über den Verlust, den wir durch Gerdas Tod erlitten hatten zu groß. Erst viel später las ich, welche Gedanken Gerda in den schweren Stunden nach ihrer zweiten Operation bis zu ihrem Ableben hatte - sie hat einige am 23. August 1976 niedergeschrieben:

*"Wie eigentlich alles angefangen hat, kann ich nicht sagen, irgendwann spürte ich, daß es nicht die üblichen Ermüdungserscheinungen und Beschwerden waren, es war anders. Wenn ich morgens in den Spiegel sah, war ich erschrocken über mein müdes, angespanntes Gesicht. Ich schlief noch schlechter als am Anfang hier in Blaubeuren. Dann kamen die Schmerzen. Ich ging zu einem Arzt, zu dem ich eigentlich kein großes Vertrauen hatte, aber ich wußte, daß einige Röntgenaufnahmen gemacht werden mußten, und darin vertraute ich dem Arzt, schickten doch praktische Ärzte ihre Patienten zu ihm und auch von unserer chirurgischen Ambulanz wurden ihm Patienten überwiesen. Und dieses Vertrauen zu seiner Diagnose auf Grund der Röntgenbilder muß ich nun bezahlen. Er übersah ein Magencarcinom. Dies alles geschah im Juni oder Juli 1975. Er beruhigte mich und sagte, ich sei eben nervös und angespannt und vielleicht sogar psychisch. Ich war glücklich und glaubte, es sei wirklich so, weil ich eben doch nicht so glücklich mit meiner Arbeit hier in Blaubeuren war. Die Beschwerden wurden nicht besser, ich ging wieder zu ihm und sagte alles, was eben anders ist, als bei den Beschwerden, die ich manchmal hatte. Ich wurde noch einmal geröntgt, und wieder die beruhigende Auskunft, ich sei so gesund wie kein anderer Mensch. Nach kurzer Zeit ging ich wieder zum Arzt, es wurde wieder eine Magensonde gelegt, und wieder ein gutes Resultat. Ich glaubte es wirklich selbst, daß ich hysterisch bin. Ich wollte nicht mehr daran denken, weil mir auch meine guten Bekannten nicht glauben wollten. Maurers lachten und meinten bei ihnen würde ich immer so gut essen, daß ein Mensch keine Magenbeschwerden dabei haben kann. Es war eine unendlich schwere Zeit für mich, weil auch Gisela mir nicht glaubte.*

*Jetzt, wo alles wirklich zu spät ist, gibt man mir in vagen Andeutungen (ich verstehe sie so, ich möchte niemand Unrecht tun) zu verstehen, daß eigentlich ich selbst schuld daran bin. Es stimmt, ich bin zum falschen Arzt gegangen.*

*Es kam der 21. Mai 1976, ich ging zum chir. Arzt, weil ich seit ungefähr 1 ½ Wochen einen Tumor, der sehr beweglich war, in meinem Oberbauch tastete. Ich wurde geröntgt von Frau Dr. Daun, sie vertrat zu dieser Zeit meinen früheren behandelnden Arzt, sie stellte ein Magencarcinom fest. Ich wurde aus dem Dienst gezogen, am 22. Mai 1976 stationär aufgenommen und am 23. Mai operiert. Ich selbst kam mir wie eine Marionette vor, ich konnte alles nicht erfassen. Es kamen viele Besucher, wie ein Film lief alles an mir vorüber. Ich ahnte, daß alles zu spät war und habe mich doch selbst betrogen bis zu dem Zeitpunkt, als mir ganz offen alles gesagt wurde. Ich hatte den Eindruck, man gab mir keine 4 Wochen mehr. Zu dieser Zeit besuchte mich gerade mein Bruder Horst. Er hatte auf Grund des Telegramms aus dem Krankenhaus eine Ausreisegenehmigung aus der DDR bekommen. Die Zeit mit Horst, es waren nur 10 Tage, war wunderbar. Ich sah Horst so oft an und nahm mit jedem Besuch Abschied von ihm. Er umarmte mich, er kam abends und auch nachts an mein Bett, ich war schon von der Station entlassen und in meiner Wohnung. Man versuchte, mir und meinem Zwillingenbruder Horst alles Gute zu tun, man führte uns zum Spazieren. Ich freute mich für meinen Bruder, lernte er doch dabei einen Teil von der Gegend kennen, die mir in all den Jahren meines Hierseins lieb und so vertraut geworden ist. Es kam der Tag des Abschiedes, der 14. Juni 1976.*

*Ein furchtbarer Tag für mich und Horst, aber ich wußte auch, daß Horst trotz aller Liebe zu mir sich wieder auf seine Familie freute. Ich gönnte es ihm so sehr und ich verstand ihn. Zurück blieb ich, ein Trümmerhaufen. Ich war nicht allein, Gisela und Frau Dr. Brötz waren bei mir und umarmten mich. Ich versuchte ruhig zu werden und mir von meiner inneren Verzweiflung nichts anmerken zu lassen. Was hätte es für einen Sinn gehabt, man kann es keinem Menschen sagen und es kann kein Mensch erfassen, in welchen Gedanken und in welchen Nöten ein Mensch lebt, dem man sagte, daß sein Leben bald zu Ende sein wird. Ich lebe gern, und ich möchte leben, und nun muß ich tapfer sein, ich glaube, man erwartet es von mir."*

Ich war wieder mit Kollegen in den Csepel-Werken in Budapest zum Erfahrungsaustausch in der wissenschaftlichen Zusammenarbeit. Ich lief allein durch Budapest, ging in eine Kirche, setzte mich hin und dachte an Gerda. Rational wusste ich es natürlich, aber ich konnte immer noch nicht glauben, dass ich sie nie mehr sehen sollte. Im Zusammenhang mit dem letzten Besuch von Gerda gab es 1977 für mich völlig unvermutet und überraschend noch ein komplett idiotisches Nachspiel. Ich war damals Mitglied der Zentralen Parteileitung der SED des Betriebes und konnte eines Tages an einer Sitzung nicht teilnehmen, weil ich zur selben Zeit Besuch von Vertretern des Kombinats Mikroelektronik hatte. Die Besprechung mit diesen Kollegen war sehr wichtig und so entschuldigte ich mich bei der Parteileitung. Der 1. Sekretär der Betriebsparteiorganisation der SED, Reiner B., ordnete an, dass ich sofort kommen sollte, wenn der Besuch gegangen wäre.

Es gäbe da noch einen wichtigen Tagesordnungspunkt, der keinen Aufschub duldete. Als ich dann nach Besprechung mit den Kollegen des Kombinats Mikroelektronik im Büro der Parteileitung eintraf, eröffnete der 1. Sekretär, kaum, dass ich mich gesetzt hatte, ganz förmlich ein Parteiverfahren gegen mich. Mir wurde vorgeworfen, dass meine Schwester Gerda illegal in die DDR eingereist wäre. Verblüfft wies ich darauf hin, dass dies wohl kaum möglich gewesen wäre, weil ein illegaler Grenzübertritt meiner Schwester zu ihrer Verhaftung durch unsere wachsamten Grenzsicherungsorgane geführt hätte - es sei denn, er, der Parteisekretär, wollte mit seiner absurden Behauptung andeuten, eben diese Organe wären bei der Sicherung unserer sozialistischen Errungenschaften nicht wachsam genug, also inkompetent. Er guckte auf meine Erwiderung hin ziemlich dumm aus der Wäsche und korrigierte sich dahingehend, dass er gemeint hätte, er wäre über die Einreise nicht informiert gewesen. Und deswegen, fragte ich ihn, weil er als Parteisekretär der Betriebsparteiorganisation des VEB Halbzeugwerk Auerhammer angeblich nichts von der Einreise meiner Schwester gewusst hätte, sei dieselbe illegal, auch wenn unsere wachsamten Grenzsicherungsorgane das offensichtlich anders gesehen hätten, ebenso, wie die Kreisdienststelle der Volkspolizei, bei der Gerda nach der Ankunft in Aue angemeldet wurde? Jetzt guckte der Parteisekretär noch dämlicher und der Betriebsdirektor sprang mir bei und erklärte ihm, dass er, der Parteisekretär, persönlich anwesend war, als der Betriebsdirektor mir den unbefristeten Besuch meiner Schwester in Aue vorschlug. Reiner B. war nun völlig aus dem Konzept geraten und der Stuss, den er verzapfte, drohte mittlerweile, sich gefährlich gegen ihn selbst zu wenden. Er wühlte in seinen Unterlagen und wechselte die Strategie - ich sei ja auch aus der Betriebskampfgruppe ausgetreten, weil ich meine Schwester nicht besuchen durfte.<sup>39</sup> Ebenfalls dumm gelaufen für ihn, denn der Betriebsdirektor wies ihn darauf hin, dass ich nach wie vor Mitglied der Betriebskampfgruppe wäre, allerdings bereits 1975 aus gesundheitlichen Gründen beurlaubt wurde. (Mein offizieller Austritt aus der Kampfgruppe erfolgte 1978 nach 25jähriger Mitgliedschaft.) Schließlich behauptete er, ich hätte vor dem Besuch meiner Schwester in der Forschungsstelle gesagt, ich würde einen echten Westkaffee ausgeben, wenn sie da wäre. Ich verlangte eine Gegenüberstellung mit demjenigen, der ihm das angeblich zugetragen hatte. Diese Gegenüberstellung fand natürlich nie statt, konnte sie auch nicht, weil ich so etwas niemals gesagt hätte und überdies keiner meiner Mitarbeiter in der Forschungsabteilung so blöd gewesen wäre, das wider besseres Wissen zu behaupten. Der damalige 1. Sekretär der Parteileitung des Betriebes war einfach nur ausgesprochen dumm. Unglücklicherweise war er dazu ehrgeizig und strebsam und das ist, noch dazu in Verbindung mit einem kleinen Posten als Funktionär, eine ungute Kombination, die fatale Folgen zeitigen kann, wenn man solchen Menschen diese durchgehen lässt.

Mit der Übernahme der Leitung des Bereichs Forschung und Entwicklung wurde ich auch zunehmend zur Klärung von Reklamationen von Sonderwerkstoffen durch die Anwenderbetriebe eingesetzt.

Das endete in den meisten Fällen mit Verhandlungen vor dem Vertragsgericht, diese Verhandlungen wurden mit den zuständigen juristischen Vertretern der Betriebe geführt, die jeweils Fachleute des Betriebes als Berater mit zur Verhandlung bringen konnten. Aber auch eine Klärung zwischen den Betrieben ohne Vertragsgericht war möglich, das gelang mir zum Beispiel im oben erwähnten Fall der Probleme mit Schnittbandkernen im Transformatorenwerk Falkensee. Schon 1977 gab es solche Reklamationen von Fecosat 35, einem Werkstoff auf Eisen-Basis mit 35 % Kobalt, 2 % Vanadium und etwa 0,6 % Mangan durch das Elektrogerätewerk Schleusingen. Dieser Betrieb bestellte bei uns Stangen von 35 Millimeter Durchmesser, ohne mit uns über den Verwendungszweck zu sprechen. Dieser Werkstoff war etwas spröde und ließ sich nur im warmen Zustand durch Schmieden verformen. Vom Anwenderbetrieb wurde reklamiert, dass der Werkstoff die im Prospekt angegebene Magnetisierungskurve nicht erreicht. Verhandlungen mit Vertretern des Betriebes führten zu keinem Erfolg und überdies wurde uns die Anwendung aus Geheimhaltungsgründen nicht erläutert. Solche Fälle waren meist sehr kompliziert, wenn wir nichts über die Art und Weise der Weiterverarbeitung im Anwenderbetrieb erfuhren. Schließlich erhielt das Halbzeugwerk Auerhammer - es war, soweit ich mich erinnere, im April 1978 - eine Einladung zur Klärung nach Berlin, die in einem Gebäude in der Normannenstraße durchgeführt werden sollte und ich erhielt den Auftrag, diese Einladung - vielleicht war es auch eher eine Vorladung - als Vertreter des HWA wahrzunehmen. Ich fuhr also mit dem Wagen nach Berlin und suchte in der Normannenstraße die angegebene Gebäudenummer, die ich kurz vor der Ecke Magdalenenstraße auch fand. Etwas erstaunt stand ich vor einem großen Gebäudekomplex, bei dem die Fenster im Erdgeschoss mit Stahltafeln verschlossen waren, nur eine Stahltür führte offensichtlich in das Gebäude. Ich öffnete die Tür und betrat einen Raum, die Tür schloss sich sehr schnell automatisch hinter mir und als mich umdrehte, stellte ich fest, dass sie sich von innen nicht öffnen ließ. Der Raum hatte einen offenen Ausgang zu einem Korridor, die linke Wand war mit Holz verkleidet und hatte einen großen, mannshohen Spiegel. Ich wandte mich dem Spiegel zu, um meine Haare zu ordnen, plötzlich ging dieser zur Seite und dahinter erschien ein kleiner Raum, der offenkundig als eine Art Anmeldung diente. In diesem Raum saßen mehrere bewaffnete Männer in der Uniform des Ministeriums für Staatsicherheit (MfS). Ich legte meine Einladung vor und wurde in einen Warteraum geführt, der durch diese Männer eingesehen werden konnte. Erst jetzt wurde mir bewusst, wo ich gelandet war - es war ein - oder besser - *DAS* Gebäude der Staatsicherheit der DDR. Jetzt erinnerte ich mich, von der berühmten "Normannenstraße" schon gehört zu haben und die Natur dieser Gerüchte hatte zur Folge, dass ich mich nicht sehr wohl fühlte angesichts dessen, was mich da möglicherweise erwarten würde. Nach etwa fünfzehn Minuten wurde ich in einen anderen Raum geführt, er war etwa 24 m<sup>2</sup> groß, die Einrichtung bestand aus einem Schreibtisch und einem t-förmig daran gestellten, längeren Tisch mit Stühlen. Das Fenster war von außen mit Stahlblech dicht verschlossen, die Wände waren weiß gestrichen, das obere Ende der Wand verlief schräg zur Decke.

Ich hatte den Eindruck, dass dahinter Überwachungs- und Aufnahmegeräte angebracht waren, sonst befand sich nichts im Raum oder auf den Tischen. Anwesend waren ein Vertreter der Staatssicherheit, der gleichzeitig der Verhandlungsführer war, drei Vertreter des Betriebes in Schleusingen und Herr Dr. W. vom Zentralinstitut für Festkörperphysik und Werkstoffforschung der Akademie der Wissenschaften in Dresden, der offensichtlich als Fachexperte fungierte. Die Vertreter des Anwenderbetriebes legten dar, dass sie zur Sicherung der Qualitätsbedingungen ihres Erzeugnisses von unseren Qualitätsbedingungen abweichende beziehungsweise zusätzliche Punkte der Magnetisierungskurve garantiert haben wollten. Das allerdings konnte von unserem Betrieb nicht zugesichert werden und ich legte dar, dass der Liefervertrag entsprechend der Bestellung des Anwenders abgeschlossen wurde und die darin festgelegten Qualitätsbedingungen von uns eingehalten würden. Außerdem hatte der Anwender vor der Bestellung keine Beratung zur Anwendung mit uns geführt und damit war uns auch die Weiterverarbeitung des Materials beim Anwender und der spezifische Anwendungsfall vor dem Vertragsabschluss unbekannt. Damit sei uns auch unbekannt, welcher magnetischen Beanspruchung der Werkstoff im Enderzeugnis ausgesetzt ist.

Nach Zustimmung des Vertreters des MfS wurde von den Anwendern dazu eine Erklärung abgegeben, die sich aber nur auf die unmittelbare Weiterverarbeitung der von uns gelieferten Stangen bezog. Aus den 35 Millimeter dicken Schmiedestangen würden Hülsen gefertigt mit einem Innendurchmesser von 26 Millimeter und einem Außendurchmesser von 29 Millimeter, das geschähe auf einer normalen Drehbank. Ich wies darauf hin, dass einer solchen Bearbeitung des Werkstoffes von unserer Seite bei einem Beratungsgespräch nicht zugestimmt worden wäre, denn der Werkstoff Fecosat 35 sei für eine derartige Bearbeitung ungeeignet, weil er im Vergleich zu Stahl oder Weicheisen sehr spröde war. Es müsste befürchtet werden, dass bei dieser Bearbeitung Risse entstünden.

Der Vertreter des MfS bat nun Dr. W. um seine fachliche Beurteilung. Der drückte sich unpräzise aus und meinte, man könnte ja durch Variation der Legierungszusätze und der Wärmebehandlung versuchen, die geforderten Eigenschaften zu erreichen. Ich wies darauf hin, dass wir Verträge mit Lieferfristen hätten und uns nicht dabei auf solche Versuche mit fragwürdigen Ergebnissen einlassen könnten. Ich bot an, dass sein Institut in unserem Betrieb mit unseren Ausrüstungen die Versuche durchführen könnte, bei erfolgreichem Verlauf würden wir dann die Produktionseinführung übernehmen. *"Nein, so habe ich das nicht gemeint, es sind auch umfangreiche Untersuchungen erforderlich, wobei ein positives Ergebnis nicht sicher ist, und dazu fehlt im Institut die Kapazität."* Schließlich schlug ich vor, dass unser Betrieb als Serviceleistung an den vom Anwender gefertigten Hülsen magnetische Messungen vornehmen und, falls erforderlich, auch metallografische Untersuchungen durchführen würde. Das jedoch wurde aus Gründen der Geheimhaltung abgelehnt. Wir einigten uns auf Messringe, die vom Anwender aus jeder Stange hergestellt und bei uns untersucht würden.

Die magnetischen und metallografischen Untersuchungen an diesen Ringen brachten im Folgezeitraum den Beweis, dass die von unserem Betrieb garantierten Werte eingehalten wurden. Die Verhandlungen wurden dann vom zentralen Vertragsgericht der DDR geleitet. Es erfolgte eine Betriebsbesichtigung, die von dem Vertragsrichter durchgesetzt wurde. Dabei zeigte sich, dass ein großer Teil der gefertigten Hülsen feinste, mit bloßem Auge nicht sichtbare Risse aufwies, die im Magnetsystem die Wirkung eines Luftspalts hatten, was natürlich die Einhaltung der geforderten Magnetisierungskurve unmöglich machte. Unser Betrieb erklärte sich bereit, das gesamte vorhandene Material zum Metall- beziehungsweise Schrottwert zu übernehmen. Die Einmischung der Staatssicherheit und des zentralen Vertragsgerichtes der DDR brachte mich zu der Vermutung, dass die von dem Betrieb in Schleusingen hergestellten Teile als Bauteile für die Grenzsicherungsanlagen, möglicherweise für den Bau der sogenannten "Anlage 501", bekannt als Selbstschussanlage SM-70, verwendet wurden. Wir hörten auch nie wieder davon, was daran liegen mag, dass dieses Projekt sowieso obsolet geworden war, denn die DDR begann später auf Drängen der Bundesrepublik und motiviert durch einen Milliardenkredit diese Teile der Grenzsicherungsanlagen abzubauen.

Mitte des Jahres 1979 kam eine neue umfangreiche Aufgabe auf mich zu. Die DDR übernahm von der UdSSR die Lizenzproduktion eines streng geheimen Gerätes, über dessen Eigenschaften und Verwendung ich nie offiziell etwas Genaueres erfahren habe. Unser Betrieb lieferte dazu Wickelkerne aus einer hochpermeablen, weichmagnetischen Legierung an einen Betrieb in Weida bei Gera, dabei mussten bei der Fertigung und Kontrolle dieser Kerne die von der UdSSR übergebenen Vorschriften exakt befolgt werden. Problematisch war die strenge Geheimhaltung, alle schriftlichen Vorgänge oder Unterlagen wurden als vertrauliche Dienstsache (VD) oder vertrauliche Verschlusssache (VS) behandelt. Für die Fertigung dieser Kerne wurde eine gesonderte Produktionsstätte errichtet, zu der nur bestimmte Personen Zutritt hatten, der mit einem vierstelligen, regelmäßig geänderten Zahlencode möglich war. Erst nach Eingabe des Code konnte die Zugangstür geöffnet werden. Das ganze Vorhaben wurde als "Wickelkern komplett" bezeichnet. Für Bestellungen von Geräten und Material erhielten wir zur Sicherung der kurzfristigen Lieferung eine Kennnummer, die kurioserweise mit den Ziffern 007 begann, deshalb setzte sich wegen der außergewöhnlichen Geheimhaltung im Betrieb als eine Art "running gag" in Anspielung auf die James-Bond-Filme die Bezeichnung "007" für das Projekt durch. Allerdings war die Realisierung dieses Vorhabens keineswegs lustig, sondern brachte sehr viel Arbeit und Ärger mit sich.

Zunächst erfolgten viele und zeitraubende Verhandlungen zur Sicherung der technischen Bedingungen für die Produktionsstätte. Ein Problem war die Kernwickelanlage für die Fertigung der Kerne, es wurde ein Import aus Japan genehmigt und dazu musste ich die Verhandlungen mit den Vertretern der Lieferfirma in Berlin führen.



**Vor dem Verwaltungsgebäude des HWA**

Die Lieferzeit betrug zwölf Monate, was war für die Realisierung des "Gesamtvorhabens" zu lange war. Es wurde eine andere Lösung gesucht, der Betrieb "Sondermaschinenbau Gornsdorf" erhielt die Auflage, nach unserer Aufgabenstellung kurzfristig in etwa vier Wochen eine Anlage zu bauen. Die termingerecht von Gornsdorf gelieferte Anlage funktionierte sehr präzise und wurde ständig verwendet und später stellte sich heraus, dass die aus Japan gelieferte Anlage unbrauchbar war, es folgten hartnäckige Reklamationsverhandlungen und schließlich eine Nachbesserung durch die Lieferfirma. Zwischenzeitlich wurden die Technologie zur Herstellung der Kerne, die entsprechende Prüf- und Kontrolltechnologie, die Kontroll- und Freigabevorschriften für das Vormaterial, die Qualitätsprüfvorschriften für die Kerne und schließlich die sogenannten "Technischen Bedingungen für den Kern komplett" ausgearbeitet. Dabei musste berücksichtigt werden, dass für jeden Kern während des gesamten Garantiezeitraumes schriftlich nachweisbar war, wer zu welchem Zeitpunkt an welcher Anlage nach welcher Technologie den Arbeitsschritt durchführte und wer dies kontrollierte. Der Garantiezeitraum wurde zunächst für zwölf Jahre und später dreizehn Jahre Lagerzeit unter vorgeschriebenen Bedingungen festgelegt. Die Beanspruchungs-, also Arbeitszeit der Kerne lag nur im Minutenbereich.

Für den Beginn der Produktion erhielten wir das erforderliche weichmagnetische Band der Dicke 0,02 Millimeter aus der UdSSR. Es handelte sich um die russische Legierung NM 79, die im Stahlwalzwerk Leningrad hergestellt wurde, doch mit diesem Band konnten die geforderten magnetischen Eigenschaften der Kerne nicht annähernd erreicht werden. Also erfolgten neue Verhandlungen mit den Russen mit dem Ziel, dass wir das Vormaterial selbst herstellten.

Nach langen Verhandlungen mit Darlegung der Eigenschaften und unseren technischen Möglichkeiten erhielten wir die Zustimmung und schon mit der ersten Versuchscharge unseres Materials konnten die geforderten Werte mühelos erreicht werden. Ich erinnere mich bei der Beschaffung der Anlagen an zwei Probleme. Die Wärmebehandlung der Kerne sollte unter Vakuum erfolgen, wir brauchten also einen Vakuumglühofen, der in der ČSSR bei Tesla hergestellt wurde. Die Lieferzeiten lagen bei mehreren Jahren, trotzdem erhielten wir diesen Ofen innerhalb weniger Wochen. Für die Prüfung der klimatischen Forderungen - die Kerne mussten je 96 Stunden Temperaturen von minus 60 Grad und plus 130 Grad Celsius ausgesetzt werden - brauchten wir einen Klimaprüfschrank, der eigentlich nicht beschaffbar war. Doch auch diesen erhielten wir ohne Probleme innerhalb weniger Wochen. Die Produktion lief recht gut, ab und zu gab es Probleme, die aber immer geklärt werden konnten. Etwa 1986/87 wurde die Produktion eingestellt, das hing offenbar mit der Aussetzung beziehungsweise Einstellung der Raketenaufrüstung der UdSSR durch Gorbatschow zusammen.

Etwa Mitte des Jahres 1979 hatte ich eine Auseinandersetzung mit dem Leiter der Rekonstruktionsabteilung. Der Betrieb plante eine Rekonstruktion technischer Anlagen und den Bau einer neuen Werkhalle. Er verlangte von mir, dass ich Mitarbeiter der Forschung zur Mitarbeit bei der Bearbeitung des Rekonstruktionsprojektes abstelle.

Ich sagte ihm, dass dies Konsequenzen für die Erfüllung der Forschungsthemen habe. Eine Verschiebung der Termine oder der Abbruch der Bearbeitung sei für die Forschungsaufgaben erforderlich, die von den entsprechenden Mitarbeitern bearbeitet würden. Er wusste natürlich, dass dies bei Staatsplanthemen unmöglich war und wir konnten uns nicht einigen, ich wusste außerdem, dass einige Mitarbeiter ohnehin an bestimmten Aufgaben des Rekonstruktionsvorhabens arbeiteten. Zu einem späteren Zeitpunkt etwa 1980 wurde außerdem klar, dass das Rekonstruktionsvorhaben in dieser Form die hohen Qualitätsforderungen der Mikroelektronik nicht erfüllen konnte und auch die erforderlichen Produktionszuwächse nicht brachte. Es wurde dann das Vorhaben "Sonderwerkstoffe" eingeleitet.

Die Produktion der "Wickelkerne komplett" lief gut und im geplanten Umfang. Am 1. Mai 1980 wurde das gesamte Kollektiv mit dem Orden "Banner der Arbeit Stufe II" ausgezeichnet. Die Auszeichnung fand im Festsaal des Rathauses von Karl-Marx-Stadt mit anschließendem Bankett statt, jeder der ausgezeichneten Mitarbeiter erhielt außerdem eine Gratifikation in Höhe von 2.000 Mark - das war damals viel Geld, mehr als ein Brutto-Monatslohn für mich. Am 1. Juli hatte ich 25-jähriges Dienstjubiläum, für mich im Grunde kein besonderes Ereignis - das übliche Dankschreiben des Betriebsdirektors und eine Urkunde. Im Betrieb wurde eine Arbeitsgruppe zur Vorbereitung und Realisierung des Vorhabens "Sonderwerkstoffe" gebildet, sie stand unter der Leitung des ehemaligen Betriebsdirektors K., der zum stellvertretenden Generaldirektor ernannt wurde. Die Produktionsanlagen sollten fast ausschließlich aus Westdeutschland oder Japan bezogen werden. Für die Forschungsstelle gab es in diesem Zusammenhang viele zusätzliche Aufgaben, insbesondere mussten die Qualitätsforderungen an die Erzeugnisse und die sich daraus ableitenden Aufgabenstellungen für die Produktionsanlagen ausgearbeitet werden. Zum Tag des Metallurgen 1981 wurde ich mit der "Medaille für hervorragende Leistungen in der Metallurgie der Deutschen Demokratischen Republik" ausgezeichnet. Ich kann mich erinnern, dass unser Generaldirektor Otto R. die Auszeichnungen den anderen Geehrten persönlich überreichte, mir übergab der Vorsitzende für Wettbewerb des Kombines die Medaille. Otto R. nahm unsere fachlichen Diskrepanzen offensichtlich immer noch persönlich.

Am 18. April 1982 wurde Juliane, Neidthards Tochter, geboren. Renate war überglücklich, endlich hatte sie das, was sie sich immer wünschte - ein Mädchen in der Familie. Auch Neidthard war glücklich, er ließ kaum jemand an das Kind heran, sogar Renate hatte damit Probleme. Am 30. Mai 1982, am Pfingstsonntag, wurde Neidthard morgens gegen 08:00 Uhr am Grenzübergang Johannegeorgenstadt verhaftet und nach einem mehrstündigen Verhör nach Chemnitz in die Untersuchungshaftanstalt des MfS am Kaßberg gebracht. Er und ein paar Freunde aus Aue hatten sich mit einigen Freunden, die früher in Aue und nun in Westberlin lebten, in Nejdeke getroffen, einem Ort gleich hinter der Grenze in der Nähe von Johannegeorgenstadt.

Erst nach seiner Entlassung erfuhren wir von ihm den Grund für die Festnahme und spätere Verurteilung - er hatte eine Kopie eines Schreibmaschinenmanuskripts von Wolf Biermann bei sich, das kurze Zeit später im "Spiegel" und einem Buch veröffentlicht wurde. Seine westdeutschen Freunden hatten den Text - aus welchem Grund auch immer - mitgebracht und Neidthard hatte das Blatt an sich genommen und, zusammen mit einer Schallplatte von Pannach und Kunert mit dem Titel "Für uns, die wir noch hoffen", in seinem Rucksack versteckt. An der Grenze wurde er schon erwartet, der für Häftlingstransporte umgebaute Barkas-Transporter, der ihn in die Untersuchungshaftanstalt des MfS nach Karl-Marx-Stadt bringen sollte, stand schon bereit. Mir war sofort klar, dass einer seiner Auer "Freunde" ihn bei der Staatssicherheit angezeigt hatte, aber Neidthard wies diese Vermutung empört zurück. Erst viel später stellte sich heraus, dass ich mit meiner Vermutung Recht hatte und dass sein bester Freund Matthias F. als IM im Dienst des MfS stand. Neidthard durfte während der Untersuchungshaft alle zwei Monate für eine halbe Stunde Besuch von Verwandten ersten Grades empfangen, den zweiten Termin nahm Renate wahr und ich den dritten - Neidthard war über sieben Monate in Untersuchungshaft - wegen eines Blattes Papier mit ein paar Sätzen von Biermann darauf!

Als Renate ihn besuchte, wartete ich in der Nähe des Eingangstores auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf sie, das Auto stand etwa 400 Meter vom Eingang entfernt, der Bereich direkt vor der Anstalt war gesperrt. Sie kam mit bekümmertem, sorgenvollem Gesicht, aber aufrechten Ganges aus dem Gefängnis, doch kurz hinter dem Haupttor brach sie auf dem Fußweg zusammen und ich konnten sie gerade noch halten, sonst wäre sie auf den Boden gesunken. Ihre schwere und nach den Möglichkeiten jener Zeit in der DDR nicht optimal behandelte Diabetes führte in außergewöhnlichen Stress- und Belastungssituationen mitunter dazu, dass sie rapide unterzuckerte. Das war also eigentlich zu erwarten, was mich schockierte war vielmehr die Tatsache, dass die am Eingang stehenden Wachen nicht nur keine Hilfe leisteten, sondern noch höhnisch lachten.

Ich bat schriftlich um eine Aussprache mit dem Staatsanwalt, aber ich erfuhr von ihm nicht, warum Neidthard festgenommen wurde und meine Bitte, an der Gerichtsverhandlung teilnehmen zu dürfen, wurde strikt abgelehnt. Die Schallplatte war zwar unerwünscht, aber nicht direkt verboten, so kam nur der Besitz eines Blattes Papier mit Biermanns Text zur Anklage. Das war sein Vergehen, dafür wurde er nach den Paragraphen 106 und 108 des Strafgesetzbuches der DDR wegen "staatsfeindlicher Hetze" und, weil es in dem Text um Polen und die dortige Gewerkschaftsbewegung ging, wegen "Staatsverbrechen gegen ein anderes sozialistisches Land" zu fünfzehn Monaten Gefängnis verurteilt und kam zum Strafvollzug in das Gefängnis nach Cottbus. Der inkriminierte Text lautete folgendermaßen: *"Wir wollen im streng marxistischen Sinn nicht gegen die Religion kämpfen, Genossen! Lasst die Arbeiter auf der Lenin-Werft in Danzig ruhig ein Bündnis mit dem lieben Gott schließen! Lasst sie beten, solange sie gegen ihre wirklichen Unterdrücker frech sind! Denn wen wundert's, wenn die revolutionären Arbeiter dick befreundet sind mit dem lieben Gott der Katholiken, verbündet mit der Schwarzen Madonna von Tschenstochau, ver-*

*kuppelt mit der Kirchenobrigkeit, verliebt in den Polen auf Petri Stuhl. Lieber Gott im Herzen als Marx im Arsch.*" (Biermann, Wolf: Verdrehte Welt - das seh' ich gerne. Kiepenheuer & Witsch 1982)

Das Jahr 1982 brachte wieder viel Arbeit. Von den Mitarbeitern der Forschungsabteilung mussten in Zusammenarbeit mit den Technologen die Technologien und Arbeitsvorschriften für die neue Anlagentechnik vorbereitet werden. Da mein Vorgesetzter, der technische Direktor, die neue Gießerei übernehmen sollte, wurde er in die Arbeitsgruppe zur Realisierung des Vorhabens "Sonderwerkstoffe" einbezogen. Vom ehemaligen Verantwortungsbereich des technischen Direktors wurden ab 1. Oktober 1982 die Hauptmechanik mit den Werkstätten und der Rekonstruktionsabteilung sowie das Konstruktionsbüro abgetrennt und dem neuen technischen Direktor unterstellt. Die Bereiche Forschung, Technologie, das Neuererwesen und die Abteilung Standardisierung wurden als Bereich "Forschung und Technologie" mir unterstellt. Das brachte für mich wesentlich mehr Arbeit und Verantwortung, aber die Arbeit machte mir Freude. Erstaunlich war, dass ich mich eigentlich auf alle Mitarbeiter verlassen konnte, es gab so gut wie keine Beanstandungen von meiner Seite vorzubringen. Auch zu den Mitarbeitern der Abteilung Technologie entwickelte sich schnell ein gutes Verhältnis.

Neben der Mitarbeit am Vorhaben "Sonderwerkstoffe", das im vollen Gange war, wartete eine neue Aufgabe. Im Spätherbst begannen die Verhandlungen mit japanischen Firmen zur Lizenzproduktion einer Farbbildröhre für Fernsehgeräte. Anlässlich eines Besuches von Erich Honecker in Japan erfolgte eine Lizenzübernahme zur Fertigung von modernen Farbbildröhren. Das Gesamtvorhaben umfasste das Röhrenwerk einschließlich der Fertigung der Einbauteile, das dem "Werk für Fernsehelektronik Berlin" angegliedert war, sowie ein Glaskolbenwerk in Weißwasser. Die Sonderwerkstoffe sowie die Maskenträgerstifte und Näpfchen sollten von unserem Betrieb beigestellt werden, für die Herstellung der Maskenträgerstifte und Näpfchen waren für unseren Betrieb Anlageninvestitionen in Gestalt von Durchlaufglühöfen und einer Stufenpresse aus Japan vorgesehen. Bei den Verhandlungen erreichte ich, dass für die Qualitätskontrolle für uns zusätzlich ein Elektronenstrahlmikroskop mit Mikrosonde eingeplant wurde, diese Gerät hat uns später bei unseren Forschungsarbeiten sehr gute Dienste geleistet.

Kurz vor Weihnachten hatte ich einen Unfall mit dem Lada. Ich wollte Renates Eltern aus Bitterfeld holen, auf der Hinfahrt kam ich bei Glatteis ins Schleudern und der Wagen kippte seitlich einen kleinen Hang hinab. Ich konnte noch nach Hause fahren, aber es wurde eine ziemlich teure Reparatur, die aber von der Versicherung bezahlt wurde. Den weißen Lada 1600 erhielt ich im April 1978 über Genex aus dem Erbe von Gerda.<sup>40</sup> Für die damaligen Verhältnisse war das der beste, in der DDR offiziell erhältliche Wagen - abgesehen von den insgesamt 10.000 Volkswagen Golf I, die ab Januar 1978 in die DDR geliefert wurden. Aber die waren im offiziellen Handel nicht erhältlich und es lässt sich trefflich streiten, ob der Golf I wirklich besser war als der Lada 1600.

Der hatte - wie der Name sagt - einen Hubraum von 1600 cm<sup>3</sup> und eine Leistung von 75 PS. Der Lada wurde (und wird) als Lizenzprodukt auf der Basis des Fiat 124 bei AwtoWAS in Toljatti in Russland hergestellt. Im Vergleich zu meinem Škoda, den ich vorher hatte, war dieser Wagen wesentlich besser und Renate und ich wurden darum auch sehr beneidet.

Renate wünschte, dass ihre Eltern nach Aue ziehen, so könne sie sich besser um ihre Eltern kümmern. Ihr Vater wurde 85 und ihre Mutter war 82 Jahre alt. Ich versuchte beim Wohnungsamt eine Wohnung zu bekommen, schließlich bot man eine heruntergewirtschaftete 2-Zimmer-Erdgeschosswohnung mit Küche und Außenklo - immerhin WC - an, die wirklich schlimm aussah. Den ganzen Sommer verbrachte ich in meiner knappen Freizeit damit, die Wohnung zu renovieren. Es machte viel Arbeit, die Räume zu tapezieren, alle Fenster zu streichen und vieles mehr. Im Herbst erfolgte dann der Umzug, meine Schwiegereltern hatten ihr kleines Haus in Bitterfeld verkauft. Als wir abfahren wollten, saß Renates Vater mit seinem Stock zwischen den Knien auf einem Schemel im Hof und weigerte sich, ins Auto zu steigen. Der Wagen mit den Möbeln war schon weg und wir wollten mit ihnen mit dem Auto nach Aue fahren. Mir kam in den Sinn, dass es trotz aller Schwierigkeiten und Probleme vielleicht nicht richtig wäre, diese alten Leute aus ihrem gewohnten Umfeld herauszureißen. Später stellte sich dann heraus, dass es wirklich ein Fehler war.

Anlässlich einer Vorsorgeuntersuchung wurden bei Renate in der linken Brust Knötchen festgestellt und eine operativ entnommene Probe bestätigte ihre Bösartigkeit. Am 27. Oktober 1983 erfolgte sofort die Operation, ihr wurden die linke Brust und die Lymphknoten entfernt. Ich besuchte sie nach der Operation am selben Tag, Renate war sehr niedergeschlagen. Sie sollte später nach Karl-Marx-Stadt zur Kobalt-Bestrahlung verlegt werden. Ich sprach mit dem zuständigen Arzt, der mir sagte, dass die Bestrahlung auch ambulant möglich wäre, sie musste dazu jeden Tag in die Klinik kommen. Bis in den Januar 1984 fuhr ich Renate jeden Abend nach Karl-Marx-Stadt in die Klinik und zurück und sie erhielt 28 Bestrahlungen, Renate hätte sonst über vier Wochen dort in der Klinik liegen müssen. In der Nacht zum 21. Februar 1984 starb Renates Vater, er hatte einen gnädigen Tod. Er hatte sich in Aue nie eingelebt und fühlte sich überhaupt nicht wohl. Etwa ab Dezember 1983 hatte er offensichtlich keine Lebenslust mehr und verweigerte ab Anfang Februar die Nahrungsaufnahme. Nach seinem Tod fanden wir Aufzeichnungen von ihm, aus denen hervorging, wie unangenehm er die neue Umgebung fand, er hasste sie förmlich. Renates Mutter war nun allein in der Wohnung, wir halfen ihr so gut wir konnten, doch Renate hatte noch mit ihrer Brustamputation zu kämpfen. Vom 20. Juni bis 17. Juli 1984 fuhr ich wieder zur Kur nach Bad Suderode, ich war dort fast ein Stammgast. Im Anschluss an die Kur fuhren Renate und ich für sieben Tage nach Budapest. Wir wohnten in dem Hotel "Budapest", damals eines der modernsten Hotels der Stadt, es lag am Fuße des Freiheitsberges. Es war eine wunderschöne Zeit und Renate erholte sich recht gut. Als wir nach Hause kamen, erhielt Neidthard kurze Zeit später die Ausreiseerlaubnis zum Verlassen der DDR.

Am 17. August bestieg er den Zug nach Berlin, ich glaube es war gegen 06:00 Uhr. Renate und ich gingen mit ihm zum Bahnhof, um uns von ihm zu verabschieden - es wurde ein trauriger Abschied. Ich wusste noch nicht, welche beruflichen Folgen Neidthards Übersiedlung nach Westberlin für mich haben könnte. Am nächsten Tag wurde ich zum Betriebsdirektor bestellt, der Parteisekretär war bei ihm. Der eröffnete mir, dass Neidthard als Sohn für uns für immer verloren sei und deutete an, dass wir uns von ihm loszusagen hätten. Renate und ich waren uns einig, dass wir das niemals tun würden und ich fand mich damit ab, von meiner Leitungsposition abgesetzt zu werden und künftig als Forschungsmitarbeiter oder in der Produktion zu arbeiten. Am nächsten Tag teilte ich das dem Betriebsdirektor mit und fragte ihn, wer, um Gottes Willen, sich denn um den Sohn kümmern sollte, wenn nicht die eigenen Eltern? Unsere Entscheidung hatte keine beruflichen Folgen, auch zu einem späteren Zeitpunkt nicht.

Am 2. Dezember flog ich für eine Woche dienstlich nach Budapest in die Csepel-Werke, am Donnerstag, den 6. Dezember, erreichte mich am Vormittag ein Anruf - Renate hatte im Betrieb einen Herzinfarkt erlitten und war in das Krankenhaus eingeliefert worden. Glücklicherweise erhielt ich am späten Nachmittag einen Platz in einer Linienmaschine nach Leipzig. Noch vom Flugplatz aus rief ich das Krankenhaus an, man sagte mir, es ginge ihr den Umständen entsprechend. Ich könnte sie heute Abend noch besuchen, wenn ich in Aue ankäme. Sie hing am Tropf, sah sehr blass aus, es ging ihr nicht besonders, aber sie war froh, mich zu sehen. Renate hatte einen Vorderwandinfarkt und blieb bis kurz vor Weihnachten im Krankenhaus.

Im Betrieb wurden Anfang Januar die Anfahrkollektive für den Probebetrieb des Vorhabens "Sonderwerkstoffe" gebildet und dazu gab es Auseinandersetzungen mit der Betriebsleitung. Es ging im Wesentlichen um Verantwortung und Zuständigkeit sowie um die Vollmachten des Leiters und der Mitarbeiter der Kollektive. Für jeden Anlagenabschnitt wurde ein Anfahrkollektiv gebildet. Ein großes Problem war daneben auch, dass keine Materialreserven an Vor- und Fertigproduktion gebildet worden waren. Wenn keine Versorgungsschwierigkeiten eintreten sollten, musste der Probebetrieb absatzfähiges Material erzeugen - das war aber eine hohe Verantwortung für die Anfahrkollektive. Der Probebetrieb lief im 1. Quartal und brachte natürlich an verschiedenen Anlagen Probleme, parallel dazu lief die Standardisierung bei den Werkstoffen für die Mikroelektronik. Das war ein mühsames Verhandeln, weil die Betriebe der Mikroelektronik versuchten, die Qualitätsanforderungen sehr hoch zu setzen, doch auf der anderen Seite gab es noch keine Ergebnisse aus dem Probebetrieb. Schließlich konnte ich in einem persönlichen Gespräch mit dem Generaldirektor des Kombinati Mikroelektronik eine für beide Seiten brauchbare Lösung erreichen. Die Anlagentechnik für die Näpfchen und Maskenträgerstifte wurde ebenfalls aufgestellt. Das Material für die Maskenträgerstifte wurde vom Edelstahlwerk Freital als Vorband geliefert, auch hier waren viele Verhandlungen erforderlich, bis die von uns gewünschte Qualität zugesagt wurde.



**Eins der letzten Fotos mit den Schwiegereltern in Bitterfeld**

Die Mutter von Renate wurde seit dem Tod ihres Mannes zunehmend seltsam und daraus ergaben sich Probleme. Das fing damit an, dass sie ihre Nachbarn als Geldfälscher bezeichnete. Das hatte folgende Ursache: Diese Nachbarn, zwei junge Leute ohne Kinder, borgten sich immer Geld von ihr. Sie zahlten es auch pünktlich zurück, borgten sich aber am nächsten Tag neues Geld und Renates Mutter meinte nun, dass diese Leute ihr gefälschtes Geld zurückgaben. Sie kam im Winter auch mit dem Kachelofen im Wohnzimmer nicht zurecht, also fuhr ich jeden Morgen vor der Arbeit zu ihr, um den Ofen anzuheizen. Dann behauptete sie, die Leute dort könnten sie nicht leiden, sie würden immer tuscheln und sagen, sie solle wieder dorthin zurückgehen, wo sie herkam. Sie war auch der Überzeugung, sie würde von ihren Nachbarn in der Wohnung bestohlen, sie hatte nämlich die Angewohnheit, ihre "Wertsachen" zu verstecken, fand sie dann aber nicht wieder - ich habe mich in dieser Zeit zum perfekten "Hausdurchsuchungsspezialisten" entwickelt, um das vermeintliche "Diebesgut" - meist recht schnell - wiederzufinden. Renate und ich waren uns einig, dass ihre Mutter nicht noch einen Winter allein in dieser Wohnung verbringen könnte und wir brachten sie in einem Seniorenstift in unserer Nähe unter, denn der Gesundheitszustand Renates erlaubte es nicht, sie zu uns zu nehmen - Renate hätte das kräftemäßig nicht leisten können.

Im Betrieb lief die Produktion von Sonderwerkstoffen ausschließlich über die neue Anlagentechnik, die Ergebnisse waren - abgesehen von kleineren Problemen - positiv. Hervorragend waren die Ergebnisse der Kaltplattierung bei Thermo-Bimetall und buntmetallplattierten Stahlbändern. Aber zunehmend traten Reklamationen auf, wobei ich nicht nur vermutete, sondern es offensichtlich der Fall war, dass die Kunden versuchten, ihre eigenen Probleme auf unserer neuen Technologien der Herstellung und die neue Anlagentechnik zurückzuführen beziehungsweise abzuwälzen. Das führte zu vielen Vertragsgerichtsverhandlungen und Untersuchungen bei den Anwendern. Ich kann mich nicht erinnern, dass uns dabei jemals bei einer Vertragsgerichtsverhandlung die Schuld zugewiesen wurde, es ging meist um mehrere Millionen Mark Vertragsstrafe, die der Betrieb nach Meinung der Kunden bezahlen sollte. Gemeinsam mit Technologen erarbeiteten wir für den Anlagenlieferanten eine sogenannte "Grundsatztechnologie" für Werkstoffe mit bestimmten Wärmeausdehnungskoeffizienten und Trägerwerkstoffe für die Mikroelektronik auf der Basis von Eisen-Nickel-Legierungen, für weichmagnetische Werkstoffe und für Thermo-Bimetall-Komponenten. Es wurde ein umfangreiches Werk mit zwanzig Textseiten, dreißig Tabellen, sieben graphischen Darstellungen des Materialdurchlaufes sowie drei Materialfluss-Schemata. Für die Produktion von Farbbildröhren begannen die Material- und Teilelieferungen. Auch hier gab es zu Beginn eine Reihe von Problemen mit dem Kunden zu klären. Wir planten 1985 im Rahmen eines Forschungs-Staatsplanthemas, eine Versuchsanlage zur Herstellung amorpher Bänder aufzubauen und die Versuchsproduktion bis fünf-undzwanzig Kilogramm Chargengewicht aufzunehmen und wir nahmen die Konstruktion der Gesamtanlage und der Bauteile in Zusammenarbeit mit dem Zentralinstitut für Festkörperphysik und Werkstoff-Forschung Dresden in Angriff.



**Treffen in Prag Sommer 1987 - links Wolfhard, rechts Neidthard**



**Treffen in Prag Sommer 1987 - Renate im Gespräch mit Neidthard**

Das Jahr 1986 begann für mich wieder mit Reklamationsverhandlungen. Mertik Quedlinburg machte uns für Ausfälle an fertigen Temperaturwächtern für Kühlschränke und für Werkzeugschäden beim Stanzen und Prägen der Teile verantwortlich - ich fuhr mindestens zweimal im Monat nach Quedlinburg. Das Röntgenröhrenwerk Rudolstadt versuchte ebenfalls, uns für Ausfälle in der Produktion von Röntgenröhren zur Verantwortung zu ziehen, auch diesen Betrieb besuchte ich mehrmals. Gemeinsam mit einem Technologen unseres Betriebes kontrollierte ich zwei Tage lang den gesamten, technologischen Durchlauf in diesem Betrieb.

Der Betrieb Mikroelektronik Zehdenick hatte Probleme bei der ätztechnischen Herstellung von Trägerstreifen für elektronische Bauelemente, auch in diesem Betrieb sahen wir uns den technologischen Ablauf an. Ein neues Problem trat mit dem Hersteller von Stereotonköpfen für Radiorecorder auf - die Standzeit dieser Köpfe war wegen zu hohem Verschleiß ungenügend und wir untersuchten Köpfe aus Japan mit höherer Standzeit. Mit dem innerhalb der Investition für die Farbbildröhre angeschafften, Elektronenstrahlmikroskop konnten wir Materialzusammensetzungen bis zu einer Fläche von einem tausendstel Quadratmillimeter bestimmen. Wir stellten fest, dass in dem Material der untersuchten Tonköpfe, einer Nickel-Eisen-Legierung mit 79 % Nickel und 5 % Molybdän, zusätzlich noch geringe Mengen Titan enthalten waren. Also stellten wir diesen Werkstoff her, um das Problem zu beheben. Ab Mitte des Jahres begannen wir mit dem Aufbau der Anlage zur Herstellung amorpher Bänder.

Am Freitag, den 22. Mai 1987, vollendete ich mein 60. Lebensjahr und wir hatten uns vorgenommen, es war Renates Idee, diesen Geburtstag mit Angehörigen und Arbeitskollegen gemeinsam zu feiern. Wir reservierten die Gaststätte "Hohes Rad" ab 15:00 Uhr und machten mit unseren Arbeitskollegen eine Wanderung vom Bahnhof Grünstädtel zum Hohen Rad bei Crandorf. Wir hatten zunächst ein gemeinsames Kaffeetrinken und später dann Abendbrot vorgesehen, zwischendurch gestalteten die Arbeitskollegen ein kleines Programm mit Gesang und kleinen Sketchen. Für den Herbst hatte Renate über das Reisebüro eine Schiffsreise auf der Donau von Bratislava nach Budapest gebucht. Wir wurden mit dem Bus nach Bratislava gebracht, hatten dort ein Programm und am späten Nachmittag bestiegen wir das Schiff. Es war ein modernes, in Österreich gebautes Schiff, das unter russischer Flagge fuhr, auch die Besatzung bestand aus Russen. Wir waren getrennt in Dreibettkabinen untergebracht. Jedoch war die Reise insgesamt sehr schön. Als wir uns zum Abendbrot an den Tisch setzten, saßen wir mit einem anderen Ehepaar zusammen und wir stellten wir uns als das Ehepaar Kupfer vor, worauf sich unsere Tischnachbarn als das Ehepaar Nickel bekannt machte. Wir haben uns noch oft mit dem Paar an der Bar des Schiffes unterhalten. Hauptgesprächsthema waren natürlich Gorbatschow und seine neue politische Linie. Im Betrieb wurde die Anlage für amorphe Bänder fertiggestellt und wir begannen mit dem Probetrieb und den Forschungsarbeiten.<sup>41</sup> Mit dieser Anlage war es möglich Bänder der Dicke 0,02 bis 0,03 Millimeter zu gießen.

Die Schmelze wurde über eine Düse auf eine gekühlte, schnell rotierende Walze aus einer Kupferlegierung gedrückt. Dabei kühlte das Material mit einer Abkühlungsgeschwindigkeit von etwa einer Million Kelvin je Sekunde ab. Das führte dazu, dass keine Kristallbildung entstand, das Material erstarrte amorph. Es handelte sich um Eisen-Silizium- oder Kobalt-Silizium-Legierungen mit einem Zusatz von Bor als sogenannter Glasbildner. Als Schwerpunktthemen der Forschung wurden Trägerstreifen für die Ätztechnik und Kupferlegierungen für Leistungsschaltkreise bearbeitet. Die Qualitätsprobleme mit den Betrieben Mertik Quedlinburg, Röntgenröhrenwerk Rudolstadt und Mikroelektronik Zehdenik beschäftigten mich weiterhin stark. 1987 wurde die Produktion der Erzeugnisse "Wickelkern komplett" völlig eingestellt, sie war bereits 1986 vermindert worden. Offensichtlich hatte dies mit den Friedensbemühungen Gorbatschows zu tun. In einem Verfahren beim zentralen Vertragsgericht konnten wir Forderungen für begonnene Produktion und Vormaterial in Höhe von 400.000 Mark durchsetzen.

Am 26. Februar 1988 starb Elsbeth Eichmann, Renates Mutter. Ich bin gegen 18:00 Uhr noch einmal zu ihr gefahren, sie war schon nicht mehr richtig ansprechbar. Gegen 21:00 Uhr rief uns dann das Seniorenheim an und teilte uns mit, dass sie gestorben wäre. Wir fuhren sofort hin, konnten sie aber nicht mehr sehen, weil sie bereits in die Leichenhalle gebracht worden war. Renates Mutter litt seit einiger Zeit an Altersverwirrtheit, sie sprach mich oft mit "Kurt", dem Namen ihres Schwagers, an. In den letzten Wochen lag sie nur noch im Bett, oft schlief sie, wenn wir kamen. Renate und ich sind jeden Tag zu ihr gefahren, um sie eine Stunde zu besuchen. Ab Oktober hatte sich Renates Gesundheitszustand so verschlechtert, dass sie nicht mehr arbeiten konnte, seit sie invalid war, arbeitete sie ohnehin nur noch drei Stunden am Tag. Oft fuhr ich sie dann, wenn ihre Arbeit zu Ende war und das Wetter es erlaubte, in den Garten und holte sie am Abend, wenn ich Feierabend hatte, von dort wieder ab.

Renate hatte Ende des Jahres fast immer einen trockenen Husten, ich glaube, dass durch die insgesamt 56 Kobalt-Bestrahlungen der Brust die Lunge geschädigt war. Im Betrieb spielten weiterhin die Qualitätsprobleme, insbesondere mit dem Betrieb Mertik Quedlinburg, eine große Rolle, wobei der Betrieb stets behauptete, das von der westdeutschen Firma Vacuumschmelze GmbH in Hanau hergestellte und importierte Material gleicher Zusammensetzung in ihrem Betrieb keine Qualitätsprobleme brächte. Wir entschlossen uns in Absprache mit unserem Außenhandel zu einem kleinen Trick, importierten von der Vacuumschmelze GmbH selbst zweihundert Kilogramm Band gleicher Abmessung mit gleichen Festigkeitseigenschaften, versahen einige der Bunde mit laufenden Chargennummern unseres Betriebes und lieferten es so an die Firma Mertik Quedlinburg. Die von uns erwartete Reaktion trat tatsächlich ein, das Material wurde ebenfalls reklamiert und sogar als schlechteste Lieferung der letzten Zeit bezeichnet. Als ich dann dem zuständigen Leiter der Qualitätskontrolle mitteilte, dass es sich um von der Vacuumschmelze GmbH importiertes Material handelt, wurde er sehr böse, er hat mir diesen kleinen, aber überaus erfolgreichen Schachzug nie verziehen.

Doch fortan hatten wir mit diesem Betrieb kaum noch Probleme. Ich führte dann anlässlich der Leipziger Messe 1989 die Reklamationsverhandlungen mit einem Vertreter der Vakuumschmelze Hanau bezüglich der Mängel in ihrerseits gelieferten Chargen, die ohne weiteres anerkannt wurden. Das Forschungsthema "Amorphe Bänder" brachte Erfolge. Die Versuchsanlage funktionierte gut, nachdem das Problem mit den Gießdüsen geklärt war. Der Gießvorgang wurde mit einer Videokamera aufgenommen und am Bildschirm beobachtet, denn das Band schoss mit hoher Geschwindigkeit in den Raum.

Am Sonntag, den 19. Februar 1989 um 07:30 Uhr verstarb Renate. Sie war gegen 6:30 Uhr aufgestanden, hatte sich im Bad gewaschen und in der Küche ein kleines Frühstück zu sich genommen. Als ich in die Küche kam sagte sie zu mir, dass sie sich wieder ins Bett legen müsste, weil es ihr nicht gut ginge. Sie wollte vorher noch die Waschmaschine fertig machen, doch im Korridor vor dem Bad brach sie plötzlich zusammen. Wolfhard war an diesem Tag bei uns, er und ich trugen Renate ins Schlafzimmer und legten sie auf ihr Bett. Sie war nicht ansprechbar, wir riefen sofort den Notdienst, aber Renate war bereits tot. Später erfuhr ich dann, dass sie an einer Lungenembolie gestorben war. Sie war bereits am Tag vorher am Morgen im Schlafzimmer vor dem Bett bewusstlos zusammengebrochen als sie vom Bad zurückkam. Ich schlug ihr vor, einen Arzt zu rufen, aber das lehnte sie energisch ab. Nun machte ich mir natürlich Vorwürfe, dass ich mich nicht durchgesetzt hatte, deshalb sprach ich darüber mit ihrem Arzt. Aber er sagte mir, dass er nichts hätte machen können, selbst wenn es im Krankenhaus passiert wäre. Er sagte mir auch, dass die Obduktion ergeben hätte, dass keinerlei Anzeichen von Krebs mehr vorhanden waren.

Ich war mehr als 34 Jahre mit Renate verheiratet. Wir hatten die Freuden, aber auch den Ärger und die Leiden, die das Leben mit sich brachte, miteinander geteilt. Sie hatte immer für meine Eigenheiten Verständnis und unterstützte mich bei meinem Studium sehr, ihr verdanke ich letztlich, dass ich meine Studien ohne Schwierigkeiten abschließen konnte. Wie sollte es weitergehen? Ich konnte nicht allein zu Hause bleiben, also ging ich schnell wieder zur Arbeit. Viel zu arbeiten, ständig den Kopf voller Probleme zu haben, war für mich die beste Lösung. Sobald ich allein war, kamen die Gedanken. Sie kreisten um Renate, ihren Tod und darum, wie es ohne sie weitergehen würde. Wie ich den Tod von Renate und die Zeit danach überstand, kann ich heute nicht mehr beschreiben. Am Anfang begriff ich es wohl noch nicht richtig, vielleicht verdrängte ich es auch. Am Tage war ich immer mit meiner Arbeit beschäftigt, so dass ich darüber gar nicht nachdenken konnte. Juliane war in dieser Zeit sehr viel bei mir, das hat mir sehr geholfen. Aber trotzdem verging kein Abend beim Einschlafen und am Morgen beim Erwachen, ohne an meine verstorbene Frau zu denken. Renate sagte einmal zu mir, dass ich, wenn sie gestorben wäre, binnen einer Woche eine neue Frau gefunden hätte. Renates Todestag jährt sich bald zum 20. Mal und ich habe keine andere Frau, ich hatte auch noch nicht das Bedürfnis, mit einer anderen Frau für den Rest meines Lebens zusammen zu sein.

Und noch immer, nach 19 Jahren, muss ich insbesondere vor dem Einschlafen und beim Erwachen sehr oft an Renate denken. Ich hätte nicht geglaubt, dass ich so lange nicht vergessen könnte, das Bewusstsein, nun auf mich allein gestellt zu sein, kam erst Wochen nach Renates Tod. Dass ich nie wieder ihre Stimme hören, nie mehr ihr Gesicht sehen sollte, wurde mir dann erst später richtig klar.

Vom 7. bis 14. Oktober 1989 flog ich mit zwei Mitarbeitern aus der Forschungsabteilung nach Ungarn, um an einer Fachtagung für Sonderwerkstoffe am Balaton teilzunehmen. Sie fand in einer Ferienanlage der ungarischen Regierung statt und wir wohnten in einem Ferienhaus mit zwei Schlafzimmern, Wohnzimmer, Küche und Bad. Es nahmen sehr viele Fachleute aus der Bundesrepublik teil. Von meinen Mitarbeitern wurden Vorträge über Planheitsmessung an Bändern sowie Herstellung und Eigenschaften von amorphen Bändern gehalten. Wir flogen am Sonntag, den 15. Oktober, am Vormittag zurück nach Dresden, am Samstag waren wir vom Balaton schon nach Budapest zurückgekehrt. Ich sah dort an einem Zeitungsstand die westdeutsche "Bild"-Zeitung mit der Schlagzeile: *"Nächsten Mittwoch nimmt Erich Honecker seinen Hut."* Als ich in das Hotel zurückkam, erzählte ich es meinen Arbeitskollegen, doch wir konnten das nicht glauben und lachten darüber. Aber wie sich bald herausstellte, war es ernst. Anfang August suchten in den Botschaften der Bundesrepublik in Prag, Budapest und Warschau sowie in der bundesdeutschen Ständigen Vertretung in Ost-Berlin DDR-Bürger Zuflucht, um in die BRD zu gelangen. In Berlin hatten 130 Ausreisewillige Zuflucht gesucht. Wesentlich mehr waren es in den Botschaften in Prag, Warschau und Budapest.

Die Ständige Vertretung in Ost-Berlin wurde schließlich von der BRD geschlossen. Erst einen Monat später räumten die letzten DDR-Bürger freiwillig die Vertretung in Berlin. Im September gründeten dreißig DDR-Regimekritiker in Grünheide bei Berlin das "Neue Forum". Am 19. September wurde die Zulassung des "Neue Forums" als politische Partei vom Innenministerium der DDR abgelehnt, jedoch erkannte die SED im Oktober das "Neue Forum" als Gesprächspartner an.

In der bundesdeutschen Botschaft in Prag befanden sich etwa 6.000 ausreisewillige DDR-Bürger. Am 27. September traf der Außenminister der Bundesrepublik, Hans-Dietrich Genscher, mit Vertretern der DDR und der ČSSR eine Vereinbarung zur einmaligen Ausreise dieser DDR-Bürger. Sie durften in versiegelten Sonderzügen über die DDR in die Bundesrepublik reisen, auf DDR-Territorium erhielten die Flüchtlinge Urkunden über die Entlassung aus der Staatsbürgerschaft der DDR. Wenige Tage später suchten wieder Tausende DDR-Bürger in der bundesdeutschen Botschaft in Prag Zuflucht. Am 3. Oktober willigte die DDR-Führung abermals ein, die "einmalige" Regelung erneut anzuwenden, gleichzeitig wurde am 3. Oktober der visafreie Verkehr zwischen der DDR und der ČSSR durch die DDR-Führung eingestellt. Am Dresdener Hauptbahnhof kam es zu schweren Unruhen, als etwa 3.000 Menschen versuchten, Zugang zu den passierenden Flüchtlingszügen zu bekommen.

Auch an der Grenze zwischen Ungarn und Österreich hatten sich viele DDR-Flüchtlinge - teilweise mit ihren Autos - angesammelt. Die Grenze wurde von Ungarn ebenfalls geöffnet. Als wir am 7. Oktober in Budapest ankamen, fragten uns Taxifahrer, ob wir zur österreichischen Grenze wollten. Trotz aller Verfallserscheinungen feierte die Führung der DDR das vierzigjährige Bestehen der Republik. In seiner Festansprache bezeichnete Honecker die DDR als "Bollwerk gegen den Imperialismus" und als "Wellenbrecher" der sozialistischen Länder. Abseits der Feierlichkeiten forderte Gorbatschow vergeblich Reformen von der DDR-Führung. Seine Worte *"Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben"* gingen um die Welt und wurden zum Schlagwort. Während der Feierlichkeiten bildeten sich in einigen Städten deutlich vernehmbare Gegendemonstrationen, am 9. Oktober gingen nach dem Montagsgebet in der Nikolaikirche in Leipzig 75.000 Menschen auf die Straße. Erstmals erklang auf der Demo der Slogan "Wir sind das Volk". Die Stimmung war sehr aufgeheizt, weil man nach dem brutalen Vorgehen der Sicherheitskräfte mit gewaltsamen Reaktionen der Staatsmacht rechnete. Ich sorgte mich um Wolfhard, er war als Lehrer in Leipzig tätig und wohnte dort und ich war mir ziemlich sicher, dass er an den Demonstrationen teilnehmen würde.

Die Politbüro-Sitzung der SED beschloss am 17. Oktober 1989 die Ablösung Honeckers und die Wahl von Egon Krenz zum Generalsekretär. Nach achtzehnjähriger Herrschaft über den Staat und den Parteiapparat trat Honecker von all seinen Ämtern zurück, seine politische Uhr war abgelaufen. Die Montags-Demonstration in Leipzig hatte sich am Vortag erneut ausgeweitet, es waren 100.000 bis 120.000 Menschen erschienen. Anfang November wurde der Alexanderplatz in Berlin Schauplatz der größten, nichtstaatlichen Demonstration. Etwa eine Million Menschen forderten Reformen, freie Wahlen, Rechtsstaatlichkeit, Reisefreiheit und Abschaffung des Machtmonopols der SED.

Am 7. November trat das gesamte Kabinett von Willi Stoph zurück. Am 8. November wurde ein neues Politbüro unter Krenz gebildet. Am 9. November um 18:57 Uhr teilte Schabowski, von einer Sitzung des Zentralkomitees der SED kommend, auf einer im Fernsehen übertragenen Pressekonferenz wie beiläufig mit, dass eine neue Reiseregelung beschlossen wurde. Auf Nachfragen kramte er einen Zettel hervor und verlas den Ministerratsbeschluss. *"Privatreisen nach dem Ausland können ohne Voraussetzungen beantragt werden... Die zuständigen Volkspolizeikreisämter der DDR sind angewiesen, Visa zur ständigen Ausreise unverzüglich zu erteilen. Ständige Ausreisen können über alle Grenzübergangsstellen zur BRD beziehungsweise zu Westberlin erfolgen."* Auf die Frage eines Journalisten, ab wann diese Regelung gilt sagte er: *"Ich denke sofort, ja, ab sofort."* Noch in der Nacht stürmten die Menschen die Grenzübergangsstellen, um in den "Westen" zu fahren. Am nächsten Tag standen vor den Volkspolizeikreisämtern Menschengeschlangen, die alle Reisepässe beantragten. Diese Pässe enthielten ein Dauervisum für alle Länder - unbeabsichtigt hatte die DDR-Führung den Fall der Mauer ausgelöst.

Am 13. November 1989 wurde der Ministerrat endgültig abberufen. Trotz Öffnung der Grenzen ebten die Demonstrationen nicht ab.

Anfang Dezember, zwei Tage nach der Streichung des Machtmonopols der SED aus der Verfassung der DDR, trat das Zentralkomitee sowie das gesamte SED-Politbüro mit Krenz an der Spitze zurück. Die Geschäfte der Partei leitete bis zum Sonderparteitag übergangsweise ein Arbeitsausschuss, dem Gregor Gysi und Markus Wolf angehörten. Der "Runde Tisch" erreichte ab 7. Dezember die Mitwirkung der Opposition an den Entscheidungen der neuen Regierung. Als Ergebnis der ersten Sitzungsperiode verständigte man sich darauf, baldmöglichst eine neue Verfassung auszuarbeiten, das Amt für Nationale Sicherheit, wie das ehemalige MfS übergangsweise hieß, mit sofortiger Wirkung aufzulösen und freie Wahlen abzuhalten. Als Termin für die Wahlen wurde der 6. Mai 1990 ins Auge gefasst.

Am 8. Dezember fand der außerordentliche Parteitag der SED statt. Politbüro und Zentralkomitee wurden abgeschafft und durch einen Vorstand ersetzt. Als Vorsitzender wurde Gregor Gysi gewählt, seine Vertreter waren Hans Modrow und Wolfgang Berghofer und es wurde beschlossen, dem Parteinamen SED künftig die Kürzel "PDS" für "Partei des Demokratischen Sozialismus" anzuhängen. Im Dezember wurde die Regierung unter Hans Modrow gebildet, in seiner Regierungserklärung kündigte Modrow an, die Wirtschaft aus der Krise zu führen und ihr Stabilität zu verleihen, Reformen des politischen Systems einzuleiten und die Rechtsstaatlichkeit zu stärken. Eine Wiedervereinigung lehnte er klar ab. Bundeskanzler Helmut Kohl traf sich in Dresden mit dem neuen Vorsitzenden des Ministerrates der DDR, Hans Modrow. Es wurde unter anderem die Öffnung des Brandenburger Tors für Fußgänger ab 22. Dezember und ein neuer Umtauschkurs West zu Ost von 1:3 vereinbart. Kohl hielt eine kurze Ansprache an Tausende von Demonstranten und erklärte die Wiedervereinigung zu seinem politischen Ziel. Die Massen riefen immer wieder *"Deutschland einig Vaterland"*. Mit der Vorlage seines Zehn-Punkte-Planes zur deutschen Einheit überraschte Helmut Kohl den Bundestag, die Öffentlichkeit und das Ausland. Der Plan sah erste Maßnahmen nach der Verfassungsänderung der DDR vor. Nach Abhaltung freier Wahlen sollte ein Staatenbund geschaffen werden, mit dem Ziel einer deutschen Förderung. Als Ziel verfolgte Kohl eindeutig "die Wiedererlangung der staatlichen Einheit Deutschlands", eingebettet in den "gesamteuropäischen Prozess".

Bei den Montagsdemonstrationen, die sich nach und nach auf weitere Städte ausweiteten, wurde die Parole "Wir sind das Volk" mehr und mehr übertönt durch den Ruf nach der Wiedervereinigung. Im Februar führte der Rücktritt dreier CDU-Minister aus dem Kabinett Modrow zu einer Regierungskrise. Am 5. Februar wurden acht Minister aus den Reihen der Oppositionsparteien in die sogenannte "Regierung der nationalen Verantwortung" durch die Volkskammer bestätigt. Es wurde beschlossen, die Wahlen auf den 18. März vorzuziehen. Das Wahlergebnis überraschte, ein Bündnis aus der Deutschen Sozialen Union (DSU), der DDR-CDU und dem Demokratischen Aufbruch (DA) erzielten 47,8 % der Stimmen. Die PDS erreichte nur 21,8 %. Neuer Ministerpräsident wurde der CDU-Vorsitzende Lothar de Maiziere. Am 18. Mai 1990 wurde der Vertrag über die Schaffung einer Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion zwischen der BRD und der DDR abgeschlossen.

Das führte zur Währungsumstellung auf DM ab 1. Juli, damit hatten nun alle die von den Meisten ersehnte D-Mark. Im Mai begannen die "Zwei-plus-Vier-Gespräche" zur Wiedervereinigung, die schließlich im September zu einer einvernehmlichen Lösung führten.

Im Mai besuchten wir, der Betriebsdirektor, ein Direktor und ich, mehrere Betriebe in der Bundesrepublik, unter anderen die Stolberger Metallwerke und Kabel-Metall in Osnabrück. Interessant für mich war, dass diese relativ großen Betriebe über wesentlich weniger Anlagen und Geräte für die Qualitätsprüfung verfügten. Wir erhielten seit einiger Zeit regelmäßig Besuche von Mitarbeitern der Firmen in der BRD, deren Produktionsprofil etwa dem unseres Betriebes entsprach, so zum Beispiel von der Vacuumschmelze Hanau, den Metallwerken Stolberg, der Deutschen Nickel, dem französischen Halbzeughersteller Imphy Alloys S.A. und anderen. Sie sahen sich unseren Betrieb an und sprachen mit uns über Produktionsprofil, Qualitätsprüfung und Wirtschaftlichkeit, auch sogenannte "Berater" erschienen bei uns im Betrieb, das waren ehemalige Wirtschaftsfachleute, die bereits im Ruhestand waren. Ihre Besuche brachten keine Ergebnisse und die Gespräche mit ihnen keinerlei Vorschläge. Ich erinnere mich an einen dieser Fachmänner, mit dem ich mehrmals stundenlange Gespräche führen musste. Er stellte Fragen zur Produktion, Technologie, Qualitätssicherung sowie zu Forschung und Entwicklung in unserem Betrieb. Am Ende sagte er mir ratlos, dass er nicht wüsste, was wir ändern, geschweige denn verbessern sollten. Unsere Forschungskonzeption, in der DDR als "Forschungs-Nomenklatur" bezeichnet, war sehr gut, es gab drei verschiedene Forschungsarten:

1. Die **Grundlagenforschung**, Kurzbezeichnung G, mit vier Stufen von G1 bis G4, wurde fast ausschließlich in den Instituten durchgeführt. Damit sollten Neuentwicklungen erforscht werden. In den einzelnen Stufen gab es Verteidigungen, in deren Ergebnis über die weitere Bearbeitung entschieden wurde. Bei der Verteidigung der G4 wurde entschieden, ob und wo Anschlussarbeiten durchgeführt werden. Je nach Ergebnis konnten Entwicklungsarbeiten in der A- oder G-Forschung weitergeführt werden.

2. Die **angewandte Forschung**, Kurzbezeichnung A, ebenfalls mit den Stufen von A1 bis A4. Mit diesen Arbeiten sollte untersucht werden, ob aus einem Ergebnis der Grundlagenforschung eine Nutzung in der Produktion möglich ist und ob eine Verfahrensentwicklung eingeleitet werden sollte. Es wurde in den Verteidigungsstufen jeweils über die weitere Bearbeitung entschieden.

3. Die **Verfahrensentwicklung**, Kurzbezeichnung V, sie umfasste zehn Stufen, die von V1 bis V5 im kleintechnischen Versuch und von V6 bis V10 im großtechnischen Versuch reichten. Die Verteidigungsstufen waren hier V2, V5, V7 und V10. Je nach Ergebnis und Größe der zu erwartenden Produktion wurde an die V5 die Überleitung in die kleintechnische Serienproduktion - V5Ü - beziehungsweise die Überleitung in die großtechnische Serienproduktion - V10Ü - angeschlossen.

Bei der großtechnischen Nutzung wurde nach der V10Ü meist mit der V11 mit einer Laufzeit von ein bis zwei Jahren noch die Sicherung der Produktion durch die Entwickler der Forschung angeschlossen. Bei der Verteidigung der Stufen V2 und V7 mussten potentielle Anwender des Erzeugnisse und damit der Bedarf nachgewiesen werden. Ab diesem Zeitpunkt sollten die Anwender einbezogen werden und es wurde entschieden, wie die Standardisierung parallel zu den Forschungsarbeiten zu bearbeiten ist. Für die Standardisierung gab es die Stufen St1 bis St4.

Die Dringlichkeit und Bedeutung der Forschungsarbeiten war daran zu erkennen, ob dieses Thema in der Verantwortung des Betriebes oder der des Ministeriums lag, traf letzteres zu, so wurden sie als "Staatsplanthema" bezeichnet und vom Ministerium für Wissenschaft und Technik sowie dem zuständigen Wirtschaftsministerium kontrolliert. Rein theoretisch war also die Planung und der Ablauf der Forschungsarbeiten eindeutig geregelt und es hätte nichts daneben gehen können. Trotzdem gab es immer wieder Probleme und die Ergebnisse und Effektivität waren nicht optimal. Das hatte neben den Problemen in der Beschaffung von erforderlichem und geeignetem Vormaterial eine Reihe anderer Gründe:

1. Die betrieblichen Forschungsthemen wurden ausschließlich vom Betrieb geplant, das führte oft zur einseitigen Vertretung betrieblicher Interessen. Dazu kam, dass in der DDR bis zuletzt eine Mangelversorgung bestand, also der Betrieb keine Notwendigkeit zur Entwicklung neuer Erzeugnisse sah, da er produktionsmäßig ausgelastet war. Weiterhin gab es in der DDR eine Produktionsbereinigung, normalerweise gab es also keinen Konkurrenzprodukt innerhalb der DDR. Die Betriebe waren also auch aus diesem Grund nicht gezwungen, bestehende Erzeugnisse weiterzuentwickeln und zu verbessern.

2. Es war sehr schwer, für ein neues oder weiterentwickeltes Erzeugnis die in der Produktion erforderlichen, anlagentechnischen Voraussetzungen kurzfristig zu erfüllen. Dazu kam, dass die Produktionsabteilungen die Verantwortung für ein neues Erzeugnis nicht übernehmen wollten, sie bezeichneten - meist im Nachhinein - die Forschungsarbeiten als ungenügend. Die Einbeziehung der zuständigen Produktionsabteilungen in die Forschungsarbeiten zu einem frühen Zeitpunkt gelang, zumindest in unserem Betrieb, oft nicht. So mussten Anschlussarbeiten geplant werden und für die Mängel in der bereits angelaufenen Produktion wurde die Forschung verantwortlich gemacht.

Das traf insbesondere für hochwertige Erzeugnisse mit sehr hohen Qualitätsanforderungen zu. Man erfand die sogenannte "F.u.E.-Produktion", die aber wurde in den Produktionsabteilungen hintangestellt, also zuletzt und meist nicht termingerecht bearbeitet. Diese Schwierigkeiten wurden dann als Beweis der Unzulänglichkeit der Forschungsergebnisse herangezogen.

3. Die Anwender forderten fast ausschließlich die Entwicklung von Werkstoffen, die bereits vor allem im westlichen Ausland bekannt waren und erzeugt wurden, das wurde durch die Lizenzproduktion hervorgerufen, Beispiele dafür waren die Lizenz für die Herstellung von Farbbildröhren und Radiorecordern. Von den Anwendern wurden den gleichwertigen Werkstoffen, die im westlichen Ausland erzeugt wurden, besondere Qualitätsmerkmale angedichtet beziehungsweise es wurden gesonderte Qualitätsvereinbarungen behauptet, Beispiel Mertik Quedlinburg. Das bedeutete, dass der Bedarf in der Entwicklungsphase wurde von den Anwendern völlig überzogen dargestellt wurde.

4. Von den Instituten und den Ministerien wurden Entwicklungsaufgaben als Staatsplanthemen festgelegt, für die im Betrieb keine anlagentechnischen Voraussetzungen bestanden beziehungsweise deren Anwendungsmöglichkeiten völlig überzogen waren. Beispiele dafür waren Supraleiter, Mikrodrähte und amorphe Bänder in unserem Betrieb.

5. Obgleich die sogenannte "Forschungsnomenklatur" bei bestimmten Bearbeitungsstufen Entscheidungen zur weiteren Bearbeitung vorsah, gab es bei Staatsplanthemen in der Praxis keine Möglichkeit, ein Thema abubrechen. Ein eigentlich vernünftiger Abbruch bedeutete eine Nichterfüllung des Planes - mit sehr ernsthaften Konsequenzen für den zuständigen und die übergeordneten staatlichen Leiter. Auch bei Forschungsthemen in der Verantwortung des Betriebes war dies nur sehr schwer möglich.

6. Eine materielle Stimulierung gab es für die Bearbeiter von Forschungsthemen, zum Beispiel bei besonders gutem oder schnellem Erfolg, nicht. Eine Patentanmeldung wurde zwar gefordert, war aber bei "Nachentwicklungen" nicht möglich.

Im Juni hatte ich die Möglichkeit, mit zwei meiner Mitarbeiter an der Metallkunde-Tagung in Osnabrück teilzunehmen und wir konnten den Betrieb Kabel-Metall in Osnabrück erneut besuchen. Ab etwa April/Mai begann im Halbzeugwerk Auerhammer eine Umorganisation. Sie erfolgte unter Anleitung der sogenannten "Treuhandgesellschaft", die zwischen BRD und DDR gegründet wurde, um die volkseigenen beziehungsweise staatlichen Betriebe zu privatisieren. Zuerst wurden die Abteilungen der Hilfsbetriebe wie Schlosserei, Klempnerei, Bauabteilung und Fuhrpark ausgegliedert, sie sollten sich selbstständig machen. Dann wurde begonnen, die Belegschaft zu reduzieren, insbesondere im Verwaltungsbereich. Man versuchte, die Älteren ab 55 Jahre in den Vorruhestand zu verabschieden, die Jüngeren wurden zu Umschulungslehrgängen geschickt, das gab natürlich unangenehme Diskussionen mit den betroffenen Betriebsangehörigen. Die Forschungsstelle wurde aufgelöst und ein Teil der Mitarbeiter wurden zum Vertrieb versetzt, sie sollten Anwenderbetriebe aufsuchen, um Aufträge zu akquirieren. Ein anderer Teil beschäftigte sich mit der Ausarbeitung von Technologien für neue Werkstoff-Forderungen, überraschend war, dass jetzt plötzlich die Produktionsabteilungen bereit waren, völlig neue Werkstoffe mit Risiko

herzustellen. Unter den Mitarbeitern meines Bereiches gab es in der Zeit viele Diskussionen über das, was wir in der Zukunft zu erwarten hätten. Diese Erwartungen gingen von völlig übertriebenem Optimismus bis zum Schwarzsehen. Als ich einmal in einem Gespräch versuchte darzustellen, wie die Belegschaft sich entwickeln könnte, wurde das von einigen als pessimistisch bezeichnet. Dabei hatte ich nur vorgerechnet, dass in dem Fall, dass wir die volle Produktion von 400 Millionen Mark, also etwa 100 Millionen DM, mit maximal 300 bis 400 von vorher 1780 Belegschaftsmitglieder haben könnten, um eine annehmbare Arbeitsproduktivität von etwa 250.000 DM zu erreichen.

Ab Mitte Juli wurden in der Buntmetallgießerei unter Aufsicht von Polizei und Staatsbank die Neusilbermünzen der DDR, das waren die Fünf- und Zehn-Mark-Stücke, in großen Mengen eingeschmolzen. Ich fühlte mich ab Mitte des Jahres nicht mehr wohl bei meiner Arbeit, ich beschäftigte mich im Wesentlichen damit, nicht notwendige Unterlagen zu vernichten und Forschungs- und Laborberichte zu ordnen. Vom 2. September bis zum 28. September war ich wieder zur Kur in Bad Suderode, das war für mich eine erholsame Abwechslung. Ich fand schnell Freunde, mit denen ich wandern konnte und wir unternahmen Ausflüge in die BRD nach Goslar und Bad Harzburg. Als ich wieder im Betrieb zurück war, wurde mir die Arbeit nahezu unerträglich, obgleich oder gerade weil ich so gut wie nichts zu tun hatte. Jeden Morgen, wenn sich um 06:00 Uhr der Wecker meldete, waren mir das Aufstehen und die Fahrt in den Betrieb zuwider. Schließlich entschied ich mich, mit Beginn des neuen Jahres mein Berufsleben zu beenden und in den Vorruhestand zu gehen. Ende November vereinbarte ich das mit dem Betriebsdirektor, er stimmte zu, dass ich ab sofort zu Hause blieb, falls ich gebraucht würde, könnte man mich anrufen. Ab 1. Januar 1991 ging ich offiziell in den Ruhestand und erhielt zunächst ein Übergangsgeld, ab 1. Juni 1992 war ich offiziell Altersrentner.

Der Vertrag zwischen der BRD und der DDR über die Herstellung der Einheit Deutschlands (Einigungsvertrag) wurde am 31. August abgeschlossen und am 3. Oktober 1990 erfolgte die Wiedervereinigung. Damit existierten fünf neue Bundesländer: Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen - die fünfundvierzigjährige Spaltung Deutschlands war überwunden. Ende des Jahres erklärten die Regierungschefs Europas, der USA und Kanadas in der "Charta von Paris" den Kalten Krieg hochhoffiziell für beendet. Kurze Zeit später löste sich der Warschauer Pakt auf.

# Rückblick: Das Scheitern der DDR

1989 hatte die DDR gegenüber der Bundesrepublik im Durchschnitt einen Rückstand in der wirtschaftlichen Entwicklung von etwa fünfzehn Jahren. Das traf insbesondere auf die Elektronik und Mikroelektronik zu und damit auf viele Wirtschaftsgebiete, die auf Zulieferungen und damit auf die Entwicklung dieser Industriezweige angewiesen waren. Genauere Daten waren zur damaligen Zeit nicht allgemein bekannt. Es wurde auch unter Kollegen nicht oder kaum darüber gesprochen. Bei der Entwicklung eines neuen Erzeugnisses mussten sogenannte "Weltstandsvergleiche" angefertigt werden, dabei bestand allerdings das Problem, dass dem Entwickler genauere Daten und Informationen zum internationalen, insbesondere westlichen Stand nicht zur Verfügung standen. Es wurden meist nur Katalog- und Normwerte verglichen, die oft ein trügerisches Bild ergaben, da die meisten Hersteller mit ihrem Abnehmer zusätzliche Vereinbarungen trafen. Ich machte mir damals oft Gedanken über die Ursachen des wirtschaftlichen Rückstandes und des Unterschiedes des Lebensstandards gegenüber der Bundesrepublik. Erst jetzt, nachdem ich in der Lage bin, auf zusätzliche Informationen zurückzugreifen, kann ich mir ein einigermaßen zutreffendes Bild darüber machen.

Um die Ursachen vom Beginn an zu berücksichtigen, muss man bis in die Nachkriegszeit zurückgehen. Auf dem Gebiet der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) oder "Ostzone" wurden durch die Sowjetunion zu Reparationszwecken umfangreiche Demontagen in der Wirtschaft und im Binnenverkehr eingeleitet. Allein in der Zeit vom Mai bis Juli 1945 fielen 460 Betriebe der Berliner Industrie und damit gute 75 % der damals noch vorhandenen Kapazitäten der Demontage zu Opfer. In der Folgezeit sollen auf dem Gebiet der späteren DDR nach Schätzungen im Vergleich zum Stand des Jahres 1936 verloren gewesen sein:

- ♦ 82 % der Walzwerke
- ♦ 80 % der eisenerzeugenden Industrie
- ♦ 50 % der Hohlziegelerzeugung
- ♦ 45 % der Zementindustrie
- ♦ 45 % der Papiererzeugung
- ♦ 35 % der Energieerzeugung
- ♦ 30 % der Schuhindustrie
- ♦ 25 % der Textilindustrie
- ♦ 25 % der Zuckererzeugung
- ♦ 20 % des Braunkohlebergbaus
- ♦ 19 % der Brikettfabriken

Die Kriegsschäden einbezogen wurden auf dem Territorium der Sowjetzone durchschnittlich 50 % der industriellen Kapazitäten eingebüßt. Von fast allen wichtigen Eisenbahnstrecken wurden Teile der Gleisanlagen abgebaut und als Reparationsgut konfisziert, später wurde zum Wiederaufbau der Gleise der Schienenstahl aus der UdSSR importiert.

Aus meiner Heimat Sachsen-Anhalt ist mir bekannt, dass bei der damals elektrifizierten Bahnstrecke Leipzig-Magdeburg die Energieversorgung abgebaut wurde, darunter die Oberleitung und Masten an der Strecke, die gesamte Fernleitung vom Kraftwerk und das damalige Reichsbahnkraftwerk. Die Originalteile dieses Reichsbahnkraftwerkes Muldenstein wurden zu einem späteren Zeitpunkt in den 1950er-Jahren von der Sowjetunion zurückgegeben. Nach Schätzungen wurden die Reparationen an die Sowjetunion mit 15 bis 18 Milliarden Dollar zu Preisen des Jahres 1938 beziffert.

Dazu kamen die Besatzungskosten der Roten Armee, die zum Beispiel im Jahr 1949 2,2 Milliarden Mark betrug. Wikipedia schreibt: *"Als die Reparationen 1953 für beendet erklärt wurden, hatte die SBZ/DDR die höchsten im 20. Jahrhundert bekanntgewordenen Reparationsleistungen erbracht. Die Reparationen der DDR betrugen insgesamt 99,1 Mrd. DM (zu Preisen von 1953) – die der BRD demgegenüber 2,1 Mrd. DM (zu Preisen von 1953). Die DDR/SBZ trug damit 97 bis 98 % der Reparationslast Gesamtdeutschlands – pro Person also das 130-fache."*

Die Anfänge der staatlichen Wirtschaftsplanung reichen bis in den Herbst 1945 zurück. Damals entwarf die sowjetische Militäradministration (SMAD) erstmals Vierjahrespläne zur Steuerung der Produktion strategisch wichtiger Güter wie Kohle, Gas, Energie und so weiter. Mit dem Befehl Nr. 67 der SMAD vom 4. November 1945 wurde deutschen Dienststellen die Aufgabe übertragen, für 1946 volkswirtschaftlich ausgerichtete Vierteljahrespläne zu erarbeiten. Dafür wurden in den Ländern Ämter für Wirtschaftsplanung geschaffen. Um die Zentralgewalt über die Länderhoheit wirkungsvoller durchzusetzen wurde 1947 die "Deutsche Wirtschaftskommission" (DWK) gebildet, die dann zu einem späteren Zeitpunkt in die "Staatliche Plankommission" überging. Die Partei hatte zielstrebig die Kommandohöhen der Wirtschaft mit "zuverlässigen", speziell dafür auf Parteischulen und Vorstudienanstalten ausgebildeten, Personen besetzt, damit war die Voraussetzung gegeben, um eine auf Machterhalt und Machtabstützung zielende Wirtschaftspolitik durchzusetzen. Das Instrument für die Durchsetzung dieser Wirtschaftspolitik war der "Staatsplan". Mit seiner Hilfe wurde die Zentralgewalt und die Herrschaft der SED-Spitze über die Wirtschaft gesichert, immer stärker setzte sich dabei das Prinzip des Vorranges der Politik vor der Ökonomie durch.

In den Betrieben setzte sich dann später die Gestaltung des Planes wie folgt durch: Anhand von ermittelten Bedarfszahlen der Abnehmerbetriebe wurde ein sogenannter Betriebsplan über die Kombinati-Leitung an das zuständige Ministerium eingereicht. Vom Ministerium wurden in der Regel Änderungen in Form von Erhöhungen vorgenommen und an den Betrieb als Planentwurf zurückgereicht, bis schließlich der verbindliche Plan für das Jahr festgelegt war. In diesem Plan waren sogenannte "Staatsplanpositionen" enthalten, deren Erfüllung Pflicht war. Die Erfüllung des Planes wurde mit Hilfe einer Reihe von Plan-kennziffern monatlich kontrolliert. In die Plangestaltung griffen in zunehmendem Maße die Partei- und Gewerkschaftsleitungen der Betriebe ein.

So war es üblich, dass sich die Betriebsparteiorganisation, sprich der Parteisekretär, nach Inkrafttreten des Betriebsplanes verpflichtete, eine Übererfüllung zwischen 0,5 und 1 % des Planes zu sichern. In der Regel kam es im Laufe des Jahres bei den Anwenderbetrieben zu Bedarfsänderungen, führten diese zu Bedarfssenkungen, dann führte die Einhaltung des Produktionsplanes zu einer Überproduktion, die manchmal als "Staatsreserve" eine bestimmte Zeit eingelagert und dann - teilweise als Schrott - an die Betriebe zurückgegeben wurde. Außerdem wurde am Ende des Jahres, meist in den letzten Dezembertagen, eine "Planpräzisierung" vorgenommen. Das Lächerliche dabei war, dass der Plan so abgesenkt wurde, dass die Übererfüllung, zu der sich die Parteileitung verpflichtete hatte, noch gewährleistet werden konnte. Nach der Bestätigung durch das Ministerium, welches ebenfalls zu einer Planerfüllung verpflichtet und damit an selbiger interessiert war, konnten dem Betrieb die Finanzmittel zur Auszahlung der Jahresendprämie, die an die Planerfüllung gebunden war, übergeben werden.

Wirtschaftspolitisch trat die DDR im Herbst 1950 dem von der Sowjetunion initiierten "Rat für die gegenseitige Wirtschaftshilfe" (RGW) bei. Das Wirtschaftsbündnis leitete über entsprechende Planaufgaben die schrittweise Verschmelzung beider Volkswirtschaften ein. Der DDR-Wirtschaft fielen folgende Aufgaben zu:

Sie hatte **erstens** den Industrialisierungsbedarf der Sowjetunion, den Maschinenbedarf der sowjetischen Landwirtschaft sowie den Bedarf an Transportausrüstungen und Infrastruktureinrichtungen zu decken.

**Zweitens** wurde die DDR Lieferant für Uranpechblende, welche die Sowjetunion zur Atomwaffenproduktion benötigte. Die dafür geschaffene SDAG Wismut beschäftigte 1948/49 etwa 100.000 Arbeiter, Angestellte und Angehörige des ingenieurtechnischen Personals, die gesamte Produktion ging in die UdSSR.

**Drittens** war die mitteldeutschen Traditionsstandorte der Wirtschaft als Lieferant von Technikstandards von Bedeutung. Sie leistete Technologietransfer, auch mit Hilfe des innerdeutschen Handels, aber zu diktierten Bedingungen seitens der UdSSR und ohne Anspruch auf Devisen.

**Viertens** sollte die DDR-Wirtschaft die sowjetische Wirtschaft von zivilen Aufgaben entlasten, um ihr zumindest teilweise den Rücken für kriegswirtschaftliche Produktion frei zu halten.

Neben dem gesamten Uranerz aus der Grundstoffindustrie erhielt die Sowjetunion aus der DDR-Produktion beispielsweise 64 % aller Schiffe, seit 1948 waren das 3.700 Hochsee- und Binnenschiffe in 76 Typen, 60 % der Reisezugwagen und Kühlwagen, seit 1948 75.000 Schienenfahrzeuge, darunter 38.000 Kühlwagen, 50 % der Werkzeugmaschinen und Krane, seit 1948 belief sich die Summe auf 120.000 Werkzeugmaschinen, 3.000 Raupendrehkrane, 3.000 Eisenbahnkrane, 2.500 Hafenkrane.

Unter anderem wurden noch 33 Erdölaufbereitungsanlagen mit einer Jahreskapazität von je 3 Millionen Tonnen und 30 komplette Walzstraßen mit einer Jahreskapazität bis zu je 0,5 Millionen Tonnen geliefert. (Schneider, Gernot: Wirtschaftswunder DDR Anspruch und Realität. Bund-Verlag GmbH Köln, 2. Auflage 1990).

In den amerikanisch, englisch und französisch besetzten Ländern Westdeutschlands wurden wenige oder keine Demontagen der Wirtschaftsbetriebe und Bahnanlagen durchgeführt. Ab 3. April 1948 trat dort stattdessen der Marshallplan, offizieller Name "European Recovery Program" (ERP), in Kraft und Westdeutschland erhielt bis 1957 Sachlieferungen und Kredite in Höhe von 1,7 Milliarden US-Dollar.

Zur Durchsetzung der Wirtschaftspolitik auf dem Territorium der DDR wurden durch die SED-Parteiführung folgende Maßnahmen eingeleitet:

1. Die Kollektivierung der privaten Landwirtschaft - sie erreichte nach meiner Erfahrung bis zum Ende der 1950er-Jahre ihren Höhepunkt. Bis 1961 wurden die Privatbetriebe, teilweise über eine Zwangskollektivierung, nahezu restlos liquidiert. Zum Schluss, um 1986, bewirtschafteten 470 Staatsgüter und 3.900 landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften etwa 95 % der landwirtschaftlichen Nutzfläche der DDR.
2. Die Bildung der staatseigenen industriellen Basis - auf der Grundlage des "Volksentseides über die Überführung der Betriebe von Kriegs- und Naziverbrechern in Volkseigentum" wurden zunächst auf Länderebene zahlreiche Betriebe enteignet, zum Beispiel in Sachsen im Juni 1946 1.760 Betriebe vollständig und 101 Betriebe teilweise. Ab August 1946 wurden in allen Ländern der SBZ die Enteignungen der Betriebe, Transportunternehmen, Banken und Versicherungen vorgenommen. Bereits 1952 steuerten die volkseigenen Betriebe (VEB) zusammen mit den 200 mitteldeutschen SAG (Sowjetische Aktiengesellschaft) 89 % der industriellen Bruttoproduktion bei. In der Folgezeit wurden auch die kleinen, privatwirtschaftlichen Unternehmen verstaatlicht.
3. Die Zurückdrängung des privaten Handwerks - ab 1953 wurde die Bildung handwerklicher Produktionsgenossenschaften gefördert, so dass in den folgenden Jahren selbstständige Handwerker nur noch als Kleinstunternehmen mit einem bis drei Beschäftigten oder als Familienbetriebe vorhanden waren, in der Mehrzahl Bäcker, Fleischer, kleine Geschäfte, Maler und so weiter.
4. Auf dem Gebiet des Handels wurden der staatseigene Binnenhandel und der staatliche Außenhandel sowie das Valuta-Monopol etabliert.

Ab Anfang beziehungsweise Mitte der 1950er-Jahre wurde von den westlichen Ländern ein Embargo gegen die sozialistischen Ländern verhängt. Dieses Ausfuhrverbot betraf insbesondere moderne und hoch entwickelte Industrieerzeugnisse, aber auch Werkstoffe und Halbzeuge.

Das führte zu einer Gefährdung der wirtschaftlichen Entwicklung in der DDR und die Staatsführung leitete nun Maßnahmen zur Eigenversorgung ein. Unter anderem wurde festgelegt, in unserem Betrieb Spezialwerkstoffe herzustellen, die in der Elektrotechnik, der Elektronik, dem wissenschaftlichen Gerätebau und später in der Mikroelektronik dringend benötigt wurden, zunächst waren das Nachentwicklungen von Erzeugnissen, die in der westlichen Wirtschaft seit Jahren produziert wurden. Möglichkeiten zur Information über die Technologie zur Herstellung dieser Erzeugnisse bestanden nicht. Auch Institute und Hochschulen wurden in diese Entwicklung einbezogen. Später wurde diese zunächst zwangsweise notwendige Eigenentwicklung und Produktion unter dem Schlagwort "Störfreimachung" auf normale Importgüter aus dem westlichen Ausland ausgedehnt. Die negative Auswirkung davon war, dass sich die Wirtschaft immer mehr von der internationalen Entwicklung löste, während sich in der westlichen Wirtschaft eine Globalisierung, also wirtschaftliche internationale Zusammenarbeit, entwickelte. Vor kurzem hatte ich mit ehemaligen Mitarbeitern der Forschungsstelle eine Unterhaltung darüber, wie wohl die DDR, bestünde sie unter den ehemaligen Bedingungen noch, die Entwicklung auf dem Gebiet der Computertechnik beherrscht hätte. Ich vertrat den Standpunkt, sie hätte das nicht beherrschen können, weil diese rasante Entwicklung nur durch eine internationale Zusammenarbeit und Spezialisierung möglich war und ist, denn diese modernen Computer bestehen in der Hard- und Software aus den verschiedensten Bestandteilen aus vielen unterschiedlichen Ländern, die sich jeweils auf bestimmte Bauteile spezialisiert haben.

Als weiteres Problem der Einmischung und Diktatur in der Produktion durch die Partei sehe ich das Neuererwesen in der DDR.<sup>42</sup> In der ganzen Welt ist es üblich, dass die Betriebe Vorschläge erfahrener Facharbeiter zum Ablauf der Produktion und der Technologie gern entgegennehmen, nutzen und auch belohnen. In der DDR wurde dies zur staatlichen Aufgabe mit mehreren Kontrollpositionen hinsichtlich der Beteiligung, insbesondere der Beteiligung der Frauen und der Jugendlichen, der Anzahl der Kollektivvorschläge und schließlich bezüglich ihrer Anzahl und des Nutzens. Die Aufgaben wurden auf die Betriebsabteilungen aufgeschlüsselt und jährlich erhöht und der zuständige Leiter wurde für die Erfüllung der "Kennziffern" verantwortlich gemacht. Das führte teilweise zu überzogenen und lächerlichen Reaktionen, so kam es nicht selten vor, dass ein Abteilungsleiter einen "Verbesserungsvorschlag" formulierte und diesen von so vielen Personen als "Einreicher" unterschreiben ließ, dass er den festgelegten Plan in der Beteiligung erfüllte. In unserem Betrieb betrug zum Schluss der, durch das Neuererwesen angeblich erbrachte Nutzen, etwa 4 Millionen Mark im Jahr - das war mehr, als die gesamte Forschungsabteilung vorweisen konnte. Obgleich festgelegt war, dass der Nutzen gegenüber dem Vorzeitraum aus den Kosten zu ermitteln war, wurde zunehmend der Nutzen durch theoretische ökonomische Berechnungen ermittelt. Die Handhabung des Neuererwesens führte auch zunehmend dazu, dass zum Beispiel Technologen, die dafür bezahlt wurden, technologische Unzulänglichkeiten aufzudecken und abzustellen, diese - also die Resultate ihrer regulären, bezahlten Arbeit - einfach als Neuerervorschläge einreichten.

Diese Probleme waren bis in die oberen Leitungsebenen bekannt, aber alle ignorierten sie zur Sicherung der Planerfüllung. So wurde eine an sich gute Sache langsam zum Albtraum des staatlichen Leiters auf Abteilungs- und Betriebsebene.

Die durchschnittliche Anzahl der Beschäftigten pro Betrieb betrug in der DDR 1986 rund 943 Mitarbeiter, was vergleichbare Größen in der Bundesrepublik und den USA auffällig übertraf. Beispielsweise betrug die durchschnittliche Beschäftigungszahl in der Bekleidungsindustrie der DDR 1984 rund 840 Mitarbeiter je Betrieb, während in der Bundesrepublik 1983 nur durchschnittlich 90 Beschäftigte auf einen Betrieb der Bekleidungsindustrie entfielen. Eine Ursache dafür war, dass oft mehrere kleine Betriebe zu einem größeren zusammengeschlossen wurden mit dem Ziel, Verwaltungspersonal einzusparen. Eine andere Ursache war auch, dass die Betriebe in sogenannten Hilfsbetrieben ganze Gewerke mit Handwerkern aufbauten. So hatte unser Betrieb eine Schlosserei, eine Klempnerei, eine Zimmerei, einen Baubetrieb, eine Elektroabteilung, eine Schneiderin und sogar einen Sattler, mit dem Ergebnis, dass viele dieser Handwerker nicht ausgelastet waren und damit den Betrieb in der Bilanz belasteten.

Zur Versorgung der Bevölkerung mit Gütern und um das Angebot dem Anstieg der Löhne anzugleichen, wurden die Betriebe beauftragt, sogenannte "Massenbedarfsgüter" herzustellen. Allerdings fehlten insbesondere in der Schwerindustrie dafür die Erfahrungen und Voraussetzungen und in der Folge entstanden Erzeugnisse mit hohem Aufwand, die, am Bedarf vorbei produziert, nur wenig Absatz fanden. Solche Erzeugnisse waren in unserem Betrieb zum Beispiel Blumenbestecke, bestehend aus einem kleinen, etwa zwölf Zentimeter langem Spaten und gleichgroßem Rechen aus messingplattiertem Material, oder Petroleumlampen, Profileisten und so weiter. Auch diese Erzeugnisse wurden zu kontrollierten Planpositionen gemacht. Mitte bis Ende der 1950er Jahre wurde eine Produktionsbereinigung in den Betrieben vorgenommen.

In der Metallurgie wurde damit die Produktion bestimmter Werkstoffe jeweils in einem Betrieb konzentriert. Damit sollte eine Spezialisierung der Betriebe und die Konzentration der Entwicklungsarbeiten erreicht werden. Als sehr negative Erscheinung wirkten dabei:

1. Die Betriebe erhielten für diese Werkstoffe eine Monopolstellung in der Herstellung und Versorgung.
2. Die Konkurrenz wurde ausgeschaltet, aber damit sank einerseits die Bereitschaft zur Produktpflege, das heißt zur ständigen Weiterentwicklung und Qualitätsverbesserung und andererseits der in der Privatwirtschaft übliche Kampf um Absatzmärkte durch Preissangleich.

Es wurde zwar versucht, dies über die staatlichen Organe auszugleichen, was aber aus den verschiedensten Gründen immer mehr misslang. Der finanzielle Leistungsanreiz durch Anerkennung guter Leistungen mit Erhöhung der Entlohnung war so gut wie gar nicht oder nur in sehr geringem Maße möglich.

Ich war als staatlicher Leiter nicht in der Lage, eine besondere fachliche Leistung eines meiner Mitarbeiter des ingenieurtechnischen Personals durch eine merkliche Erhöhung des Gehaltes zu würdigen. Das führte zu Gleichgültigkeit und Abstumpfung. In der DDR bestand bis zur Wende immer ein Arbeitskräftemangel, also eine Auswahl von Arbeitskräften nach ihren fachlichen Voraussetzungen war in der normalen Wirtschaft kaum möglich. In der Regel wurden die Arbeitskräfte zugewiesen und eine Entlassung wegen zu geringen Leistungen oder fehlender, fachlicher Kenntnisse war so gut wie unmöglich. Die Einkommensverhältnisse zwischen dem ingenieurtechnischen Personal und den Produktionsarbeitern waren zu Lasten der Ingenieure verschoben. Das Durchschnittsnettoeinkommen meiner Diplomingenieure mit Berufserfahrung lag - teilweise deutlich - unter dem eines Produktionsarbeiters im Schichtbetrieb. Nachteilig auf die Entwicklung der Wirtschaft wirkten sich überdies aus, dass es fast unmöglich war, Kritik an der Wirtschaftsführung der Partei zu üben. Man konnte zwar Vorgesetzte und ihre Entscheidungen kritisieren, sofern sie keine wesentliche Funktion in der Partei hatten, aber schon eine Kritik am Parteisekretär konnte massive Konsequenzen für die eigene Position oder das berufliche Fortkommen haben. Eine öffentlich geäußerte - und das war schon der Kollegenkreis - Kritik an der Partei- und Staatsführung war regelrecht gefährlich und hatte meistens eine unerfreuliche Begegnung mit Mitarbeitern des MfS zur Folge. Negativ wirkte sich auch das fehlende Vertrauen der staatlichen Organe in die Wirtschaftsfachleute und Wissenschaftler aus, erst nach der Wende haben die meisten von ihnen erfahren, dass sie durch Informanten des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR regelmäßig überwacht wurden. Ein gravierendes Beispiel des fehlenden Vertrauens war für mich, dass ich meine lebensgefährlich erkrankte Schwester Gerda nicht in der Bundesrepublik besuchen und ihr beistehen durfte. Das war für mich 1976 eine tiefe Enttäuschung und ich verstand nicht, dass ich dienstlich nach Belgien, Holland, Österreich und in die Bundesrepublik reisen konnte, aber meiner todkranken Schwester nicht für ein paar Tage beistehen durfte.

Mit der Wende war nun die DDR am Ende und mit der Wiedervereinigung war sie Geschichte. Erst im Nachhinein fielen mir die vielen politischen und wirtschaftlichen Unzulänglichkeiten in ihrer Wirkungsbreite und in den Zusammenhängen auf. Auf der anderen Seite konnte ich mich in diesem Land einfach und nahezu kostenlos bis zum Doktor-Ingenieur qualifizieren und mir so meinen Lebenstraum erfüllen. Ich bedauere, dass mit der Wende mein Arbeitsleben abgeschlossen war - ich hätte es als Herausforderung betrachtet, in einem Wirtschaftssystem wie dem der Bundesrepublik zu arbeiten, und mich ihr gerne gestellt. Ich kann nicht behaupten, wie es heute im Nachhinein viele tun, dass ich und meine Familie unter Entbehrungen zu leiden gehabt hätten. Sicher, unser Lebensstandard war im Vergleich zu einem Westdeutschen in gleicher Position sehr viel geringer, aber wir lebten in materieller Hinsicht angenehm und ohne Sorgen. Physisches und psychisches Leid wurde uns, besonders meiner Frau, in wirklich erheblichem Ausmaß durch die im Grunde irrwitzige Verhaftung und Verurteilung unseres Sohnes Neidthard zugefügt, aber auch durch die unwürdigen Umstände anlässlich des Todes meiner Schwester.

# Der Ruhestand

Ab 1. Januar 1991 begann mein Ruhestand und damit ein neuer Lebensabschnitt. Zunächst war es wie eine Erlösung für mich. Ich musste nicht mehr zur Arbeitsstelle, die mir in den letzten Monaten zuwider geworden war, und ich konnte früh ausschlafen. Aber ich war nun den ganzen Tag allein und ohne richtige Aufgaben. Juliane, die damals knapp 8 Jahre alt war, besuchte mich zwar häufiger, wir gingen zusammen schwimmen, im Winter versuchte ich, sie für den Ski-Langlauf zu interessieren. Wir fuhren dann mit dem Bus bis Weitersglashütte und von dort mit den Ski auf der Kammloipe über Henneberg nach Johannegeorgenstadt. Dort stiegen wir in den Zug und fuhren nach Aue zurück. Das waren immer etwa zehn Kilometer Skilauf und für uns, die Pausen hinzugerechnet, ein Tagesunternehmen.

Im Sommer hatte ich meinen Garten, in dem ich mich sehr wohl fühlte, die Gartenarbeit machte mir Spaß. Außerdem hatte man mich im September 1990 zum Vorsitzenden des Kleingartenvereins gewählt. Ich hatte mich zwar einverstanden erklärt im Vorstand des Vereins mit zu arbeiten, aber eigentlich nicht als Vorsitzender. Zuerst war ich schon etwas überrascht, diese Aufgabe war mit viel Arbeit verbunden, aber im Laufe der Zeit machte es mir auch Spaß. Diese Aufgabe als Vorsitzender hatte ich dann auch bis zum August 2002 inne. In den Wintermonaten begann ich damit, mich mit einem Hobby zu beschäftigen, dem ich während meiner Berufstätigkeit aus Zeitgründen nicht nachgehen konnte - dem Malen. Ich hatte zwar während meiner Kuren ab und zu versucht, Kohlezeichnungen anzufertigen, aber ich hatte zu Hause keine Zeit, mich weiter damit zu beschäftigen. Ich begann damit Ende 1992 in den Wintermonaten, zuerst versuchte ich mich an Bleistift-Kohlezeichnungen und später an Ölbildern auf Pressspanplatte, Jute und Leinen. Das Malen der Bilder hat mir irgendwie eine innere Ruhe gegeben, es war eine schöne Beschäftigung in den Wintermonaten bei schlechtem Wetter.

Im Frühjahr und im Sommer hatte ich im Garten zu tun oder ging wandern. Wenn im Winter auf dem Erzgebirgskamm Schnee lag und das Wetter günstig war, unternahm ich viele Ski-Langlauf-Touren.

Im September 1993 entschloss ich mich, die über mich von der Staatssicherheit angelegte Akte zur Einsicht zu beantragen. Eigentlich wollte ich Näheres über die Umstände der Verhaftung und Verurteilung meines Sohnes im Jahr 1982 erfahren, ich ahnte und glaubte nicht, dass auch ich jahrelang beobachtet und überwacht wurde. Im Januar 1996 erhielt ich dann Bescheid, dass ich die Unterlagen in Chemnitz in der Außenstelle des Bundesbeauftragten einsehen könne. Ich erhielt eine Akte im Umfang von über 180 Seiten. Ich begann klopfenden Herzens darin zu blättern, doch schon bei der zweiten Seite (einer Karteikarte) stockte mir der Atem. Dort stand deutlich zu lesen:

*"KD Aue – 14.11.1978 – Quelle: Ausgangssachstand vom 13.11.1978 zur OPK*

*K. ist Leiter der Abteilung Forschung und Entwicklung und maßgeblich am Aufbau einer Teilproduktion für die Landesverteidigung beteiligt. Es besteht der Verdacht, daß K. unter Umgehung seiner beruflichen Pflichten die Forschungsarbeit hintertreibt und versucht, die Verantwortung für getroffene Fehlentscheidungen und den daraus resultierenden Schaden auf die Arbeitsweise der Arbeiter abzuschieben. Während der Zeit des Faschismus soll K. SS-Angehöriger gewesen sein.*

*Ziel der Bearbeitung ist die Schaffung von Beweisen strafbarer Handlungen nach den Tatbestandsmerkmalen des § 104 StGB./Fi.*

*Kerbung: IV -1- fl. / G – 3 fl. (handschriftlich): P-1 fl , Ø-1 fl, P-S fl"*

Der § 104 StGB der DDR beinhaltete, und das stand auch deutlich auf dem oben abgebildeten Deckblatt, Sabotagehandlungen.<sup>43</sup> Ich war sprachlos, nie wäre es mir eingefallen meine Arbeit zu vernachlässigen, geschweige denn zu sabotieren. Dabei hatte ich mir gerade bei der angeführten Arbeit keine Freizeit gegönnt, ich habe mir sprichwörtlich - der Leser möge die saloppe Formulierung entschuldigen - den Arsch für das Projekt aufgerissen. Erst jetzt im Nachhinein wurde mir bewusst, in welche Gefahr ich geraten wäre, wenn bei dieser Aufgabe etwas schief gelaufen wäre. Mir war nicht klar, woher dieser Verdacht stammte und wer so etwas in die Welt gesetzt haben könnte. Es musste jemand aus diesem Umfeld sein, ich hatte zwar im Zusammenhang mit der Erstellung der technologischen Dokumentation für den Schmelz- und Gießprozess mit dem zuständigen Technologen eine sehr unangenehme und laute Auseinandersetzung. Aber ich konnte nicht glauben, dass dieser damit etwas zu tun hatte, obgleich dieser Ingenieur etwas später ohne Probleme mit seinem Eigentum offiziell in die Bundesrepublik umziehen konnte, das machte mich damals schon nachdenklich.

Die Überwachung, "Operative Personenkontrolle" genannt, wurde im Rahmen der "OPK Doktor" bearbeitet. Dabei wurde ein "Ermittlungsbericht" vom 24. Februar 1963 beigelegt. Diese Ermittlungen wurden damals von GHI Lena, GHI Rose, GI Paul und GI Stange in Verbindung mit der Kaderakte und dem damaligen Kaderleiter durchgeführt.

Im Maßnahmeplan der Kreisdienststelle Aue der Staatssicherheit vom 21. November 1978 wurden zunächst folgende Maßnahmen festgelegt:

**1.)** Ausbau der vorhandenen fachlichen Beziehungen mit dem Ziel der Herstellung von vertraulichen Beziehungen durch IM Richard.

Termin 30.03.79

**2.)** Einsatz IM/GMS zur ständigen Aufklärung der K. Verhaltensweise, Handlungen und Reaktionen. Einsatz der IMV Siegfried, IMV Folie, FIM Schiller, IMS Richard.

Termin: laufend

**3.)** Ergänzung und weitere Aufklärung des Persönlichkeitsbildes durch inoffizielle Ermittlungen im Arbeits- und Wohnbereich.

Termin: 25.02.79

**4.)** Ermittlung und Aufklärung des Charakters der Kontakte zu Bürgern der BRD.

Termin: 30.04.79

**5.)** Einleitung von Speicherüberprüfungen M, VI, PZF, Kontenüberprüfung Genex.

Termin: 15.12.78

**6.)** Herausarbeitung der funktionellen Verantwortlichkeit des K. sowie deren Wahrnehmung zum Problem "Weicheisen".

Termin: 30.01.79

**7.)** Einbeziehung des K. in Schwerpunkten des Betriebes (Rekonstruktion, Programm für Industriezweig Elektrotechnik/ Elektronik) bei vorbeugender Absicherung und Kontrolle seiner Entscheidungen und Leistungen.

Termin: 30.06.79, Erarbeitet: Kastner, Ltn.

In einem von diesem Leutnant Kastner ausgearbeiteten "Persönlichkeitsbild" stand unter anderem:

*"Im Kollektiv beziehungsweise im Intelligenzkreis seines Bereiches genießt K. Ansehen, was einmal seinem fachlichen Wissen zugeschrieben wird und zum anderen der Tatsache, dass K. das Bereich nach außen hin abschirmt und keine großen pol.-ideol. Auseinandersetzungen führt."*

In diesem "Persönlichkeitsbild" gab es einige völlig falsche Darstellungen zum Beispiel zum letzten Besuch meiner Schwester Gerda vor ihrem Tod und zu meinem Austritt aus der Kampfgruppe. Außerdem fehlten völlig Hinweise auf meine Zugehörigkeit zu außerbetrieblichen Gremien wie dem Forschungsrat der Akademie der Wissenschaften und der Arbeitsgruppe Ne-Metalle des Ministeriums für Wissenschaft und Technik sowie der Arbeitsgruppe des Ministeriums für Erzbergbau, Metallurgie und Kali zwischen DDR und ČSSR zum Warenaustausch in der Metallurgie. Im Prinzip war dieses "Persönlichkeitsbild" mein Lebenslauf, gespickt mit ein paar Vermutungen, gemeinen Behauptungen und schlechten Charaktereigenschaften, die mir zugesprochen wurden. Ich muss zugeben, dass ich regelrecht geschockt und sehr enttäuscht war, als ich begann, in der "Akte" zu blättern und zu lesen. In der Zeit von 1978 bis 1984 hatten insgesamt acht sogenannte "Inoffizielle Mitarbeiter" (IM) aus meinem Kollegenkreis des Betriebes regelmäßig Information mit zum größten Teil geringem Wahrheitsgehalt handschriftlich oder telefonisch an die Staatssicherheit geliefert. Zu den im Maßnahmeplan festgelegten vier IM kamen später die IM Höricht, Gerhard, John und Bach hinzu.

Jetzt im Nachhinein kommt mir die ganze Sache doch lächerlich vor, wahrscheinlich auch deswegen, weil sie bedeutungslos geworden ist, es kann mir nichts mehr passieren. Aber wie hätte ich mich verhalten, wenn ich 1978 erfahren hätte, dass man mich solcher Vergehen verdächtigt und eine derartige Überwachung stattfindet. Ich weiß nicht, wie ich reagiert hätte. Es gab auch einige witzige "Berichte", so schrieb der FIM Schiller in seinem Bericht vom 6. September 1979:

*"Als die Quelle in das Zimmer trat, wechselten sie sofort das Thema, sprachen von Schallplatten und verkehrten in 'Sie'-Form."*

Das Zimmer war die Betriebsbücherei, ich lieh dort oft Bücher für Renate und mich aus. Ich war sehr überrascht und betroffen, als ich bereits beim Lesen der Berichte einige IM erkannte. So war der IMS Richard ein Diplomingenieur und Abteilungsleiter in meiner Forschungsstelle, zu dem ich über die Jahre ein Vertrauensverhältnis aufgebaut hatte. Von ihm hätte ich nie angenommen, dass er für die Staatssicherheit Informationen über Kollegen sammelte. Ich konnte mir auch keinen Grund dafür denken. Ich wusste, dass einige der Informanten zur Kooperation mit dem MfS genötigt oder gar gezwungen wurden, aber bei ihm konnte ich keinen Grund erkennen. Zur seiner Ehrenrettung war zu sagen, dass er im Gegensatz zu den anderen IM konkret nachprüfbar und wahrheitsgetreue Aussagen machte, eigentlich konnte ich ihm keine seiner Aussagen über mich übel nehmen, ich hatte eher den Eindruck, dass er positive Aussagen sogar etwas übertrieb. So stand in seinem Bericht vom 9. März 1983 unter anderem:

*"Ich bemerkte mehrfach, dass er Probleme, die freitags noch offen waren, am darauf folgenden Montag bearbeitet und geklärt hat. K. arbeitet mit hohem Aufwand oft an Wochenenden zu Hause."*

Die letzte Aussage stimmte nicht, ich arbeitete an Wochenenden immer im Betrieb in meinem Büro, um nichts Dienstliches mit nach Hause zu nehmen. Er gab weiter zu Protokoll:

*"Ebenso konsequent leitet er die anstehenden Staatsplanthemen. Mich z.B. drängte er auf konkrete Aufgaben- und Terminstellungen bereits im frühen Bearbeitungsstadium. Diese Aufgaben pflegt er auch zu kontrollieren. KUPFER ist die Person, bei der seit über einem Jahrzehnt alle Fäden im Bereich F und E zusammenlaufen. Er baute die Forschung mit auf und hat daher einen Überblick wie kein Zweiter. Zumindest in fachlicher Hinsicht leitet er bei der Größe seines Verantwortungsbereiches effektiv und vor allem selbstständig. Auf dieser Strecke ist Dr. K. anerkannt, auch von solchen Leuten wie den Doktoren K., L. und U. Diese verfügen zwar über gewisse wissenschaftliche Fähigkeiten, bleiben in ihrem Gesamtpersönlichkeitsbild gegenüber K. jedoch blass. Als politische Leiter hinterließen sie sicher einen größeren weißen Fleck als K. Aus meiner Sicht ist im Halbzeugwerk Auerhammer noch kein Leiter in Sicht, der Kupfer, ohne Einbrüche zuzulassen, erfolgreich vertreten könnte."*

Anders verhielt es sich bei dem IMV Siegfried, er hatte während seines Besuches der Oberschule in Aue, wo er FDJ-Sekretär war, gestohlen und musste dann zur "Bewährung" in der Produktion arbeiten. Er kam in unseren Betrieb ins Warmwalzwerk, damals eine sehr harte Arbeit, und er wurde von dort merkwürdigerweise in die Forschungsabteilung versetzt, zu einer Zeit, als Dr. Seiler noch Leiter war. Damit war klar, dass er bestimmte "Aufgaben" hatte. Er war dafür auch der geeignete Mann - er war verlogen, missgünstig, anmaßend, unzuverlässig und charakterlos. Bemerkenswert ist noch, dass ein großer Teil dieser "IM" keine Mitglieder in der SED waren.

|                       |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
|-----------------------|--------------------------------------|--------------------------------------|----|---|---|---|---|
| PK                    | AI                                   | III                                  | II | I | Z | X | X |
| 2.6.                  | Komplex-Nr.                          | Anzahl der Fortschrittsbeurteilungen |    |   |   |   |   |
| Op. 2                 | Personkontrolle                      |                                      |    |   |   |   |   |
| KD Aug                | Erlassende Dienststelle              |                                      |    |   |   |   |   |
| R / 513               |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| Abfrage               | Verdacht auf Sabotagehandlung        |                                      |    |   |   |   |   |
| Grund der Erfassung   | 14.11.78                             |                                      |    |   |   |   |   |
| Erfassungsdatum       | OPK                                  |                                      |    |   |   |   |   |
| Erfassungsart         | 10.11.78                             |                                      |    |   |   |   |   |
| Erfassungs-Nr.        |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| Erfassung selbst      |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| Katechisierung        |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| PKK-DDR               |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| SKK-DDR               |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| PKK-West              |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| VSH F 402             | an DE am                             |                                      |    |   |   |   |   |
|                       | zurück am                            |                                      |    |   |   |   |   |
| Verteiler             |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| ARG/IV                |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| KD Aug                |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| 220527426330          | PKZ                                  |                                      |    |   |   |   |   |
| K u p f o r           | vorh.                                |                                      |    |   |   |   |   |
| Name                  | Geburtsname                          |                                      |    |   |   |   |   |
| Bud1                  |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| Vorname               | Burgchemnitz                         |                                      |    |   |   |   |   |
| geb. am               | 22.05.1927                           |                                      |    |   |   |   |   |
| 94 Aug                |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| Wohnort               | Robert-Schumann-Straße               |                                      |    |   |   |   |   |
| Kreis                 | 01                                   |                                      |    |   |   |   |   |
| Haus-Nr./Block/Klage  |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| deutsch               | DDR                                  |                                      |    |   |   |   |   |
| Nationalität          | Staatsbürgerschaft                   |                                      |    |   |   |   |   |
| Ingenieur             | Forschungsleiter                     |                                      |    |   |   |   |   |
| Erster Beruf          | Ausgebildete Tätigkeit               |                                      |    |   |   |   |   |
| VVB Halbleitertechnik |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| Arbeitsstelle         |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| SED                   | FDGB, DSF                            |                                      |    |   |   |   |   |
| Parteien              | Massenorganisationen                 |                                      |    |   |   |   |   |
| Vorstrafen            |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| NSV-Belegkader        | - var vortentlich Angehöriger der SS |                                      |    |   |   |   |   |
| Sonstige Angaben      |                                      |                                      |    |   |   |   |   |
| Form 410              |                                      |                                      |    |   |   |   |   |

Ich möchte dieses leidige Thema hiermit beenden, eigentlich war ich recht schnell darüber hinweg gekommen. Ich konnte aus der Akte nicht erkennen, wer mir diese unangenehme Geschichte einbrockte, aber ich hatte einen Verdacht. Ich erwähnte bereits, dass mir nach dem Tod meiner Schwester Mitte 1977 überraschend ein "Parteiverfahren" angehängt wurde. Es kam zwar zu keinem Verweis, wie es vom Initiator des Verfahrens vorgesehen war. Aber die verleumderischen Behauptungen bezüglich der angeblich illegalen Einreise meiner Schwester und meines vermeintlichen Austritts aus der Betriebskampfgruppe wegen des Reiseverbots fanden sich wortwörtlich in dem von Leutnant Kastner angefertigten "Persönlichkeitsbild" vom 10. März 1979 in meiner "Akte", was nur heißen kann, dass Reiner B. diese Verleumdungen trotz ihrer erwiesenen Unsinnigkeit und wider besseres Wissen in meine Parteiakte eingetragen und an das MfS weitergereicht hatte.

Was gibt es sonst noch zu berichten? Nicht viel, jeder Tag gleicht dem anderen, das Leben läuft in fest gefügten Bahnen ab, keine Überraschungen, jeden Tag das Gleiche. Der Garten, den Renate als Brachland zu meiner Überraschung übernommen hatte, als ich gerade dienstlich in Moskau und Leningrad war, was mir damals so gar nicht passte, wurde jetzt im Frühjahr und Sommer mein Ruhepunkt. Ich hatte Spaß an der Gartenarbeit und die Erträge waren und sind eine gut schmeckende Ergänzung zur Nahrung. Auch die Arbeit als Vorsitzender der Kleingartenanlage, für die ich vom Landesverband Sachsen mit der silbernen und goldenen Ehrennadel ausgezeichnet wurde, machte mir Vergnügen und ich konnte dadurch sehr viele Kontakte zu den anderen Mitgliedern der Anlage knüpfen. 1995 entdeckte ich mein Interesse am Wandern, ich wanderte mit einer ehemaligen Arbeitskollegin sehr viel im ehemaligen Sudetengebiet in Tschechien durch herrliche Wälder und Landschaften. Im Winter unternahmen wir in dieser Gegend Skilanglauf Touren, oft bei herrlichem Sonnenschein, durch tief verschneite Wälder, weit ab von der Loipe des Erzgebirgskammes. Seit einigen Jahren gehe ich auch mit einer Gruppe ehemaliger Arbeitskollegen aus der Forschungsstelle und Technologie wandern. Außerdem treffen wir uns jeden zweiten Mittwoch im Monat zum Kegeln. Es ist schon erstaunlich, dass dieses Interesse am Wandern und an der Natur mit dieser Intensität eingetreten ist. Es gab Wochen, in denen wir bis zu drei Tageswanderungen unternahmen. Erstaunlich ist auch, dass ich erst jetzt die Schönheit der Natur, die herrlichen, hochgewachsenen Bäume, der Wiesen mit ihren Blumen und vieles mehr wahrnehme. Aber wahrscheinlich haben die Arbeit mit ihren Problemen, das Studium und die täglichen "Überraschungen" mich voll in Anspruch genommen und irgendwie auch der Natur gegenüber abgestumpft. Jetzt frage ich mich manchmal, ob so zu leben, wie ich früher gelebt habe, richtig war, ob ich mir stattdessen mit Renate nicht mehr Zeit für die Schönheit der Natur hätte nehmen sollen. Aber das ist ja nicht mehr änderbar und vermutlich liegt die Hingabe an eine Arbeit eher in meiner Natur und meinem Charakter. Außerdem machte es mir ja Spaß.

Das Jahr 2000 war für mich kein so angenehmes Jahr. In der zweiten Hälfte des Jahres begann die Sanierung der Wohnungen in unserem Wohngebiet.

Ich habe die notwendigen Räumungsarbeiten, was in der Hauptsache im Ausräumen Schränke und Regale, dem Verpacken des Inhalts und dem Deponieren desselben auf dem Dachboden des Hauses bestand, allein durchgeführt und mich dann entschlossen, zwei Etagen tiefer in eine andere, in Schnitt und Größe aber gleichartige Wohnung zu ziehen. Dadurch hatte ich zwar wegen der Neuvermietung eine höhere Miete zu erwarten, die Wohnung wurde jedoch vollständig und sehr gründlich renoviert. Sämtliche Räume wurden tapeziert und gestrichen, erhielten neue Türen und neu verlegte Elektrik, das Bad wurde gefliest - ich musste nur für meine Sonderwünsche einen Aufschlag zahlen. Insgesamt habe ich dadurch auch eine Menge Geld gespart, allein für die Renovierung etwa 6.000 Mark. Trotzdem hat mich alles insgesamt etwa 16.000 Mark gekostet.

In den 2000er Jahren bekam die Familie Kupfer noch zahlreichen Nachwuchs. Am 10. Februar 2004 kam mein zweites Enkelkind Janis, der Sohn von Anja und Wolfhard, zur Welt, schon am Tag seiner Geburt macht er einen munteren und neugierigen Eindruck. Am 12. März 2007 wurde mein Urenkel Finja, die Tochter meiner Enkeltochter Juliane, geboren. Finja ist ein ganz süßes Baby, ich stelle mir vor, wie sich Renate darüber gefreut hätte. Wie sehr erst hätte sie sich über unseren dritten Enkel gefreut - am 10. Mai 2008 um 19:39 Uhr erblickte Anjas und Wolfhards zweiter Sohn Yohan das Licht der Welt. Ich bin glücklich, den überaus erfreulichen Zuwachs der Kupfer-Familie noch erleben zu dürfen.

Gleichwohl ich selten gesundheitliche Probleme hatte, forderte natürlich das Alter seinen Tribut. Im August 2000 wurde in der Klinik für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie in Chemnitz ein bösartiges Karzinom an der Unterlippe entfernt. Es war für mich zunächst ein Schock, als mir mitgeteilt wurde, dass es Krebs war. Im November 2000 erlitt ich im Garten einen leichten Herzinfarkt, meine Gartennachbarn riefen sofort den Notdienst und ich kam unverzüglich in das Krankenhaus. Die Arbeit und Aufregung bei der Sanierung der Wohnung war offensichtlich doch zu viel.

Im August 2003 musste ich mit einer akuten Entzündung der Bauchspeicheldrüse in das Krankenhaus. Das war zwar sehr schmerzhaft und brachte mir einen vierzehntägigen Krankenhausaufenthalt ein, war aber auch nicht wirklich problematisch. Die echten Probleme begannen Anfang April 2006, als ich Blut im Stuhl feststellte. Nach der Notfallaufnahme ergab eine Darmspiegelung zwei Tumore im Dickdarm und nach einer Probeentnahme zeigte sich, dass einer der beiden Tumore bösartig war. Es wurde noch eine Magenspiegelung durchgeführt und ein Schleimhautadenom festgestellt. Am 10. Mai operiert, wurde ich am 19. Mai nach Hause entlassen werden und spürte erstaunlicherweise während der Zeit im Krankenhaus und auch danach keine wesentlichen Schmerzen - nach einer dreiwöchigen Kur in Bad Elster erholte ich mich sehr schnell wieder. Während mich im August 2000 die Bösartigkeit des Lippenkarzinoms noch sehr schockierte, nahm ich die bösartige Erkrankung des Dickdarms eher gefasst auf. Die Erkrankung wurde im Frühstadium erkannt, eine Nachbehandlung war nicht erforderlich und ich machte mir keine Gedanken, es schien mir überhaupt nichts auszumachen.

Im Mai 2007 musste ich wegen des Adenoms im Magen erneut zur Kontrolluntersuchung und ich wollte dabei gleich die Magenspiegelung und die Entfernung des Adenoms durchführen lassen. Es wurde zunächst eine Probe entnommen und es zeigte sich, dass es bösartig war. Am 31. Mai früh gegen 07:30 Uhr wurde ich für die Operation vorbereitet und in den Operationssaal gebracht, davon habe ich jedoch schon nichts mehr wahrgenommen, als ich aus der Narkose erwachte, war es schon später Nachmittag. Ich wurde zur Intensivstation gebracht und als ich dort mit all diesen Schläuchen lag - im Bauch hatte ich zwei Drainagen, dazu ein Katheder und eine Magensonde, der Schlauch der Magensonde kam aus dem linken Nasenloch -, fragte ich mich, ob ich mir das in meinem Alter noch antun sollte, aber etwa eine Woche später besuchte mich Juliane mit ihrer Tochter Finja und da wusste ich, dass es sich doch noch lohnt zu leben. Diese Magenoperation verursachte mir in der Folgezeit noch erhebliche Probleme, aber zum jetzigen Zeitpunkt denke ich doch, dass ich es einigermaßen überstanden habe. Nach der Entlassung aus dem Krankenhaus am 12. Juni war bis zum Beginn meiner Kur in Bad Elster meine Schwester Inge bei mir in Aue, um mich zu betreuen. Mir ging es wirklich nicht gut, am liebsten hätte ich nichts gegessen und wäre nur im Bett liegen oder auf meinem Stuhl sitzen geblieben, aber Inge ermahnte immer wieder und half mir. Im Dezember 2007 war ich zur Nachsorgeuntersuchung im Krankenhaus, es gab bei der Darm- und Magenspiegelung keine Hinweise auf Metastasierung. Ich kann und will nur hoffen, dass ich endlich etwas Ruhe habe.

Heute ist der 22. Mai 2008, als ich noch jung war hatte ich nie gedacht, jemals dieses Jahr zu erleben - ich hoffte nur immer, die Jahrhundertwende zu mitzuerleben. Ich muss regelmäßig zur Nachuntersuchung, ich hoffe, dass ich den Krebs einigermaßen besiegt habe und er sich nicht bald schon wieder irgendwo meldet. Manchmal jedoch denke ich, dass ich es nicht geschafft habe, vor allem an Tagen, an denen es mir nicht so gut geht. Angst vor dem Tod habe ich nicht, ich bin ja alt genug, aber ich fürchte mich davor, leiden zu müssen. Ich denke jetzt oft an meine Schwester Gerda und vor allem daran, was sie wohl im letzten Halbjahr ihres Lebens erleiden musste, sie hat es wirklich sehr schwer gehabt.

Vor 19 Jahren ist Renate gestorben, es war das schlimmste und mich am längsten belastende Erlebnis meines Lebens. Eigentlich war ich irgendwie ärgerlich darüber, dass sie mich so schnell verlassen und allein gelassen hat - obgleich ich natürlich wusste, dass sie sicher lieber das Leben mit mir weitergeführt hätte, als zu sterben. Es war eine schwere Zeit, jeden Abend vor dem Schlafen und morgens beim Erwachen musste ich an sie denken, auch jetzt, nach 19 Jahren, konnte ich sie nicht vergessen und viele Dinge in der Wohnung erinnern mich an sie. Oft denke ich daran, welch schönes Leben wir beide jetzt führen könnten und ich denke oft daran, wie sehr sie sich über Janis, Finja und Yohan gefreut hätte. Auch wäre ihr Traum, Neidthard wiederzusehen, in Erfüllung gegangen. Aber es sollte nicht sein ...

Rückblickend auf mein bisheriges Leben meine ich, dass ich ein schönes, erfolgreiches und weitgehend ausgeglichenes Leben hatte. Zwei schwere Schicksalsschläge, das Ableben meiner Frau und der Tod meiner Schwester Gerda, die beide viel zu früh gestorben sind, haben mir schwer zugesetzt. Doch meistens hatte ich Glück, auch in kritischen und gefährlichen Zeiten wie im Krieg an der Front und während meiner vierjährigen Gefangenschaft in Russland. Ich hatte das Glück, als junger Mensch - eigentlich war ich damals noch ein Kind - einen Beruf zu finden, der mir nicht nur Freude bereitete, sondern mit der Möglichkeit, einen Bildungsweg einzuschlagen und erfolgreich abzuschließen zu können, zur Lebensaufgabe wurde und es mir ermöglichte, als Leiter der Abteilung Forschung und Entwicklung im Halbzeugwerk Auerhammer einen Traumjob zu finden. Auf dem langen Weg meines Arbeitslebens, das vom Beginn meiner Lehrausbildung am 1. April 1941 bis zum Eintritt in den Vorruhestand am 1. Januar 1991 fast fünfzig Jahre dauerte, begleiteten mich zahlreiche Menschen als Kollegen und Freunde, die mich schätzten, unterstützten und förderten. Für all das muss ich sehr dankbar sein - und das bin ich auch.

Soweit meine Erinnerungen, wie sie mir im Gedächtnis geblieben sind - beginnend in meinen Kindheitstag und endend im 81. Lebensjahr. Aber die Erinnerungen trügen mitunter, sie lassen manche Erlebnisse und Personen in besserem, manche in schlechterem Licht erscheinen. Sollte das eine oder andere Detail in eurer Erinnerung anders sein oder von mir falsch erzählt worden sein, so bitte ich, das zu entschuldigen.

## **Anhang: Rede zur Trauerfeier am 3. Juni 2011**

Wir haben uns heute hier versammelt, um Abschied zu nehmen - von unserem Bruder, unserem Vater und Schwiegervater, unserem Großvater und Urgroßvater, unserem Schwager und Onkel, unserem Arbeitskollegen und Nachbarn. Wir nehmen heute auch Abschied von einem Mann, der darüber hinaus uns allen auch ein Freund war.

Mein Vater Rudi Kupfer wurde am 22. Mai 1927 in Burgkernitz als sechstes und jüngstes Kind der Hausfrau Martha und des Arbeiters Wilhelm Friedrich Kupfer geboren. Er verbrachte, wie er in seinen Erinnerungen schrieb, eine ruhige, ausgeglichene und glückliche Kindheit und nach dem Ende der achtjährigen Volksschule begann er eine Lehre als Chemieingenieur, die er im Mai 1943 als Chemotechniker abschloss.

Im August 1944 erfolgte die Einberufung in die Wehrmacht und sein Fronteinsatz begann am 13. Januar 1945 im Zuge der Weichsel-Offensive der Roten Armee, was ihm vier Jahre sowjetische Kriegsgefangenschaft einbrachte. Am 21. April 1949 aus der Gefangenschaft entlassen begann, wie er es formulierte, ein neues Leben für ihn. Er studierte von September 1952 bis Juni 1955 an der Fachschule Köthen, die er als Ingenieur-Chemiker verließ.

Im Juli 1955 begann Vaters Arbeitsleben im Erzgebirge. Er war im Halbzeugwerk Auerhammer zunächst als Gießereileiter angestellt, zur selben Zeit begann er ein Fernstudium an der Bergakademie Freiberg. Am 1. Oktober 1955 heiratete er seine große Liebe Renate. Ab 1960 war mein Vater von Anfang an beim Aufbau der Forschungsgruppe "Sonderwerkstoffe" im Halbzeugwerk dabei. Im Jahr 1964 schloss er das Fernstudium ab und im Juli 1972 erhielt er seine Promotion. Später, im Januar 1973, wurde er Leiter des Bereichs Forschung und Entwicklung. Auch im Ruhestand ab 1990 blieb mein Vater sehr aktiv, so zum Beispiel in seiner Tätigkeit im Gartenverein. Er wanderte, malte, bildete sich auch im Ruhestand weiter und vieles andere mehr.

Seine Kindheit erlebte er in der Weimarer Republik, seine Jugend im Nationalsozialismus, sein Berufsleben in der DDR und seinen Ruhestand und den Lebensabend in der Bundesrepublik. Somit war mein Vater Zeitzeuge aus vier historischen Epochen deutscher Geschichte inklusive der gewaltigen Umbrüche, welche die Wechsel mit sich brachten. Diese Tatsache hat das Leben meines Vaters wesentlich geprägt, er war sich dessen sehr bewusst und hat das immer wieder reflektiert. Mein Vater, mein Bruder und ich haben uns oft darüber unterhalten.

Wir haben uns deshalb auch versammelt, um mit meinem Vater Rudi Kupfer einen besonderen Menschen mit einem außergewöhnlichen Leben zu ehren, dem jeder der hier Anwesenden mit ganz eigenen Erinnerungen verbunden ist. Das sind einerseits Erinnerungen familiärer Art, Erinnerungen an fröhliche Stunden, an gemeinsam erlebte Momente des Glücks, an Skiwanderungen mit dem Vater, an schöne und für uns Kinder ob des wundersamen Treibens der Erwachsenen oft auch lustige Familien- und Weihnachtsfeste.

Das sind aber auch Erinnerungen an gemeinsam in der Familie durchlittene Schicksalschläge - ich denke an die zu frühen Abschiede von Vaters Schwester Gerda und von seiner Frau, meiner Mutter.

Das sind andererseits Erinnerungen beruflicher Natur. Seine Familie erinnert sich dabei an Vaters beharrliche Arbeit an seiner beruflichen Bildung und Entwicklung, ich sehe noch heute den mit Büchern und Notizen bedeckten Wohnzimmertisch vor mir, an dem mein Vater sitzt und erst für das Fernstudium, später an der Diplomarbeit und schließlich an seiner Promotion arbeitet. Ich erinnere mich, wie ich als kleines Kind in der gewölbten Abdeckung der Schreibmaschine saß und schaukelte, während Vater am Tisch arbeitete.

Für seine Kollegen sind das Erinnerungen an den Aufbau und das Wachsen des Bereiches Forschung und Entwicklung im Halbzeugwerk Auerhammer, an das gemeinsame Meistern technischer und wissenschaftlicher Herausforderungen, an gemeinsam erlebte Erfolge und gemeinsam durchstandene Misserfolge. Das sind auch Erinnerungen an gemeinsame Wanderungen und Ausflüge seit der Schließung der Forschung.

Sie erinnern sich an einen zielstrebigsten und pragmatisch-sachlichen Kollegen, einen ehrlichen und auf angenehme Weise uneitlen Mitarbeiter und einen kritischen, aber stets loyalen Vorgesetzten, der jederzeit für seine Mitarbeiter eintrat und sich auch in nicht beruflichen Belangen hilfsbereit zeigte.

In unseren Erinnerungen zeigen sich die Eigenschaften, die meinen Vater besonders auszeichneten. Als erste sind seine Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit zu nennen, wobei er die keineswegs selbstverständliche Kunst beherrschte, diese Ehrlichkeit nie in Taktlosigkeit umschlagen zu lassen oder seine Mitmenschen gar zu brüskieren. Das gelang ihm, weil sich seine Ehrlichkeit mit Bescheidenheit verband, Anmaßung und Selbstgefälligkeit waren ihm fremd.

Mein Vater war ein zutiefst loyaler Mensch, wobei seine Loyalität tatsächlich in der eigentlichen Bedeutung des Wortes die innere Verbundenheit und Treue war, aus der Aufrichtigkeit, Zuverlässigkeit und Redlichkeit im Miteinander resultieren. Seine Loyalität war stets mit Hilfsbereitschaft verbunden, auch in schwierigen Situationen unter schwierigsten Umständen war mein Vater für seine Familie, seine Freunde und Kollegen, kurz - seine Mitmenschen da.

Bemerkenswert war die Selbstverständlichkeit, mit der er half, und dass er stets ohne die Erwartung von Gegenleistungen half. Er rechnete seine Hilfsbereitschaft nie auf. Ich hatte sogar den Eindruck, dass ihm allzu überschwänglich geäußelter Dank ein wenig unangenehm war.

Meinen Vater zeichnete sich durch eine große Beharrlichkeit und Zielstrebigkeit aus, und zwar nicht nur in beruflichen Belangen, sondern auch im Privaten. Ich denke zum Beispiel an seine Beharrlichkeit, als es um die Urbarmachung eines ebenso steinigen wie abschüssigen Stückes Brachland im Bärengrund ging, aus dem dann der schöne Garten wurde, an den sich sicher noch viele unter Ihnen erinnern können.

Dabei zeichnete sich die Zielstrebigkeit meines Vaters durch Sachlichkeit und einen gesunden Pragmatismus aus, weswegen aus ihr nie Prinzipienreiterei wurde und seine Loyalität und Bescheidenheit ließen nicht zu, dass sie zur Rücksichtslosigkeit auf Kosten seiner Mitmenschen wurde.

Neben all diesen Eigenschaften hatte mein Vater einen ganz besonderen Charakterzug. Ich wusste zunächst nicht, wie ich diesen benennen könnte und die auf den ersten Blick geeignet erscheinenden Synonyme wie Humor oder Fröhlichkeit passten nicht wirklich. Dann erinnerte ich mich, eine Beschreibung dessen, was ich meine, gelesen zu haben, und zwar in einem Roman von Erich Maria Remarque. Der Autor lässt den Protagonisten des Romans folgendes sagen:

*"Heiterkeit, die gelassene Tochter der Toleranz - sie ist unserer Zeit verlorengegangen. Es gehört zu vieles dazu - Wissen, Überlegenheit, Bescheidenheit und die ruhige Resignation vor dem Unmöglichen."*

Diese Worte beschreiben exakt, was meinen Vater noch vor seinen anderen Eigenschaften auszeichnete - die bewundernswert gelassene Heiterkeit, mit der er durch Höhen und Tiefen seines Lebens ging und die er praktisch bis zur letzten Stunde behielt. Als mein Bruder und ich ihn zum letzten Mal sahen, verabschiedete er sich mit diesen Worten von uns: *"Ich hatte ein gutes Leben. Habt ein schönes Leben und lasst mich gehen."*

In seinen Erinnerungen hat mein Vater einen Rückblick auf sein Leben niedergeschrieben, ich zitiere.

*"Heute ist der 22. Mai 2008, als ich noch jung war hatte ich nie gedacht, jemals dieses Jahr zu erleben - ich hoffte nur immer, die Jahrhundertwende zu mitzuerleben. Rückblickend auf mein Leben meine ich, dass ich ein schönes, erfolgreiches und ausgeglichenes Leben hatte. Meistens hatte ich Glück, auch in kritischen Zeiten, wie es jene im Krieg an der Front und während meiner 4-jährigen Gefangenschaft in Russland waren. Ich hatte das Glück, als junger Mensch einen Beruf zu finden, der mir Freude bereitete und ich hatte das große Glück, einen erfüllenden Bildungsweg einschlagen und erfolgreich abschließen zu können. Vor allen Dingen meine letzte Arbeitsstelle als Leiter der Forschungsstelle war ein Traumjob, der mir ständig Freude bereitete. Dazu kam, dass ich mit Menschen zusammen arbeiten konnte, wie sie besser nicht sein konnten. Für all das muss ich sehr dankbar sein - und das bin ich auch."*

Dr. Rudi Kupfer verstarb in der Nacht vom 25. zum 26. Mai 2011 gegen 02:00 Uhr an den Folgen seiner schweren Erkrankung. Wir werden ihn nicht vergessen.

*Gehalten von Neidthard Kupfer*

1 - **Schmelzflusselektrolyse:** Elektrolyseverfahren zur Gewinnung unedler Metalle wie Kalium, Natrium, Magnesium und Aluminium in einer Schmelze ihrer Salze.

2 - **Aktion T4:** Nach dem Zweiten Weltkrieg gebräuchliche Bezeichnung für die Euthanasiemorde von mehr als 70.000 Psychiatrie-Patienten und behinderten Menschen in der NS-Zeit, benannt nach der Berliner Bürozentrale in der Tiergartenstraße 4. In der Landes-Heil- und Pflegeanstalt in Bernburg an der Saale (Sachsen-Anhalt) befand sich zwischen dem 21. November 1940 und dem 30. Juli 1943 eine Euthanasie-Tötungsanstalt der sogenannten Aktion T4.

3 - **Stellit:** Warenzeichen für eine Gruppe Hartmetall-Kobaltlegierungen aus 35-70 % Kobalt, 25-35 % Chrom, 10-25 % Wolfram und bis zu 10 % Eisen mit hoher Temperatur- und Verschleißfestigkeiten, z.B. für Drehstähle, Sägeblätter Ventile, Mahl- und Rührwerksteile.

4 - **Aluminothermisches Verfahren:** Redoxreaktion mit Aluminium als Reduktionsmittel, um Eisen und schwer isolierbare Metalle wie Chrom, Mangan, Titan, Vanadium, Niob und Tantal aus den entsprechenden Metalloxiden zu gewinnen.

5 - **Nasschemische Analysemethoden:** Methode der analytischen Chemie auf der Grundlage chemischer Reaktionen unter Beteiligung eines Lösungsmittels.

6 - **MG 42:** Universal-Maschinengewehr Modell 42, 1942 bei der deutschen Wehrmacht eingeführt, überzeugte mit großer Zuverlässigkeit und guter Schussgenauigkeit, Schussfolge von 1.200 bis 1.500 Schuss pro Minute.

7 - **Landhilfe:** Arbeitsmarktpolitisches Angebot für Jugendliche nach dem achten Schuljahr, in der Zeit des Nationalsozialismus wurde diese Maßnahme fortgeführt und für diese Schülergruppe verpflichtend ausgeweitet.

8 - **Budjonowka**, auch als Budjonny-Mütze: Militärische Kopfbedeckung, die ab 18. Dezember 1918 als Teil der Uniform der neugegründeten Roten Armee eingeführt und bei dieser bis Ende der 1930er Jahre getragen wurde.

9 - **nach Beevor, Antony:** Berlin 1945 - Das Ende. Bertelsmann 2002.

10 - **Überschießen:** Feuerschutz für eine Angriffstruppe, es sollen der Gegner niedergehalten und feindliche Stellungen ausgeschaltet werden, um den eigenen Soldaten zu ermöglichen, unterhalb der Geschosssalven gegen den Feind zu stürmen.

11 - **Akja:** Rettungsschlitten aus einer Metallwanne mit zwei Paar Holmen nach dem Vorbild des bootförmigen Schlittens der Samen zum Transport von Verletzten und Material, auch Ackja oder Akija geschrieben.

12- **T-34:** Sowjetischer Panzer, der hauptsächlich zwischen 1941 und 1945 im Zweiten Weltkrieg zum Einsatz kam, er vereint moderne Ideen zu einem, für seine Zeit sehr guten und fortschrittlichen Panzer, der Feuerkraft, Panzerungsschutz und Beweglichkeit miteinander verband. **IS-2 "Iossif Stalin":** Hier ist der JS-2 aus der Serie der "Josef Stalin"-Kampfpanzer für schwere Durchbruchs-Panzereinheiten gemeint, er zählt zu den stärksten Panzern, die im zweiten Weltkrieg eingesetzt wurden.

13 - **Kettenkrafttrad** HK 101, Wehrmachtsbezeichnung Sonderkraftfahrzeug 2, von NSU entwickeltes und bis 1948 oder 1949 gebautes Halbkettenfahrzeug mit motorradähnlichem Vorderbau.

14 - Die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts als mittelalterliche Burg angelegte **Festung Špilberk** (Spielberg) in Brno (Brünn) in Tschechien war Festung, Kaserne und Gefängnis. Während des Zweiten Weltkriegs diente die Festung der deutschen Wehrmacht als Kaserne, ihre Kasematten aber auch der Gestapo als berüchtigtes Gefängnis.

15 - **Wlassow-Armee:** "Russische Befreiungsarmee" (ROA), ein russischer Freiwilligenverband, der im Zweiten Weltkrieg vom 10.11.1944 bis 06.05.1945 auf deutscher Seite in Wehrmachts- und SS-Verbänden kämpfte. Die ROA wurde nach ihrem ersten Kommandeur auch Wlassow-Armee genannt. In der Hoffnung, von den Westalliierten nicht in die UdSSR repatriert zu werden, wechselte die ROA unter General Sergei Kusmitsch Bunjatschenko ab 06.05.1945 die Seiten und kämpfte beim Prager Aufstand gegen die Reste der deutschen Besatzungstruppen.

16- **Antifa**, hier "Nationalkomitee Freies Deutschland": Zusammenschluss von kriegsgefangenen, deutschen Soldaten und Offizieren und kommunistischen, deutschen Emigranten in der Sowjetunion zum Kampf gegen den Nationalsozialismus. Bildung der ersten Offiziersgruppe unter Hauptmann Ernst Hadermann April 1942 im Kriegsgefangenenlager Jelabuga, am 31. Mai 1942 fand die erste antifaschistische Offizierskonferenz statt. Zwei Monate später erfolgten die Gründung des "Bundes Deutscher Offiziere" (BDO) unter General der Artillerie Walther von Seydlitz, kurz danach der Anschluss des BDO an das Nationalkomitee.

17 - **Rjasan:** Russische Stadt 200 km südöstlich von Moskau am Fluss Oka, Hauptstadt der Oblast Rjasan, 515.900 Einwohner (2005).

18 - **Anmerkung des Herausgebers:** Der Überlieferung zufolge stand mein Großvater urplötzlich mit dem Spruch in der Küchentür: *"Das staunst du, Alte, was? Hast du nicht gedacht, dass ich den Krieg auch überlebe?"*, mit Betonung auf "den".

19 - **Magnetische Permeabilität**  $\mu$ , auch magnetische Leitfähigkeit ist die Durchlässigkeit von Materie für magnetische Felder. **Weichmagnetische Werkstoffe** sind ferromagnetische Materialien, die sich in einem Magnetfeld leicht magnetisieren lassen, z. B. durch einen elektrischen Strom in einer stromdurchflossenen Spule oder durch Anwesenheit eines Permanentmagneten. Thermobimetall: Metallstreifen aus zwei Schichten unterschiedlichen Materialien, die miteinander stoffschlüssig oder formschlüssig verbunden sind. Charakteristisch ist die Veränderung der Form bei Temperaturänderung

20 - **Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe**, am 25.01.1949 als Pendant zum Marshallplan und zur Organisation für europäische wirtschaftliche Zusammenarbeit (OEEC) gegründet, Gründungsmitglieder waren die UdSSR, Polen, Rumänien, Bulgarien, Ungarn und die ČSSR, später traten die DDR, die Mongolei (1962), Kuba (1972) und Vietnam (1978) bei. Kooperationsabkommen mit Finnland (1973), Irak und Mexiko (1975), Nicaragua (1984), Mosambik, Angola, Äthiopien, Jemen und Afghanistan folgten bis 1987.

21 - **Metallogie:** Metallkunde, Lehre von den Eigenschaften, der Struktur und der Verarbeitung der Metalle

22 - **VVB:** Vereinigung Volkseigener Betriebe, Konzernvariante der sozialistischen Planwirtschaft in der DDR in den 1950er und 1960er Jahren, kleinere Betriebe wurden mit großen Betrieben zur Erzielung von Rationalisierungseffekten vereinigt, wenn die Erzeugnisstruktur ähnlich war.

23 - **Schnittbandkern:** Wichtiges Bauteil für Transformatoren in Netzteilen und Verstärkerendstufen. Die als sogenanntes Halbzeug vorgefabrizierten und getrennten Kerne werden in die bewickelten Spulen eingeschoben und mit Bändern zusammengespant.

24 - **Muniperm:** Gehört zur Gruppe der hochpermeablen Nickel-Eisen-Legierungen mit geringen Hystereseverlusten. Die Legierung enthält 75 % Nickel, 5 % Kupfer, 2% Chrom, der Rest ist Eisen. Muniperm war eine geschützte Handelsbezeichnung des ehemaligen VEB Halbzeugwerk Auerhammer in Aue (Sachsen). Andere Handelsbezeichnungen sind zum Beispiel Mu-Metall, Perm 77, Permalloy.

25 - **Nichtsozialistisches Wirtschaftsgebiet:** Im offiziellen Sprachgebrauch in der DDR alle Staaten, die sich nicht an sozialistischen Wirtschaftsprinzipien orientierten. Das Kürzel NSW wurde vorrangig im Zusammenhang mit Wirtschaftsbeziehungen gebraucht.

26 - **LOT-Flug 248**, Linienflug einer Vickers Viscount von Brüssel via Berlin nach Warschau-Okęcie am 19.12.1962, der während des Landeanflugs abstürzte, alle 33 Insassen kamen ums Leben. Von den 447 gebauten Viscounts sind in 66 Flugunfällen 1.238 Personen tödlich verunglückt.

27 - **IL 14**: Zweimotoriges, sowjetisches Kurz- und Mittelstrecken-Verkehrsflugzeug für ca. 35 Passagiere. IL 18 ist ein viermotoriges Mittel- und Langstrecken-Verkehrsflugzeug für bis zu 120 Passagiere, das in einigen Ländern heute noch im Einsatz ist.

28 - **Eisen- und Metallwerk Csepel** (ung. Csepel Vas- és Fémművek) 1911 von Manfréd Weiss gegründet, später Stahl- und Metallwerke AG Csepel, die größte Waffenfabrik in Österreich-Ungarn.

29 - Die **Von Ardenne** GmbH als Ausgründung aus dem Ardenne-Institut in Dresden baut und verkauft bis heute Schmelz- und Beschichtungsanlagen auf Basis dieser Technologie ("Elektronenkanone").

30 - **Hysteresekurve**, Hystereseschleife: Magnetische Hysterese tritt bei ferromagnetischen und magnetisch leitfähigen Stoffen wie Eisen, Kobalt und Nickel und deren Legierungen auf und lässt sich am Verlauf der Hysteresekurve oder Hystereseschleife verdeutlichen, in der die magnetische Flussdichte in einem ferromagnetischen Stoff über der Stärke eines den Stoff umgebenden Magnetfeldes aufgetragen wird.

31 - **Bloch-Wand**, Bloch'sche Wand: Beim Magnetismus die Grenze zwischen den Weiss-Bezirken in ferromagnetischen Stoffen unterhalb der Temperatur, ab welcher die ferromagnetische bzw. ferroelektrische Ordnung verschwindet (Curie-Temperatur). Weiss-Bezirke zeichnen sich dadurch aus, dass die Spins der Elektronen, die als Elementarmagnete aufgefasst werden können, innerhalb eines Bezirks parallel zueinander sind.

32 - **Anmerkung des Herausgebers**: Die Formulierung "*nicht ständig von Neugierigen belagert*" weist darauf hin, dass es zum Betreten der Anlage in der Weberei einer Berechtigung bedurfte und deutet die Geheimhaltungsstufe des Projekts an. Wegen der strategischen Bedeutung der Forschung im HWA für die DDR und den Ostblock war (nicht nur) alles, was mit dem Elektronenstahl-Mehrkammerofen zu tun hatte, Verschlussache.

33 - **Supraleiter**: Materialien, deren spezifischer elektrischer Widerstand beim Unterschreiten einer kritischen Temperatur sprunghaft auf einen unmessbar kleinen Wert fällt. Die Sprungtemperatur ist materialabhängig, kann durch von außen anliegende Magnetfelder gesenkt werden, der hier angegebene Wert von 5 Kelvin (K) ist nicht mehr gültig, er liegt heute bei metallischen Supraleitern bei 39 K und bei keramischen S. bei 133 K.

34 - **Komunistická strana Československa** (KSČ), deutsch: Kommunistische Partei der Tschechoslowakei (KPČ)

35 - **Anmerkung des Herausgebers:** Hier erinnert sich mein Vater nicht ganz korrekt. Der Einmarsch der Verbände der "Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in Deutschland" (GSSD) aus Richtung Stollberg über Löbnitz durch Aue begann in der Nacht zum 20.08.1968 und dauerte bis zum Mittag des 21.08. und weil wir Kinder auf dem Weg zur Schule die Löbnitzer Straße, auf der die Truppen nach Aue fuhren, überqueren mussten, hatten wir an den zwei Tagen schulfrei - zumal die Truppen den Marsch immer wieder stoppen mussten, weil die Tragkraft der Bahnbrücke, damals Karl-Marx-Brücke, die auf dem Weg in Richtung Grenze der ČSSR über Schwarzenberg überquert werden musste, für eine kontinuierlichen Überquerung nicht ausreichte. Von der Anzahl der Fahrzeuge her wird das eine ganze Division gewesen sein, in Betracht kämen bzgl. ihrer Standorte die 7. oder die 47. Garde-Panzerdivision, und dafür war Deutschlands erste Spannbetonbrücke - Übergabe am 05.06.1937 als Adolf-Hitler-Brücke - nicht vorgesehen. Der Rückmarsch erfolgte einige Wochen später, wir Kinder hatten wieder schulfrei und mit Winklementen zur Begrüßung der Soldaten an der Straße zu stehen. Unser Familienausflug inkl. der Begegnung mit den sowjetischen Panzern fand am 24.08., einem Samstag, statt, ich war dabei und mein Bruder, damals zweieinhalb Jahre alt, wurde von einer befreundeten Kollegenfamilie gehütet. Von den gehorteten Lebensmitteln - Zucker, Salz, Tee, Milchpulver, Gewürze - lebten wir noch jahrelang, nur das Mehl verdarb uns nach einer Weile.

36 - **Rolf Herricht** war ein in der DDR sehr beliebter Schauspieler, Entertainer und Komiker, er galt quasi als der Harald Juhnke des Ostens. **Chris Doerk** ist eine damals in der DDR nicht minder bekannte Schlagersängerin, sie war zeitweise die musikalische Partnerin und Ehefrau des Schlagersängers Frank Schöbel. **Karl-Eduard von Schnitzler** war Journalist und Chefkomentator des Fernsehens der DDR und wurde auch im Westen als Moderator der Sendung "Der schwarze Kanal" bekannt.

37 - **Filament:** Allgemein eine einzelne Faser beliebiger Länge.

38 - **Diffusionsglühen** oder Ausgleichsglühen: Prozess, bei dem das Metall auf ca. 200 °C unter Solidustemperatur (Temperatur einer Legierung, bei der diese vollständig in fester Phase vorliegt) erhitzt wird, was die durch schnelles Abkühlen behinderte Diffusion der Atome wieder in Gang setzt. Dadurch werden inhomogene Mischkristalle in homogene überführt, was ein feinkörnigeres Gefüge zur Folge hat und die mechanischen Eigenschaften der Legierung verbessert.

39- **Kampfgruppen der Arbeiterklasse**, auch Kampfgruppen oder Betriebskampfgruppen: Paramilitärische Organisation von Beschäftigten in Betrieben der DDR.

40 - **Genex Geschenkdienst GmbH:** 20.12.1956 gegründet, eine der wichtigsten Devisenquellen der Kommerziellen Koordinierung, einer Abteilung des Ministeriums für Außenhandel der DDR. Genex vertrieb einen Katalog, aus dem die Bürger der Bundesrepublik Waren bestellen und mit D-Mark bezahlen konnten, welche direkt an ihre Verwandten und Bekannten in der DDR versendet wurden.

41 - **Amorphe Metalle:** Legierungen, die auf atomarer Ebene keine kristalline, sondern eine amorphe Struktur aufweisen und trotzdem metallische Leitfähigkeit zeigen. Dies wird durch rasches Abkühlen der Schmelze erreicht, das den Atomen die Beweglichkeit nimmt, bevor sie die Kristallanordnung bilden können. Die nötige Abkühlrate betrug für die ersten amorphen Metalle noch bis zu 1 Mio. K/s.

42 - **Neuererwesen**, auch Neuererbewegung: staatlich gelenktes Verfahren in der DDR zur Steigerung der Produktivität mit Hilfe von Verbesserungsvorschlägen.

#### 43 - **§ 104 Sabotage StGB DDR**

(1) Wer es mit dem Ziel, die sozialistische Staats- oder Gesellschaftsordnung der Deutschen Demokratischen Republik zu schädigen, unternimmt, durch Irreführung oder andere Behinderung staatlicher oder genossenschaftlicher Einrichtungen oder Betriebe oder unter Mißbrauch seiner staatlichen oder gesellschaftlichen Funktion oder beruflichen Stellung oder unter Umgehung der sich daraus ergebenden Pflichten

1. die planmäßige Entwicklung der Volkswirtschaft oder einzelner ihrer Zweige oder Betriebe oder die Erfüllung der Volkswirtschaftspläne;
2. die Tätigkeit der Organe des Staates oder gesellschaftlicher Organisationen;
3. die Verteidigungskraft oder die Verteidigungsmaßnahmen der Deutschen Demokratischen Republik zu durchkreuzen oder zu desorganisieren, wird mit Freiheitsstrafe nicht unter drei Jahren bestraft.